Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters

In deutschen Versen von

Paul von Winterfeld







DEUTSCHE DICHTER DES LATEINISCHEN MITTELALTERS

IN DEUTSCHEN VERSEN
VON
PAUL VON WINTERFELD

HERAUSGEGEBEN UND EINGELEITET
VON
HERMANN REICH

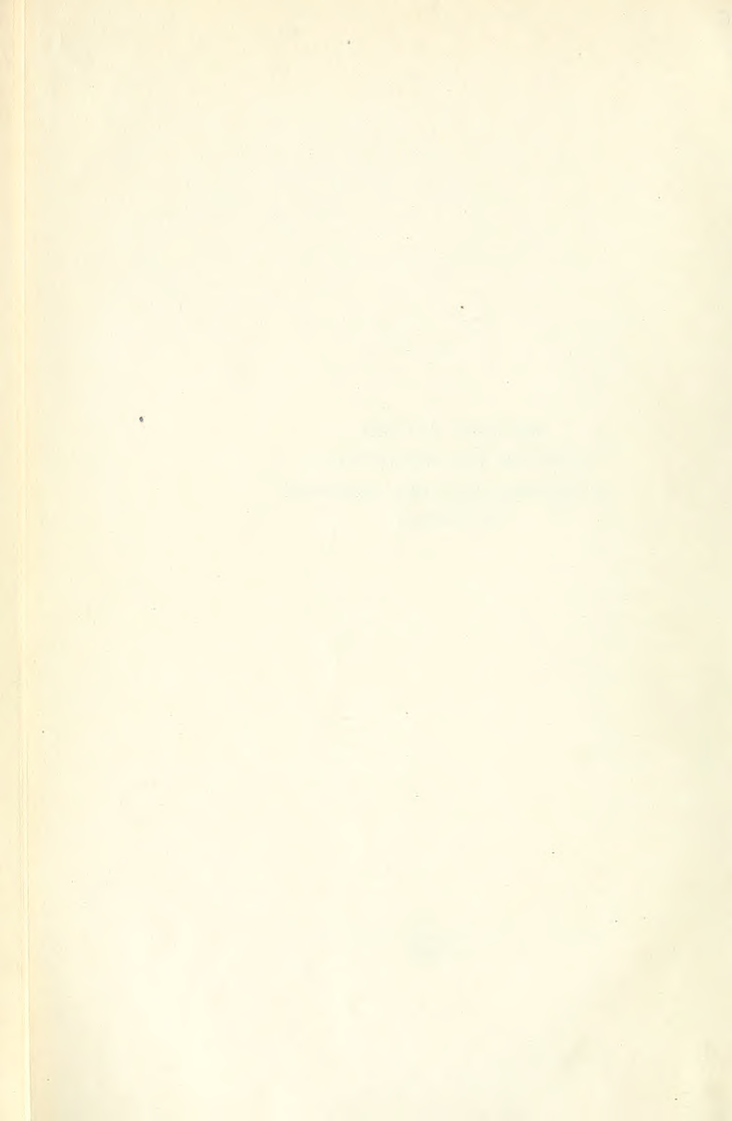
DRITTE UND VIERTE,
MIT NEUEM VORWORT VERSEHENE AUFLAGE



C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
OSKAR BECK MÜNCHEN 1922

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck
München

RICHARD JAHNKE
JOACHIM VON WINTERFELD
IN FREUNDSCHAFTLICHER VEREHRUNG
ZUGEEIGNET



VORREDE ZUR ERSTEN AUFLAGE

Vernimm, wir schreiben's ehernen Tafeln ein,
Daß du es bist, mit-mittelstes Völkerherz,
Urland und Stammland und Europens
Heiliger, götterbesuchter Herdraum.
Folgt ihr nur äugelnd immer dem Tageswink,
Der Wolkenwirrsal über den Himmel führt;
Und leichtes Spielzeug schwanker Stunden
Tauschet's und werfet's enttäuscht zu Boden.
Wer stillern Sinns beständigen Werts sich freut,
Weist solches ab; und innen im Busen treu
Verwahrt er Altes und das Erbe
Mehrt er, der Frühern gedenk und der Spätern.

Rudolf Alexander Schröder.
Deutsche Oden.



ls es mit Paul von Winterfeld zum Sterben kam, übergab er mir das Manuskript seiner Nachdichtungen aus der lateinischen Poesie des deutschen Mittelalters, die zum Teil sogar eigene Dichtungen Winterfelds sind. Die Balladen und Bilder, Legenden, Hymnen und geistlichen Lieder, Fabeln, Novellen, Märchen, Satiren, Schwänke, Schelmenlieder, das heroische Epos und den ältesten realistischen Ritterroman, kurz alle Dichtungen, die das Buch enthält, hat er mit geringen Ausnahmen chronologisch geordnet. Sie entstammen im wesentlichen dem frühen Mittelalter bis zum zwölften Jahrhundert, wo dann die Nationalsprachen das Latein als Dichtersprache verdrängen. Die kleineren Stücke sind zusammengelesen aus sehr verschiedenen Quellen, worüber die Anmerkungen am Schlusse kurze Auskunft geben.

Der Tod hat Paul von Winterfeld sein Werk nicht vollenden lassen. Aber das Wichtigste ist geschehen, und Fehlendes konnte ich aus den Abhandlungen Winterfelds zur

mittellateinischen Literargeschichte ergänzen. In diesen Übersetzungen treten die dichterischen Genialitäten der deutschen Frühzeit vor uns und reden jetzt unsere Sprache, Ekkehard, der Dichter des Sanges von Walther und Hildegunde, Notker, der Vollender der erhabensten Form mittelalterlicher geistlicher Lyrik, der launige Erzähler schöner Volkssagen von Karl dem Großen, der Humorist und Fabulist, der große Lehrer, Hrotsvit von Gandersheim, die erste Frau, die in deutscher Dichtung, in Legende, romantischem Drama und epischer Heimatkunst Großes schuf, und die dem Streben moderner Frauen als eine Patronin und Heilige gelten muß, der Dichter des Rudlieb, der erste echte deutsche Romancier, und dann die zahlreichen kleinen Dichter, deren Leistungen oft groß genug sind. Es sind meistens Mönche und Nonnen. Denn die berühmten Klöster und Klosterschulen waren damals die Universitäten und Akademien des Reichs und die Brennpunkte geistigen Lebens und Schwunges, politisch, religiös und literarisch. Aber auch fahrende Kleriker, Vaganten, Goliarden, Mimen und Joculatoren drängen sich in die Reihen und selbst ein alter fränkischer König. Der ganze große Kreis deutscher mittellateinischer Dichtung ist geschlossen. Nur im Rudlieb mußte ich einige fehlende Stücke in Prosa ergänzen, zwei Dramen Hrotsvits in einer guten älteren Übersetzung hinzufügen, auch des Archipoeta berühmte Goliardenbeichte, damit an der vollen Übersicht nichts fehle.

Es ist gut, einmal beschaulich in den Klöstern und den Domen des Mittelalters zu weilen, deren Türme wie Zeigefinger zum Ewigen und Überirdischen weisen, durch deren buntes Fensterglas die Sonnenstrahlen über den hehrsten

Geheimnissen menschlich-göttlicher Sehnsucht flimmern. Wer in diesem Dichterbuche liest, dem klingt es im Ohr wie Glockenklang, der erfreut sich an der Einheit einer religiösen Weltanschauung, der alle Geheimnisse gelöst sind, alle Fragen nach des Lebens Grund und Ziel, nach dem Sinn und der Gerechtigkeit der Erde, alle diese Eumenidenrätsel und Prometheusfragen, an denen heute wieder das Menschenherz verblutet. Ihm wird das Wunder etwas Natürliches unter Menschen, die beständig den Himmel offen und die Boten Gottes niedersteigen sehen, denen der Traum zum Leben wird und das Leben oft zu einem schweren Traum, aus dem man sich sehnt zum seligen Erwachen im Tode.

Man hört die gewaltigen Hymnen und geistlichen Musiken erbrausen, auf deren Adlerfittichen die verzückte Seele über alle Not und alles Weh der Erde, über alle Zweifel und dunklen Geheimnisse hinweg hinauffliegt direkt in Gottes Schoß.

So fest sind diese Menschen des Mittelalters in ihrer geistlichen Zuversicht, in ihrer Gewißheit höchster Gerechtigkeit und Güte, daß ihnen der böse, wirre Lauf der Welt als ein gutes Schauspiel dient für Laune und Humor. Schließlich wird bei Hrotsvit selbst ein gräßliches Martyrium zur geistlichen Burleske, und Notker, der Schöpfer ekstatischer Kirchenlieder, lächelt über die schlimme Welt mit dem überlegenen Humor der Tierfabel. Alles Irdische ist nur ein Gleichnis, und für aller schlimmen Rätsel gute Lösung wird nachher schon der ewige Vater im Himmel sorgen.

In dieser fröhlichen Zuversicht kommt das asketische Mittelalter zu seiner derben Lebenslust. Dann lauscht es

dem Gesange seiner Spielleute, Mimen und Joculatoren, ergötzt sich an Schwänken, Lügenmärchen und Novellen, in denen die Freude quillt am heiteren Dasein, an der bunten Erde und Menschenwelt. Hier erschallt wieder das sorglose, jubelnde Lachen weltfreudiger Antike und des uralten, frohen Mimus und seiner unsterblichen, übermütig tollenden Clowns.

Zugleich stehen unsere Gedichte im innigsten Zusammenhang mit dem geschichtlichen Werden der Nation, von deren Helden und Heroen, Kaisern, Königen und Herren sie fabulieren.

Hier beginnt sich auch schon die herrliche deutsche Kaisersage zu regen. Sie ist immer im Herzen und der Phantasie des Volkes lebendig geblieben, erfüllt von der Sehnsucht nach längst vergangener großer Zeit. Es regt sich der goldne Traum des deutschen Mittelalters vom römischen Kaiserreich deutscher Nation, der Traum von der Weltherrschaft der Germanen. Ihn wird am wenigsten unsere Zeit ganz vergessen wollen, die den deutschen Adler vom Sonnenaufgang bis zum fernsten Sonnenuntergang über die Meere fliegen sieht als Zeugen des deutschen Gedankens, der mächtig werden will in aller Welt.

Aber alle diese alten deutschen Dichter haben Latein sprechen müssen, so hat es der Zwang historischer Entwicklung gewollt. Das ist das herbe Schicksal, das auf der blühenden Jugendzeit unseres Volkes und auf seiner Seele erdrückend gelastet hat.

Mit brausender Jugendkraft sind die Germanen in die alternde lateinische Kulturwelt hineingestürmt. Sie haben das Weltreich zertrümmert und wurden die Herren von Rom.

Dieses heroische Zeitalter schuf eine Fülle gewaltiger Heldenlieder und Sagen. Doch diese alte urgermanische Epik ist verschollen. Erst ihr spätes Wiederaufleben im zwölften Jahrhundert zeigt in Gudrun und Nibelungen, wie groß sie gewesen sein muß und wie zukunftsreich, wäre sie nicht in der Blüte gebrochen. Denn die alte lateinische Kultur- und Geistesmacht bezwang die jugendlich naiven Gemüter der Riesen und lenkte sie in fremde Bahnen.

Die germanischen Nationen der Völkerwanderung haben schließlich in den eroberten Ländern des Südens nur Römern und Romanen frische Kraft zugeführt, greisenhaft erschöpfte Völker und Kulturen verjüngt, ihnen durch Blutmischung erst die Möglichkeit hoffnungsvollen Weiterlebens gegeben, bis nach einem dunklen Jahrtausend in der Renaissance endlich die erste, große, leuchtende Blüte modernen Geisteslebens aufbrach. Aber zunächst wurde die germanische Seele darüber verloren und die germanische Sprache. Nur die deutsche Muttererde hielt Volk und Sprache fest. Doch die Kirche, die Poesie, Wissenschaft und Diplomatie sprach auch schließlich in Deutschland im Mittelalter Latein. So blieb es, bis endlich Minnesangs Frühling kam und Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, und wieder die große deutsche Volksepik erblühte — Gudrun und Nibelungen.

Aber das Fremde blieb nun einmal nach uralter Gewöhnung stärker als das Urgermanische. Die große ritterliche Dichtung beherrschte an Stelle des lateinischen nun der romanische Einfluß, wenn auch in viel geringerem Maße. Noch freier ist ja dann die letzte Blüteperiode unserer Dichtung geworden. Aber ganz hat selbst die klassische

Weimaraner Epoche den Traum der Nation von ureigenster deutscher Wesenheit nicht erfüllt. Ihr fehlte noch zu sehr die Förderung durch den einigen, stolzen Nationalstaat.

Nun haben wir das Reich. Und das größere Reich wird auch schließlich die stärkere Literatur erzeugen, welche die letzten Quellen germanischer Kraft und Genialtät erschießt, denn noch haben wir ja die Jahrhunderte und Jahrtausende vor uns.

Bis dahin ist der Weg freilich wohl noch weit. Aber an seinem Anfange stehen die Dichter dieses Buches, die unter dem ungeheuren Druck einer überwältigenden fremden Kultur und Sprache, dem sonst alles Volk des Mittelalters erliegt, nicht unfrei wurden, sonden Worte fanden für germanisches Empfinden und Seelenleben und im alten, zerschlissenen Gewande des Latein sich als neue Menschen erwiesen. Ihnen hat jetzt Paul von Winterfeld zum deutschen Empfinden auch die deutsche Sprache gegeben.

Von dem General von Winterfeld sagte lange nach seinem Tode Friedrich der Große in schmerzvoll sehnsüchtiger Erinnerung: „Er war ein guter Mensch, er war ein Seelenmensch, er war mein Freund." Dieses Seelenmenschentum ging auf den Nachfahren über. Aus ihm stammt die innere Erfahrung und Macht, die deutsche Seele aus den Banden mittelalterlichen Lateins zu erlösen und die Dichter der Frühzeit zu uns in deutschen Worten reden zu lassen, wie es ihnen einst ums Herz war. So gewinnt er sie unserer nationalen Dichtung wieder, deren Reich er damit erweitert.

Ulrich von Wilamowitz hat Winterfelds Übersetzungskunst im Bacchylides gerühmt und in herzlichen, von warmer Sympathie erfüllten Briefen den jungen Professor angefeuert,

nicht abzulassen von seinem Werk. Professor Traube, der Kenner mittellateinischer Dichtung, hat seine Weise mit der Gottfried Kellers verglichen, Wilhelm Jordan seine kongeniale Art empfunden. Er selbst hat sich in seinen „Stilfragen zur lateinischen Dichtung des Mittelalters“ über seine Kunst ausgesprochen und sich zu Wilamowitzens Vorbilde bekannt. Ich habe die begeisternde Wirkung dieser Nachdichtungen im deutschen Unterricht der Klassen erprobt und auch an der Berliner Universität in meinem Kolleg über klassische Pädagogik. Immer wieder traten Studenten an mich heran und fragten, wann denn nun diese Gedichte herauskämen.

Solche Seelenmenschen wie Paul von Winterfeld, solche tiefen, zarten und besonderen Naturen aus unseres Volkes höchster Rasse sind gefährdet und immer nahe an allerlei Abgründen, Gefahren und fremden Wundern. Sie kümmert wenig des Lebens platte Nützlichkeit, das Förderliche, Betriebsame; wenig gilt ihrer hohen Geistigkeit überhaupt das Leben neben ihren großen Träumen, ihrem Willen, ihrem Werk. So ward auch dieses einfache Professorenleben schließlich zu einem seltsamen Roman und endete in einer Katastrophe wie das des Generalleutnants.

Ich schicke seinen Nachdichtungen sein Leben voraus, weil es schließlich selbst zur Poesie und fast zu einem schwermütigen, romantischen Gedicht geworden ist. Ich tue es mit Schmerz, denn er ward allzu früh vollendet. Wieviel die Wissenschaft an ihm verlor, ist bekannt. Denn seine früh vollendeten Werke zeugen hier für ihn. Er war einer der Begründer der mittellateinischen Philologie. Aber dieses Dichterbuch und ein Band Gedichte, den er kurz

vor seinem Tode Weihnachten 1904 herausgab, zeigen nur den Anfang seiner dichterischen Laufbahn, lassen nur ahnen, was er der vaterländischen Dichtung werden wollte und konnte, und diese Ahnung ist höchst trauervoll.

Möchte dieses Buch hier vor allem in die Hände unserer Jugend kommen, der gymnasialen wie der studentischen. Möchte sie Freude empfinden an dem Bilde dieses früh Verstorbenen, der allein den ewigen Werten der Wissenschaft und Poesie gelebt hat in strenger Entsagung und härtester Zucht. Er war wie seine geliebten Dichter ein einsamer Mönch, ein Asket und ein trotziger Verächter des bunten, lärmenden Jahrmarkts des Lebens und aller bösen Lust, eine Kerze vor dem Hochaltar der geistigen Heiligtümer der Nation.

Vor neuen, ungeheuren Aufgaben steht Volk und Reich. Die Welt ist weiter geworden und weiter muß auch unser Wille werden. Noch ward aus Urzeit und Altertum, aus Mittelalter und Neuzeit nicht ganz der neue Mensch. Aber nicht der Übermensch ist unser Ziel, sondern der deutsche Mensch nach seinen letzten Möglichkeiten.

Gerade weil unsere Jugend neuen, fernen Zielen zuschreitet, ist es ihr gut und erziehlich, etwas von diesen Dichtern mitzunehmen, die Bahnbrecher neuen deutschen Wesens waren in uralter lateinischer Zeit. Auch das rührende Bild dieses jungen Professors und sein ernstes, opfervolles Leben kann Willen und Kraft erwecken zu großen und tapferen Dingen. Auf Willen und Tapferkeit kommt heute alles an. Denn die Zeit ist schwer und voll zukunftsvoller Entscheidung. Man wird den Willen unserer Jugend hämmern und härten müssen, und dazu sind dieses Toten

wuchtige Verse gut und sein heroisches Dasein. Weil er ein Beispiel ist, erzähle ich von ihm.

Wer die Erfahrung und das Glück hat, unsere Jugend zu führen von der Schwelle des Gymnasiums bis zur Universität und sie auch dort weiter zu leiten, bis sie fertig wird für den Dienst des Staates, der hat es oft als höchsten Lohn empfunden, wie die Augen leuchten, wenn von den großen Erinnerungen der Nation die Rede ist, von Kaiser und Reich und von der Zukunft des Volkes. Hier ist ein sprudelnder Born der Kraft, der unerschöpflich aus der deutschen Erde quillt, und die Lehrerschaft ist als getreuer Eckart auf der Hut, daß man ihn nicht vergifte.

Ihrer Obhut sei auch das Werk dieses treuen Mannes empfohlen, das ich nach seinem tragischen Ende den Auftrag habe niederzulegen als eine bescheidene Gabe auf dem Altar der Nation.

Als Anhang zu dem Dichterbuche gebe ich aus der Menge der wissenschaftlichen Aufsätze Winterfelds einige größere Abhandlungen zur Dichtung des lateinischen Mittelalters, zum Teil etwas gekürzt, in der stillen Hoffnung, es könnte so ein Denkmal für ihn entstehen, das seine innerste Wesenheit enthüllt und zugleich nach den fernen Höhen weist, zu denen er frohen Muts aufzusteigen begann. Denn gerade von ihm, der unvollendet im Glanz der Jugend starb, gilt Skakespeares Wort über den Prinzen Hamlet:

> Laßt vier Hauptleute Hamlet auf die Bühne
> Gleich einem Krieger tragen: denn er hätte,
> Wär' er hinaufgelangt, unfehlbar sich
> Höchst königlich bewährt.

Vielleicht wird ihm nun dieses nachgelassene Werk zu einem Grabmal, das dauernd ragt am Strande der bewegten See deutschen Geisteslebens und hoch hinausschaut in die wechselnde Zeit. — — —

Möchte das Buch auch dem Staatsmanne, dessen ruhmvollen Namen es an der Stirne trägt, die Trauer lindern. Gerne hätte der Freund ihm noch bei seinem Leben für alle Liebe und seelenvolle Güte, alles innige, zur Höhe des Ideals, des Heroismus und höchster geistiger Sphären emporreißende Verständnis und Vertrauen ein Zeichen liebevollen Danks gegeben. Nun reckt er noch aus dem Grabe die Hand heraus mit seiner Gabe, und wir sehen ihn wieder lächeln mit den treuen, braunen Augen, die einst so tief und seelenvoll uns leuchteten und unsere Liebe weckten.

Gustav Roethe hat, wie er vormals in ernster Trauerversammlung die prachtvolle, gedankenschwere, herzbewegende Leichenrede auf den Toten hielt und ihm feierliche Worte der Liebe und des Verständnisses auf den letzten Weg mitgab, für das Erscheinen des Buches ein lebhaftes Interesse betätigt und auch gerne auf meinen Wunsch diese Rede beigesteuert, die das Schönste und Tiefste über Paul von Winterfelds Sein und Wirken enthält.

Karl Strecker, Winterfelds Freund und sein Nachfolger auf dem Lehrstuhle, hat die meisten Korrekturen des Werkes gelesen, ihm seine wissenschaftliche Sorgfalt zugewendet, mir aufopfernd mit Rat und Tat beigestanden und auch manches aus Briefen und Erinnerungen hergegeben.

Oskar Beck, der einst den Verlag von Winterfelds lyrischen Gedichten übernahm, hat diesem Buche seine

besondere persönliche Teilnahme geschenkt. Seine eindringende literarische Kennerschaft, seine hohe praktische Erfahrung ist allen Teilen und nicht nur bei der äußerlichen Gestaltung, für die er die beste Form fand, förderlich gewesen. Ihnen allen gebührt der Dank des Toten und der meine.

Nun ist es bald ein Jahrzehnt her, daß wir Paul von Winterfeld begraben haben, und man könnte mich schelten, daß ich so lange zauderte. Aber ich war nach seinem Tode lange am Herzen krank und als ich genas, schloß meine Trauer mir den Mund. Später hatte ich zu der Pflicht des Universitätsdozenten noch das Amt des Gymnasiallehrers auf mich genommen.

Welcher Wohlmeinende kennt nicht die Schwere dieser Dinge. Wer die Sorge für die Jugend trägt mit Leidenschaft und Liebe, wie es der rechte Schulmeister tut, dem erfüllt sie alle Sinne und Gedanken und läßt ihn bei Tag und Nacht nicht los. Aber wenn der Schulmeister zugleich ein wissenschaftlicher Forscher und Baumeister ist, wie so mancher unter den Lehrern und auch unter den Leitern und hohen Verwaltern unseres Schulwesens, muß er der klagenden Seele Schweigen gebieten. Er mag sich mit dem höchsten Herrn im Reiche des reinen Geistes und Willens, mit Sokrates trösten, dem Meister klassischer Pädagogik. Denn der Weise hatte ein so schulmeisterliches Herz, daß er neben seiner Wirksamkeit als Reformator und Erzieher der genialen attischen Jugend das Buchmachen verachtete zu einer Zeit, da in Athen fast alles schrieb. Er hatte den Glauben, daß ein heroisches Leben als Beispiel stärker wirke als alle Literatur.

Dennoch bringt es Herzeleid, wenn tiefgegründetes, durch Jahrzehnte gehegtes Geisteswerk verderben muß, Entdeckungen verloren gehen, weil Pflicht hier gegen Pflicht steht. Diese Verantwortung ist ein Schwert in der Seele dessen, der sie persönlich für sich selber tragen muß.

Daß wenigstens Paul von Winterfelds Dichterbuch nicht zugrunde gehen mußte, wird ganz allein der hohen Einsicht der preußischen Staatsregierung verdankt. Wie ich einst auf Jahre Urlaub erhielt zur Abfassung des ersten und zweiten Bandes meines Mimus — der dritte und vierte steht noch aus —, so ward mir auch zur Vollendung und Herausgabe des Dichterbuches wissenschaftliche Muße gewährt.

Dafür schulde ich vor allem dem Geheimen Oberregierungsrat im Kultusministerium, Herrn Dr. Graeber, meinen verehrungsvollen und herzlichen Dank. Ohne die Teilnahme, die er Winterfelds tragischem Geschick und seinen Dichtungen und Nachdichtungen voll Herzlichkeit und hoher Güte zuwendete, ohne sein Vertrauen zu ihrem Wert und Nutzen hätte ich die lange, schwerlastende Arbeit wohl kaum vollenden können. Wenn des Toten Werk Dank verdienen sollte, dann wird er ihm vor allem gesagt werden müssen.

Dank schuldet dieses Buch auch Herrn Oberregierungsrat Dr. Julius Waßner, jetzt in Magdeburg, sowie dem Provinzialschulkollegium der Provinz Brandenburg, insbesondere dessen Vizepräsidenten Herrn Dr. jur. Max Lüdeke, Herrn Oberregierungsrat Lambeck und Herrn Provinzialschulrat Dr. Hubert; ebenso dem einsichtsvollen Kuratorium der höheren Schulen in Lankwitz, das den Wert freier wissen-

schaftlicher Betätigung für die Blüte und das Ansehen seiner emporstrebenden Anstalten wohl zu schätzen wußte, zumal Herrn Bürgermeister Dr. Beyendorff und Herrn Realgymnasialdirektor Professor Dr. Arnold Schmidt. Er hat zu allem auch noch die ganze Korrektur gelesen. Möchte das herzliche und aufopfernde Interesse dieses hervorragenden Schulmannes an unserm Dichterbuche ein günstiges Omen dafür sein, daß es nun auch wirklich zu der deutschen Jugend gelangt.

Und nun, mein lieber Paul, freue dich deines auferstandenen Werkes und alles Guten, das du wirken wolltest. Denn Wirkung ist im hohen Reich der Geister alles, ob im Leben, ob im Tode.

Berlin-Lankwitz im Juli 1913

HERMANN REICH

VORREDE ZUR ZWEITEN AUFLAGE

ald nach dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Dichterbuches erwies sich die zweite als notwendig; doch der Krieg hinderte bisher den Druck, nun ist er vollendet.

Paul von Winterfelds Werk war seine letzte, liebevolle, hoffnungsfrohe Gabe an die Nation. Sein Freund, der es nach seinem frühen tragischen Tode herausgab, tat es nach langem Zögern, und wenn auch voll freudigen Stolzes, doch nicht ohne Bangigkeit der Erwartung. Es hieß, die deutsche Seele wäre tot, erstickt im Materialismus, im Stampfen der Fabriken, im großen Mechanismus des Erwerbes, im Dienste des Mammonismus und der großen Herrn vom Turme zu Babel, von denen das Buch Michael redet, in Unglaube, Aberglaube und böser Witzelei, die an alles Heilige rührte, in der verkommenen Erotik seichter Literatur und Theatralik, im internationalen Schlamme. Was hatte sie in den hehren Domen des Mittelalters zu suchen, wie sollte zu ihr die unirdische Ekstase geistlicher Hymnen sprechen, die sich aufschwingt mit Engelsflügeln zum Thron des Höchsten, was konnte ihr die Musik der deutschen Schwerter sagen, die durch die alten Balladen und heroischen Epen klingt! Was konnten ihr die Helden grauer Völkerwanderungen sein und der kaiserliche Traum Karls des Großen oder der Ottonen und Hohenstaufen? Doch anders dachte der Herausgeber dieses deutschen Dichterbuches, er hoffte auf das Wunder, und es begab sich auch. Mit einem Male antwortete diesen Liedern ein mächtiger Widerhall.

Dichter, Gelehrte, Literaten, Pädagogen, Lehrer an der Universität, an höheren Schulen und Volksschulen äußerten überall die gleiche Freude, und mit gleicher Begeisterung ward das Werk des Toten in der deutschen Presse, vom Berliner Tageblatt und der Vossischen Zeitung bis zur Täglichen Rundschau und Kreuzzeitung, gepriesen. Auch aus dem Ausland, soweit dort Deutsche wohnen, klang die Stimme des Lobes. Man rühmte das Buch Winterfelds als „ein Wunder“, als „eine Gebietserweiterung unserer Nationalliteratur, um die kein Tropfen Blut geflossen ist und die doch mehr wert ist als die Beute manches männermordenden Krieges!“ Im Deutschen Philologenblatt wurde in einer gründlichen Untersuchung Paul von Winterfelds und Viktor von Scheffels Übersetzungen des Walthariliedes nebeneinander gestellt und genau verglichen, und der Schluß lautete: „Während Scheffels in die Nibelungenstrophe gezwängte Übersetzung den heutigen Leser spießbürgerlich-philiströs anmutet, schwebt in Winterfelds Stabreim das ursprüngliche, kraftvolle Wesen des Waltharius, etwas Heroisches.“ Scheffel ist gewiß kein verächtlicher Dichter, aber hinter Winterfeld bleibt er eben als Übersetzer ebensoweit zurück wie als gelehrter Kenner des Mittelalters. Und doch hob Professor Strecker, der Nachfolger Winterfelds auf dem Berliner Lehrstuhle, mit Recht hervor, daß noch nicht einmal das Waltharilied, sondern die Übersetzung des Rudlieb die Perle der Winterfeldschen Nachdichtungen sei.

In dem prächtigen Buche „Der Barde“ von Walther Eggert-Windegg wird die Geschichte unseres Volkes durch eine Auswahl der schönsten historischen Gedichte illustriert. Nur die besten Dichter kommen zu Wort: Georg Herwegh

mit drei Gedichten, Wilhelm Hertz mit vier, Hoffmann von Fallersleben mit sieben, Arndt und Liliencron mit zehn, Winterfeld aber mit elf Gedichten, ihn überragen nur Fontane und Conrad Ferdinand Meyer mit je 14 Gedichten. Diese trockene Statistik spricht eine beredtere Sprache als alle Lobreden, die man dem Toten hielt.

Die Fanfaren des Ruhmes erklangen über dem stillen, einsamen Mann, den im Leben niemand kannte, der als ein Vergessener und Verschollener gelebt hat, als ein Unterirdischer, der zürnend fortgegangen war vom bunten, lärmenden Jahrmarkt des Lebens. Aber sie wecken den toten Eremiten nicht mehr auf aus seinem letzten Schlummer; nur die Sehnsucht nach ihm wachte wieder auf. „Wenn wir einen Saal hätten, in dem die Schilder echter deutscher Männer aufgehängt würden, Paul von Winterfeld gebührte dort ein Ehrenplatz“ ruft voll Schmerz einer seiner Beurteiler.

Und gerade die Sehnsucht nach Männern, wie es Paul von Winterfeld war, nach Männern eigenen Rechtes und Wuchses erweckt die Not der Zeit. Denn es kam in den letzten Jahrzehnten eine Epoche der Massenkultur herauf. Wohl war es jedem Freunde der Menschheit ein herzerfreuender Anblick, wie die Ebenen sich hoben; aber leider sah man zugleich auch, wie die hohen Gipfel sanken. Und im vorausahnenden Gemüt erhob schon vor Jahrzehnten ein anderer Eremit den Schreckensruf, es sei eine Gefahr vorhanden, daß der höhere Mensch aussterbe. Selbst das ungeheure Erleben des Weltkrieges ließ bei allen Völkern der Welt, die heute miteinander um die höchste Entscheidung ringen, allzu wenig eigenartige, überragende

Persönlichkeiten hervortreten. Nur Hindenburg steht einsam da als Koloß, ein alter Markgraf der Germanen, um dessen Haupt schon die Sage ihre Flügel schlägt. Den Krieg, das ist die allgemeine Meinung, gewinnt oder verliert aber schließlich der Mann im Schützengraben. Die Masse ist entscheidend und damit die Gefahr einer starken Uniformierung und Einebnung der menschlichen Psyche. Auch sie wird ein Massenartikel, abgestempelte, gleiche Fabrikware. Eine ungeheure Gefahr, die jedem, der sich mit hohen Zukunftshoffnungen für die Menschheit trägt, das Herz beschwert. Es ist die allgemeine Gefahr der ganzen Welt. Aber wenige verstehen sie, und die Vielen glauben, es käme gerade damit ein neues, unerhörtes Glück herauf.

Wer diese furchtbare Gefahr versteht, dem wird es ein Trost sein, daß wenigstens unsere Nation mit ihrer Innerlichkeit und Eigenart, mit der abgründigen Tiefe ihres Gemütes doch auch in diesen Zeiten der Verflachung immer wieder ganz eigenartige, besondere, unerhörte Persönlichkeiten erstehen läßt mit absonderlichen Schicksalen und Werken, wie es an seinem Teile Paul von Winterfeld war. Oft hat man mich, wenn man von Winterfelds Schicksal hörte, voll Verwunderung und Freude gefragt: Hat es denn wirklich so etwas gegeben? Ja, das hat es gegeben und gibt es unter uns noch immer wieder — immer wieder, nur die Menge weiß nichts davon. Es scheint, als ob die Sterne erst ihren Untergang erleben müssen, ehe ihr Licht zur dunkelen Erde gelangt.

Welch Jammer, daß dieser treue deutsche Mann nicht mehr mitstreiten darf in dem ungeheuren Entscheidungs-

kampf um Leben und Schicksal seines Volkes! Wahrlich, der Furchtlose wäre ein gewaltiger Kämpfer gewesen in dem geistigen Streite, der heute um die Ehre unseres Volkes geführt wird. Aber nun streitet wenigstens sein Werk mit und hilft allem Starken und Gesunden in uns die Kraft stählen und die Zuversicht.

Gerade um dieser geheimen, ihm innewohnenden Gewalt willen wurde das Buch schon vor dem Weltkriege so begeistert aufgenommen. Es kam im großen Augenblick der Schicksalswende. Denn die Erneuerung und Wiedergeburt der germanischen Seele, die trotz allen Zagens, Zweifelns und Wankens, wie die ermüdende Dauer des fürchterlichen Krieges sie in schwachen Gemütern erzeugt, dennoch der Weltkrieg vollendet, war damals schon auf dem Wege, und alle, die auf diesem Wege waren, fanden in den Liedern des Dichterbuches neueste Sehnsucht und Willen ausgedrückt, und vor allem fühlte das die deutsche Jugend. So ward des Toten Heldenbuch zum Heerhorn im deutschen Land. Dann kam der Krieg und sang mit eherner Stimme sein Lied von der deutschen Seele. Und wieder wachte germanisches Heldentum auf, wie es in diesen Liedern aus der Frühzeit unseres Volks lebt. Wie ein Strom von grauem Eisen floß die Wucht der deutschen Heere gegen den Feind. Im Dichterbuche steht eine Ballade „Der eiserne Karl“:

> Seht ihr in Eisen starren die Felder weit und breit
> Und dringt zu Tor und Mauern Tessin und Po herein
> Mit eisenschwarzen Wellen, so mag er nahe sein.
> Und eh' das Wort verklungen, im Westen es wallt und webt
> Gleich dunkler Wetterwolke, daß jedes Herz erbebt;
> Und Waffen über Waffen in eisengrauem Schein,
> Und dort der Held von Eisen, das muß der Kaiser sein.

Das könnte ein Kriegslied von heute sein, nur markiger als alles, was wir bisher an Kriegslyrik hörten, und könnte statt Karl dem Großen dem Kaiser Wilhelm gelten — uralte Zeit kam neu herauf. So liegt im Dichterbuche etwas Prophetisches, das aus grauer Vergangenheit in die Zukunft weist.

Aus mystischen Tiefen brach der neue deutsche Wille herauf, aus uralter, ererbter Kraft, und wandelt heute über höchste Zinnen und am steilsten Absturz schwindelfrei. Er lernte streiten selbst über Wolken, höher als der Vogel fliegt, und selbst noch unter der See, wo die Ungeheuer der Tiefe schlafen. Alle Gesunden und Starken in Volk und Heer durchglüht trotz der schwerlastenden Dauer der ehernen Zeit das reinste, tragische Gefühl, jetzt, wo wir die größte Tragödie der Weltgeschichte tragieren.

Aber wenn der Weltbrand ausgerast, wenn die große Weltverschwörung gegen uns zerfallen, wenn unser grausamster Feind mit aller seiner großen Macht und vielen List in die Grube fiel, die er uns gegraben, dann kommt die große Verwandelung des Willens und der Kraft. Dann wird der Heroismus der Nation sich ins Geistige wenden, dann werden wir einen anderen Weg über Wolken finden in den heiteren Himmel ewiger Werke der Seele, dann beginnt die hohe Zeit anderer Tragödien; dann wollen wir dem Wahn der Welt beweisen, daß er voll von gierigem Neid und Haß die höchste, heiligste geistige Flamme der Menschheit ersticken wollte, aller Zukunft zum Verderben.

Nach Salamis soll unsere Jugend wie einst die Hellenen nach der größten, heroischen Schicksalswende der alten Welt die leuchtende Akropolis der Seele bauen, zu der

fernster Zukunft Wallfahrt geht, ein Anfang neuer, großer Dinge. Denn heiliges Geheimnis will sich offenbaren, das Geheimnis der germanischen Seele und ihrer Kraft und Macht, des deutschen Menschen, der sich in ungeheurer Zeitenwende vollenden will, des neuen Menschen, der trotz allem emporsteigt aus dem reinigenden Urmeer von Feuer, Blut und Tränen und der zu allem Neuen doch auch alles Alte in sich trägt, seelisches, von hohen Ahnen ererbtes Gut und Blut, vieltausendjährige Entwicklungen, urgewaltige, elementare Kräfte, der neue Mensch, der doch noch der Recke uralter Völkerwanderungen ist und mittelalterlicher Kreuzzüge. Das ist der neue Weg unserer Jugend, heute schreitet sie durchs Tor mit dem Januskopfe, der rückwärts weist in hehre, fast vergessene Zeit, von der das Winterfeldbuch zeugt, und vorwärts in noch hehrere germanischer Vollendung. Auf diesem Wege ist ihr das Buch Winterfelds und sein rührendes Bild, voll Adel, Begeisterung, Kraft, Opfermut, Entsagung, voll mystischen Glaubens an neue Wunder und Möglichkeiten ein starker Führer geworden. Das mag Gott dem treuen Manne lohnen.

* * *

Auch dieses Mal hat Professor Arnold Schmidt, der Direktor des Realgymnasiums in Lankwitz, der schon die erste Auflage liebevoll betreute, die Korrektur dieses Werkes gelesen, desgleichen Professor Walther Janell in Steglitz und Professor Sorof, der hochverdiente Direktor des Königlichen Wilhelmsgymnasiums in Berlin. Sein Vater, Geheimrat Sorof, wandte einst als Lehrer seine Liebe dem Toten zu, als er noch ein Knabe war, nun tat der Sohn dasselbe an Winter-

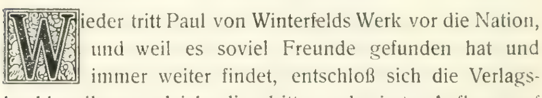
felds Werke; das war mir eine besondere Freude und dankbar empfundene Schicksalsfügung.

Der Obhut der deutschen Lehrerschaft empfahl ich einst das Buch — sie hat ihrer, wie ich dankbar empfinde, treulich gewaltet. Daß sie es weiter und weiter tun wird, dafür mag die aufopfernde Teilnahme dieser drei hervorragenden Schulmänner und Gelehrten ein günstiges Vorzeichen sein.

Berlin-Lankwitz im Mai 1917

HERMANN REICH

VORREDE
ZUR DRITTEN UND VIERTEN AUFLAGE
PAUL VON WINTERFELDS NACHLEBEN IN DICHTUNG, KUNST UND WISSENSCHAFT DER ZEIT



Wieder tritt Paul von Winterfelds Werk vor die Nation, und weil es soviel Freunde gefunden hat und immer weiter findet, entschloß sich die Verlagsbuchhandlung, gleich die dritte und vierte Auflage auf einmal zu veranstalten. Den Herausgeber erfüllt herzlicher Dank für alle Liebe und helle Begeisterung, die man dem toten Freunde und seinem hohen Werk und Wesen immer freudiger darbringt. Sein heiliges, aufopferndes Leben und rührendes, tragisches Sterben, wie ich es als Historie und Biographie in diesem Buche gegeben habe, ward längst zur Sage und Legende, wie das eines Heroen der Vorzeit. Nicht die schlechtesten deutschen Dichter und Dichterinnen erzählen davon immer wieder in Romanen und Novellen.

1917 erschien in „Nord und Süd“ eine liebliche Novelle von Ilse Reicke „Karl von Rochows letzte Verzückung“. Professor von Rochow ist Zug für Zug Professor Paul von Winterfeld. Genau so wie es von Winterfeld in der Historie berichtet wlrd, heißt es (S. 215) von Rochow:

„Karl von Rochow war trotz seiner jungen Jahre von der Wissenschaft schon gekannt durch seine Forschung, er war geachtet von seinen Kollegen im Reiche, mit scheuer Ehrfurcht geliebt von seinen Schülern — —.“

„Es waren die deutschen Dichter des frühen Mittelalters, deren Poesie unter der schweren Decke fremder Ge-

dankenkreise und welscher Sprache atmete und leise wach zu werden begann, es waren die Dichtungen der Mönche und Nonnen, und der fremden Mystiker des 14. Jahrhunderts, denen Karl von Rochow sein ernstes, forschendes Leben, seine leidenschaftliche Liebe hingab. In seinem Zimmer blickten sie in vielen Bänden von den Regalen, die Werke Notkers und der Nonne von Gandersheim, manch eines Unbekannten und manch eines Namenlosen. Diese beiden kargen Zimmer, in denen Karl von Rochow seine stillen Freunde aus zwei Jahrtausenden allmählich versammelt hatte — sie bedeuteten sein einziges Besitztum, sein Glück, sein Werk und seine Heimat."

Dann wird weiter die Klausnerei Rochows im Stile der Winterfeldhistorie geschildert (S. 218).

„Den Raum erfüllte eine feine Atmoſphäre von Staub. Die Wände des Zimmers waren bis unter die Decke mit Büchern bestellt, nur in der einen Ecke, am Ofen, stand ein länglicher Tisch an der Wand, auf dem ein mattblinkender Spirituskocher aus Aluminium aufgebaut war. Eine zweite, tiefer gelegene Platte des Tisches war mit Tüten, Blechbüchsen, Flaschen und allerlei Eßwaren belastet. In der Mitte der Stube befand sich ein anderer Tisch, mit einem alten, weißen Damasttuch bedeckt. An seinem Rande waren Bücher aufgeschichtet und ein bescheidener Stuhl stand davor. Ein halboffener Vorhang aus dunkelrotem Fries verstattete den Blick in das nach hinten gelegene Schlafzimmer des Professors. Auch hier waren, wie nebenan, die Wände schon mansardenartig abgeschrägt und dicht mit Büchern bekleidet. Sie ließen nur einem schmalen Bette, einer Waschkommode und einem einfachen Schrank

aus rotgestrichenem Tannenholze Raum, sonst zogen sie sich bis über die niedere Tür und bis unter das Fenster. Ein paar Photographien von besonnten oder tief verschneiten alten Klöstern und Kapellen hingen gerahmt an den Regalen."

Selbst die kleine Petroleumlampe Winterfelds fehlt nicht (S. 217):

„Karl von Rochow saß eines Tages in seiner Stube am Schreibtisch, zwischen aufgestapelten Folianten und Notizzetteln, emsig über seine Arbeit gebeugt. Die kleine Petroleumlampe qualmte; dünne, schwere Rauchwölkchen kräuselten sich aus dem beschlagenen Zylinder zu der niedern Decke empor und erfüllten das Zimmer mit üblem Geruch. Der Professor achtete dessen nicht; sein Blick war jetzt starr und grübelnd auf das Bild der heiligen Gralsburg gerichtet, das über dem Schreibtisch an der Wand hing. Unaufhörlich durchpflügte er sein dichtes, dunkles Haupthaar mit den gespreizten Fingern der linken Hand. Die Nägel dieser Hand waren lang, schmal und aristokratisch."

Da haben wir also auch Winderfelds aristokratische Hände. So geht die Ähnlichkeit des Bildes hinunter bis zu den kleinsten Zügen. Wenn in der Winterfeld-Historie berichtet wird, daß Winterfeld keine weibliche Bedienung duldete, keine Frau Zutritt hatte zu seiner Emeritenhöhle, so heißt es in Ilse Reickes Novelle (S. 215):

„Karl von Rochow, der junge Professor, trug eine ängstliche Scheu, daß ein weibliches Wesen seine Schwelle überschreiten könne. Er selber besorgte mit der ganzen rührenden Umständlichkeit und Sorgfalt, die Männer in diesen Dingen auszeichnet, seine beiden Stuben, sein Frühstück,

ehe er am Morgen zu den Vorlesungen in der Universität ging. Trotzdem hatte er sich entschließen müssen, wenigstens am Sonntage, einen alten, auserprobten Universitätsdiener etwas energischer mit Kehrichtschaufel und Scheuerbesen in seinem Reiche walten zu lassen. Er floh den Tag über vor diesem Ereignis, und so blieb es nicht aus, daß der alte Korpsgutter seiner Nichte, einer rüstigen Kaufmannsfrau, unbedenklich die Säuberung der Rochowschen Behausung überließ, wovon der Professor freilich nicht das Geringste ahnte."

War Winterfeld ein streitbarer Kämpe, bewaffnet mit dem scharfen Schwerte der Wissenschaft, so wird von Karl von Rochow fabuliert (S. 217):

„In den gebildeten Kreisen der Stadt unterhielt man sich ferner über die wissenschaftlichen Fehden, die Karl von Rochow mit seinen Gegnern voll Heftigkeit ausfocht, worüber der „Kurier für Stadt und Land" seine Leser gewissenhaft unterrichtete, zusammen mit Kälberverkäufen und Säuglingsgeburten."

Aber das alles wird nur kurz gestreift, bleibt Milieu, weniger heroisches als idyllisches, in dem selbst Kälber und Säuglinge nicht vergessen werden. Das ist dann nicht gerade sehr Winterfeldisch.

Es ist eben weniger der große Wissenschaftler, der Pfadfinder auf neuen, gefährlichen Wegen, der durch gewaltsam aufgerissene Tore neuer Erkenntnis schritt und gegen Hohn und Haß zurückbleibender Gelehrter die Brust mit siebenfachem Erz gepanzert trug, der unerschrockene Abenteurer auf den Gipfeln geistigen Erlebens, der strenge Ritter, der Berserker, der Mystiker, der dämonische Mann; so hohe

Dinge unternimmt Ilse Reicke nicht zu gestalten. Sie, als Frau, interessiert an Winterfeld vor allem seine Traumliebe, die will sie erzählen als ein rührendes, liebliches Märchen. So rückt sie Paul von Winterfeld aus der heroischen Tragödie hinunter ins Idyll; führt ihn aus seiner furchtbaren Klausnerei mitten im weltstädtischen Sündenbabel aus weltbewegenden Kämpfen in die kleinen, niedlichen Verhältnisse eines deutschen Universitätsstädtchens, und mit der äußeren Umgebung steigt auch der Held um viele Stufen tiefer.

Zwei liebe, kleine Studentinnen laden den Professor zu einem gemütlichen Nachmittagskaffee, und Karl von Rochow tut, was Paul von Winterfeld nie getan hätte; er geht zu den Fräulein auf Besuch. Dort machen sie ihn dann mit den Werken der Dichterin bekannt, die sein Schicksal wird. Es kommt die Traumliebe über ihn, sehr zierlich ausgemalt. Nach langem, stillen Träumen entschließt sich Paul von Winterfeld, nein Karl von Rochow, auf Anregung einer jungen Studentin, der fernen Dichterin zu schreiben und an die Traumgeliebte die entscheidende Frage zu tun (S. 97):

„An jenem Abend war es, daß es Karl von Rochow nicht länger litt, seinen zartesten, geheimsten Traum noch länger als Plan nur mit sich herumtragen zu müssen: daß er jenen Brief an die geliebte Dichterin und Frau schrieb, darin er sie bat, ihr Leben dem seinigen zu vereinen. Alles Schmerzliche, was das Geschick ihr angetan, begehrte seine Liebe zu begütigen und zu lindern, eine neue, sanfte Heiterkeit des Daseins hoffte er sehnlichst ihr entzünden zu können, damit sie des Vergangenen vergessen und des Glückes wieder fähig sein möge, . . . so schrieb er.“

„Betäubender, fiebernder Ungeduld voll, machte er sich noch auf und trug den Brief zum Postkasten: so groß und glühend war seine Sehnsucht, nun endlich das Glück leibhaftig festzuhalten, das Leben zu beschwören, auch bei ihm stille zu stehen, an dem es bis dahin fremd vorüber gegangen."

„Und dann gelangte eines Nachmittags das Schicksal in Karl von Rochows Zimmer in Gestalt eines mittelgroßen, weißen Briefes. Es war die Antwort der Dichterin. Karl von Rochow mußte sich niedersetzen, ehe er, von wildem Herzklopfen durchjagt, den Brief erbrach."

„Fremd, förmlich klang er. Verwunderung, bitter beleidigtes Vertrauen, Schmerz stand darin, — und dann kalte, schlimme Strenge. Sie brach alle Beziehungen, jeden weiteren Briefwechsel mit Karl von Rochow ab und schickte ihm gleichzeitig seine Briefe zurück, wie alle Drucksachen, die er ihr zugesandt. In einer Nachschrift bedeutete sie ihm, daß alles, was in ihren Versen stünde, eitel Erdichtung sei und mit ihrem eigenen Leben nichts zu schaffen habe. Das glaubte Karl von Rochow nicht."

„Mit unsicheren Händen, scheu, als sei jemand im Zimmer, der ihn belauschte, faltete er den Brief zusammen, versteckte ihn tief in der Schublade des Schreibtisches, schloß sorgfältig ab und legte den Schlüssel, so hoch er konnte, oben auf den Schrank. Dann hatte er Schlapphut, Mantel und Stock ergriffen und war hinabgestürmt auf die Straße, über den Wall und die Bahngleise hinaus ins freie Feld."

„Wie brannten ihn Scham und Schmach! Aber, so sehr er eilte, sie blieben auf seinen Fersen. Nur nicht denken müssen, nur nicht. . . . Er wollte fliehen vor sich selber

und fand keine Zuflucht. Einige Male blickte der müde Mann um sich, ob er nicht eine Stätte fände, um sich niederzulassen, aber verkrusteter Schnee lag überall, und nirgends bot sich ihm ein emporragender Platz."

„An der Landstraße lag, in düsterem Geviert, der Judenfriedhof. Baumkronen warfen sich im Winde über seine Mauern. Eine schmale Gitterpforte nur verstattete den Blick auf die Hügel und die Grabsteine mit deutsch geschriebenen Namen, unter denen hebräische Zeichen standen. Unendlich dehnte sich das flache Land nach allen Seiten."

„Als Karl von Rochow dort angelangt war, rüttelte er einen Augenblick an der verschlossenen Pforte. Ein Stück verrosteten Eisens fiel zu Boden, das Tor gab nach, er trat ein und fand an der Mauer ein von Schnee verschontes Plätzchen, auf dem Steine zusammengeworfen waren. Dort ließ er sich nieder, wiegte trostlos das Haupt hin und her, und dann weinte er, — weinte der große, gelehrte Mann wie ein Kind, — aus Herzensgrunde."

(S. 99): „Eine minder vor sich und der Welt bescheidene Seele hätte den Haß zum Arzt gemacht für die aufblutende Wunde des Herzens, Karl von Rochow aber kannte den Haß nicht, — nur schmerzliche Verwunderung über sein Schicksal, über das große, trübe Rätsel, begleitete ihn: er trug das Gefühl eines Fehlers, eines Unrechts, das er, ganz sehnsüchtige Liebe, ganz mildes Menschentum, begangen hatte, und das dennoch unerbittlich ihn und andere mit seinen schlimmen Folgen strafte."

„Es war die grausame Schuld großer Liebe, die in ihrem unaufhaltsamen Dahinströmen es vergißt, mit nüchternem, kalten Blick des andern Lage zu bemessen, und so in

finstere Unwegsamkeit gerät, — eine ihm unerklärliche und dennoch fühlbare Schuld war es, die Karl von Rochow irre und unsicher werden ließ an der Welt und an sich, ihn fremder, scheuer machte in der Wirklichkeit, darin er seit so kurzem erst sich heimisch zu fühlen begonnen."

„Weh tränkte seine Gedanken an die verlorene Geliebte, ja, er wagte nicht einmal, oft die Gedanken zu ihr zu erheben, so sehr war er demütig und treu dem, was ihr Wunsch war. Das schleichende, das gefährliche Mitleid mit sich selbst aber, der seine Güte als Zudringlichkeit, seine hingebende Liebe als plumpe Ungehörigkeit hatte brandmarken lassen müssen — es blieb nicht aus, und hier war es die geliebte Arbeit, die der Zeit, welche die Uhr noch zu gehen hatte, Gestalt und Farbe gab. Inbrünstiger denn je lebte er in seinen Büchern."

„Dann kommt langsam dem unglücklich Liebenden, der an verzehrender Sehnsucht dahinschwindet, der Tod als Erlöser. Der Freund bringt ihn in die Heilstätte und es erfüllt sich alles, wie es in der Winterfeldhistorie erzählt wird."

„Weihnachten, der Frost und der Schnee stellten sich ein, und als langsam das Licht zu wachsen begann und der Erde den harten Panzer löste, da erlöste es sanft und gnädig auch Karl von Rochow von der Schwere irdischen Daseins. . . ."

„Am Abend vorher noch hätte er in Gedichten gelesen, in einem schmalen, hellbraunen Bande, den er oft mit sich getragen, — und dann, am nächsten Mittag, wäre es still mit ihm zu Ende gegangen. So erzählte einige Tage später die Krankenschwester den Freunden, die hergereist waren, auf dem letzten Wege den Verblichenen nicht allein zu lassen."

„Der große Gelehrte aus Berlin befand sich darunter, drei Kollegen aus der kleinen Universitätsstadt am Meere und ein paar Offiziere, — Verwandte, von denen bisher niemand gewußt und mit denen keiner sich recht abzugeben verstand. Der älteste von ihnen, ein breitschultriger Oberst mit weißem Haupt und warmen blauen Augen, hatte das Testament an sich genommen, in dem sein Vetter Karl eine durchaus unbekannte Dame aus einer östlichen Provinzstadt, ein alleinstehendes Fräulein, das, wie es hieß, eine hervorragende Dichterin sein sollte, zur Erbin seiner gesamten kostbaren Bibliothek eingesetzt hatte.“

Es ist ein zierlicher, grüner Kranz mit weißen Anemonen und Vergißmeinnicht, den hier eine edle, liebevolle Dichterin mit zarter Hand niederlegt auf dem schmucklosen Grabe des toten Recken. Da ist dann ferner ein kleiner, von reiner, hoher Poesie erfüllter Roman von Wilhelm Kotzde „Die Krone Svinthilas“. Wieder ist es Winterfelds Werk, Wesen und Schicksal, die hier dichterisch gestaltet werden. Aber Kotzde schließt sich nicht ganz so eng wie Ilse Reicke an die Winterfeldhistorie an, seine Phantasie bewegt sich freier, gestaltet mehr aus dem Inneren des Winterfelderlebnisses heraus. Die drei handelnden Personen sind wieder wie bei Ilse Reicke Paul von Winterfeld, die unglückselige, schöne Dichterin und der Freund, Hermann Dürselen. Auch Rolf Lutterloh, so heißt hier der Held, kommt durch das Lesen der Gedichte zu seiner Traumliebe und stirbt, verschmäht von der Dichterin, die nach grenzenloser Hingebung für einen anderen Mann am schwersten Frauenschicksal, an ihrer verratenen Liebe unheilbar krankt, den bitteren Liebestod.

Doch hier ist die Traumliebe nicht das Einzige, um dessen willen die ganze Erzählung da ist, hier ist Winterfeld männlicher, heroischer gefaßt, und die Gewalt seines germanischen Wesens findet ein breites Spiegelbild.

Rolf Lutterloh hat zusammen mit seinem Freunde Hermann Dürselen an der Berliner Hochschule Germanistik und Kunstgeschichte studiert. Aber nach seiner tiefgründigen, hochbelobten Dissertation und Promotion verschmäht er stolz die gewöhnliche wissenschaftliche Karriere, während sein Freund und Studiengenosse Hermann Dürselen bald Professor an der Universität Berlin wird. Rolf Lutterloh schafft sich neben dem Kloster Chorin eine Art mönchischer Klausnerei, die stark an die Winterfeldsche gemahnt. Dort versenkt er sich einsam als Mönch und Asket hausend wie Winterfeld tief in die Herrlichkeit germanischer Vorwelt. Zugleich ist er wie Winterfeld Künstler, doch zunächst nicht Dichter, sondern ein Meister feinster Goldschmiedekunst, die er neben seinem Studium erlernt hat. Wie Winterfeld die alten Balladen, Legenden und Hymnen aus germanischer Urzeit wieder herstellt und neu gestaltet und dichtet, so will Rolf Lutterloh die uralte germanische Schmuckkunst, eine Art neuer Wieland der Schmied, zu neuem Leben erwecken, so schmiedet er neu die Krone des alten Westgotenkönigs Svinthila aus Gold und edelem Gestein. Sie will er dereinst der Königin seines Herzens aufs Haupt drücken, die, wie er hofft, seine hohen Träume von germanischer Reinheit und Seelenadel teilen wird. Zugleich schreibt der Einsame in seiner Mönchsklause an einem gewaltigen Werk über die Herrlichkeit altgermanischer Kunst und Seele. Darum kann er zu seinem Freunde

Hermann Dürselen, der als Einziger Einlaß findet in dieser abgeschiedenen Klausnerei (S. 27 ff.), sagen:

„Du weißt, wie wir im Norden wanderten, ich kam vom Lande der Mitternachtssonne, du warst in der Firneinsamkeit von Norwegens Bergen gewesen, wir standen vor der Kirchentür zu Urnaes, es war uns, als umwehte uns der Hauch der Väter, der warme Lebensatem ihrer Seele; so war es mir auch in der Polen Dom zu Gnesen vor dem Schrein, den Peter von der Rennen machte, und im Strebewerk des Doms zu Köln und tausendmal sonst. Darum ließ ich mir eben von der Gotenkunst in Spanien erzählen. Es liegt ein Glanz auf meiner Seele, ich fühle, daß er ewig ist. Ewig! hörst du? Das heißt von aller Väter Zeiten her und in aller Enkel Zeiten hin. Ich fühle, daß alle, die solche Herrlichkeit schufen, nicht gestorben sind und daß die Ungeborenen leben. Sie gehen durch meine Träume, es ist ein unendlicher Zug von Norges Fjorden bis zu Spaniens Strömen und dem Wüstensande des Südlands hin. Alles Ekle, das den lauten Lärm des Tages verrät, ist dann ganz versunken, jedes Gewand ist rein wie Firnenschnee, jede Stirn ist hochgewölbt von edler Gedanken Fracht, und jedes Auge strahlt der Ewigkeit Geheimnisse aus. Unter den Händen wachsen Königshallen und Gottes Dome, glühen Reif und Krone, Fibel und Schwert auf, so herrlich, wie kein Mensch sie heute denken kann, und die reinen Hände greifen nach Gottes Sternen. Dietrich von Bern reitet auf schimmernder Brücke in Gottes Land. Wahrhaftig, Hermann, das sehe ich des Nachts tief in meiner Seele. Davon sind meine Träume voll.“ In der Tat, ich erinnere mich vieler ähn-

licher, freundschaftlicher Gespräche mit Winterfeld bei langen, wissenschaftlichen Erörterungen. Sie sind hier aus seiner Seele heraus geschrieben. Und weiter: „Nun sage mir, was soll ich draußen in der Welt? Tat ich nicht recht, mich hier zu vergraben, hier, wo weißgemantelte Mönche einst wandelten und Gottes Geheimnisse suchten? Wahrhaftig, hier muß es gewesen sein, wo jener Mönch einen Tag dem Rätsel der Zeit nachsann und dann wiederkehrte, und es waren hundert Jahre, die er des Rätsels Lösung gesucht." Dieser Rolf Lutterloh versteht sich auf Klöster und Mönche ebenso wie Winterfeld, der dort ein gern gesehener Gast war. Auch in der Art, wie Rolf Lutterloh sich zurückträumt in germanische Urzeit, wie er von dorther Reinheit, Schönheit und Adel gestalten will, wie er das Blut unendlicher Geschlechter germanischer Ahnen in seinen Adern rauschen fühlt, ist er ganz nach Winterfelds Bild gestaltet.

Dann kommt die erste kurze Begegnung mit der unglücklichen Dichterin, die von den Qualen ihrer armen, verratenen Liebe, von der sie sich nicht lösen kann, unstet umhergetrieben wird. Sie flieht erschreckt vor dem ungefügen Riesen und läßt dabei das Manuskript ihrer Gedichte fallen; er liest sie, verfällt in rettungslose Traumliebe, wird dadurch wie Winterfeld zum Dichter, und dann kommt der Untergang herauf wie in der Winterfeldhistorie. Auch diese schöne und seelenvolle Erzählung birgt noch starke idyllische Momente, aber nicht selten reckt sich Rolf Lutterloh doch zu Winterfelds Strenge und Größe empor.

Von einer ganz andern Seite gestaltet Winterfelds Wesen und Werk ein großer, interessanter Zeitroman von Alfred Schirokauer, „Die Stürmer" (Berlin, Borngräber). Auch

Schirokauer gestaltet die Traumliebe, aber zunächst und vor allem doch auch den großen Wissenschaftler und als seine größte, fortwirkende Tat seine treue Mitwirkung und Nachfolge bei der Entdeckung nnd Erforschung des Mimus, als des antiken, mittelalterlichen, modernen und modernsten Volksdramas.

Die Stürmer sind vier Abiturienten des Gymnasiums zu Lindenwerth, ein junger Dichter, der klassische Philologie studieren will, ein angehender Techniker, Ingenieur und späterer Industriekapitän, ein künftiger Kaufmann größten Stils, ein werdender Staatsmann. Alle vier gelangen ans Ziel. Der Bankdirektor beherrscht durch sein Kapital ganze Weltteile. Der Ingenieur erbaut ungeheure Flutwerke am Strand des Meeres und erzeugt gewaltige elektrische Ströme, die ganze Länder mit Wärme und Kraft versehen, er ersetzt die Kraft der Kohle und der Sonne. Der Staatsmann steht am Ende vor der Ernennung zum Minister des Auswärtigen Amts, er soll das deutsche Weltreich bauen. Der junge Philologe und Dichter aber geht hin und vollbringt im Reiche des Geistes eine ähnlich ungeheure Tat. Er erbaut das vieltausendjährige Weltreich des Mimus. Dieser junge Philologe und Dichter, Privatdozent und spätere Professor der mittellateinischen Philologie, ist der Schüler und Nachfolger des genialen Paul von Winterfeld und dann erzählt Schirokauer weiter (S. 52): „Im lateinischen Seminar Vahlens war der junge Student bald Senior, wurde hier zum glänzenden Textkritiker, zum gefürchteten Korreferenten für die wissenschaftlichen Arbeiten der Mitglieder des Seminars. Schon in frühen Semestern erwarb er sich in ehrenvollem Examen den Doktortitel. Seine Thesen galten der Nonne

von Gandersheim, der herben, starken Sächsin Roswitha.“ Und so geht es seitenlang weiter. Alle historischen Daten des wissenschaftlichen Aufstiegs Winterfelds aus der Biographie werden einfach auf Weigel übertragen. Weigel, der Schüler Winterfelds, ist eben Winterfeld selber, wie er einst leibte und lebte.

Später als Weigel-Winterfeld Privatdozent an der Berliner Universität ist, kommt sein Freund Lohoff, der spätere Minister, damals noch Referendar, einmal zu ihm ins Kolleg, den Freund zu hören. „Meine Damen und Herren,“ sagte der junge Privatdozent, „immer wieder muß ich auf diese deutsche Tragödie hindeuten. Diese ersten deutschen Dichter, deren Werke uns überkommen sind, deren Dichtungen wir kennen, dichteten nicht deutsch. Ihre urdeutschen Gedanken, Empfindungen und Gefühle erscheinen bekleidet mit fremdem, mit lateinischem Gewande. Eine echt deutsche Tragik. Die Germanenkraft zertrümmerte Rom, aber ihre Sprache zerschellte an dem Granit des Walles, den sie zerbrach. Die Bildung, Dichtung, Wissenschaft des Mittelalters nahm die Sprache der Unterworfenen an. Die deutschen Laute versteckten sich scheu hinter den lateinischen. Erst mit Walther von der Vogelweide, mit Wolfram von Eschenbach, erst mit dem Gudrun- und Nibelungenliede erstand wieder deutscher Sang in deutschen Worten.“

„Aber die frühesten, uns bekannten großen Dichter, der Sänger des Waltharíliedes Ekkehard, Notker, der große Erzähler Karls des Großen, dieser Schwabe mit dem goldenen, liebeshellen Humor, Walahfrid, der größte deutsche Lyriker des Mittelalters, Rudlieb, der erste gewaltige deutsche Romanzier, Roswitha, die herbe, verschlossene

Sächsin, die erste und bis auf den heutigen Tag größte deutsche weibliche dramatische Schöpferkraft, sie alle dichteten lateinisch."

„Ihre Werke der deutschen Sprache zu geben, ihren deutschen Geist in deutschem Munde auferstehen zu lassen, dünkt mich eine gebietende hohe deutsche Pflicht und Aufgabe."

„Meine Damen und Herren, es ist eine werdende gewaltige deutsche Zeit, in der wir leben. Völkerschicksale ballen sich, Entscheidung heischend, finster am Horizonte unserer Tage zusammen."

Er blickte flüchtig zu Lohoff hinüber. Des Referendars Augen funkelten glühende Zustimmung und brennende Erwartung.

Weigel sprach fort:

„Die deutsche Frage wird bald eine Frage des Geistes und die Frage der Zeit werden. Das Deutschtum wird vielleicht sehr bald um sein Dasein ringen müssen. Wir, meine Damen und Herren, Sie und ich" — er lächelte sein gutes, inniges Lächeln —, „werden vielleicht schneller, als wir es glauben, um das Deutsche in der Welt den letzten großen Kampf zu kämpfen haben. Da gilt es denn, alles echt Deutsche, Markige als Bundesgenossen aufzurufen und als Krafterzeuger in sich zu tragen. Denn das Geistige wird dem real Starken nicht nachstehen in diesem schweren Kampfe. Und zu diesen echt deutschen geistigen Kraft- und Schwungmitteln, zu diesen Anspornern zur letzten großen Anspannung aller deutschen Kräfte, gehören auch diese alten Urzeugen deutschen Wesens, die der hervorragende Germanist Hermann Reich mit Recht

‚die Bahnbrecher neuen deutschen Wesens in uralter lateinischer Zeit‘ genannt hat.“

Dann sprang er zurück in das Thema der Vorlesung „Über den Mimus“. Die wirkende Rolle des „Mimus“ im lateinischen Mittelalter war seine große wissenschaftliche Entdeckung. Ihr verdankte der junge Gelehrte die Dozentur für klassische und mittelalterliche Philologie an der Universität zu Berlin.“

„Auf Hermann Reichs grundlegenden Arbeiten fußend, war er diesem „letzten Problem der Entwicklungsgeschichte der mittelalterlichen Literatur“ nachgegangen.“

„Im Mimus, im antiken Volksdrama, erkannte er den unversieglichen Born der Dichtung aller Zeiten. Seine Dichtervisionen durchschauten die Fernen, durchbrachen die verhüllenden Schleier der Vergangenheiten. Die Mimen, die im Altertum von Babylon bis London, von Paris bis Alexandrien einst den Thespiskarren gezogen hatten, waren nach dem Untergange der Alten Welt herabgesunken auf die niedere Stufe herumziehender Clowns und Possenreißer; Kasperletheater, Puppenspieler wurden sie. — —“

„Sie durchzogen die Welt des Mittelalters. In ihren Darbietungen aber lebten die geistigen Elemente der antiken Volksdramen fort. Ihre Ideen, ihr seelischer Gehalt, ihre Fabeln, ihre Schwankmomente, ihre Witze blühten weiter, lockten das Lachen, bohrten die Brunnen der Tränen. Von diesen Wandermimen aber wieder lernten die Dichter des lateinischen Mittelalters. Schwankmotive, Stoffe, Szenen Notkers, Roswithas, Rudliebs und vieler anderer stammen unmittelbar aus dem Arsenal der Wanderbühnen der Mimen. Der antike Mimus ist der Urvater ihrer Dichtung. Und

weitere Perspektiven öffnen sich. Shakespeare und Goethe haben noch aus dieser Quelle, dem Puppenspiele, geschöpft. Die Sage vom Doktor Faust ist im letzten Grunde ein Mimus."

Diese Entdeckung war eine auferweckende Tat. Sie wies der Erforschung der Weltliteratur neue Bahnen, neue unermeßliche Fernsichten. Dieser Fund hatte Weigel in die erste Reihe der Literarhistoriker gerückt; ihn zum Mitbegründer der jungen mittellateinischen Philologie gekürt. — — —"

„Weigels Blut, Dichterglut, der Adel seiner Seele riß die Jugend der Hörer mit fort, warb ihm, dem stillen Manne, die begeisterte Liebe seiner Studenten. Doch er mied sie. Wenn er das Katheder verließ, fiel er zurück in die ummauerte Einsamkeit seiner Zelle, ward er wieder Eremit und Einsiedler des Lebens."

Als die Glocke läutete und er geendet hatte, sprang er ungelenk vom Katheder herab und eilte auf Lohoff zu.

„Lieber, Lieber," rief er, „wo kommst du her? So plötzlich? Und zu mir ins Kolleg!"

Der Freund antwortete nicht gleich. Die Vorlesung hatte ihn gepackt.

„Du," sagte Lohoff endlich, „ich bin Laie. Habe nie viel von Germanistik gehört. Aber das mit dem Mimus — ist die Idee von dir?"

„Im lateinischen Mittelalter, ja!"

„Ist das etwas Neues?"

„Ja!"

„Lohoff nickte vor sich hin. Er begriff das Weittragende, Umstürzende des Gedankens. Er sah die lange Kette tief hinein in die Vergangenheit, die wieder zurückführte zur Neuzeit, zu den Größten der Literatur."

„Eine geniale Idee. Gratulor, gratulor!"
Weigel lenkte schlicht bescheiden ab."

In der Tat so hat Winterfeld gesprochen, so hat er Kolleg über den Mimus im Mittelalter gehalten, so steht es in der Winterfeldhistorie und nach ihr hat Schirokauer alles mit historischer Treue gestaltet; vielleicht hat er auch Winterfeld selber einmal auf dem Katheder gesehen.

Wenn Schirokauer mit dem scharfen Blick des Dichters für alles Wesentliche und Zukunftsvolle aus Winterfelds wissenschaftlicher Arbeit seine treue, hingebende Beteiligung an der neuen Mimusforschung als das Größte heraushebt, so hat er zweifellos recht. Denn sein rückhaltloses Eintreten für den Mimus, seine bedeutende Abhandlung über den Mimus im Mittelalter, die letzte, große wissenschaftliche Tat seines allzu früh beendeten Lebens und Wirkens hat auch anderen großen Gelehrten Mut gemacht, trotz der schnöden Beckmesserei und Naseweisheit, die sich hie und da, wie bisher gegen jede grundstürzende Entdeckung auch gegen den Mimus erhob, und die Winterfeld mit heller Entrüstung bekämpfte, trotz allem den Bahnen und Fahnen des Mimus zu folgen. So wurde unter anderem die ganze, ungeheure Entwicklungsgeschichte der deutschen Literatur, an deren Vollendung sich nun schon viele Gelehrtengeschlechter umsonst versuchten, durch die Einführung des neuen Moments des Mimus glorreich durchgeführt; das ist mit Winterfelds Werk.

Für die älteste Zeit vollbrachte diese Tat Aschner in seiner gelehrten, tiefgründigen Geschichte der deutschen Literatur (Band I vom 9. Jahrhundert bis zu den Staufen). Hier steht in großen Teilen fast auf jeder Seite Winterfelds

Name. Für das sechzehnte bis neunzehnte Jahrhundert stellte die Wirkung des Mimus fest Moritz Enzinger in dem hochgelehrten, von der Gesellschaft für Theatergeschichte herausgegebenen Werke „Entwicklung des Wiener Theaters vom 16.—19. Jahrhundert“. Für die deutsche Volksoper und besonders für ihren Klassiker Mozart erwies Lert in geradezu verblüffender, unwiderleglicher Weise den Mimus als Urquell in seinem genialen, hochbelobten Buche „Mozart auf dem Theater“. Doch das gleiche gilt auch für die italienische und französische Volksoper. Wenn dann Waldemar Oehlke, jetzt Professor an der chinesischen Reichsuniversität Peking, der hervorragende Biograph Lessings, in seinem großen, von unerhörter Belesenheit, feinem Stilgefühl und sicherer Kritik zeugenden Werke „Die deutsche Litteratur seit Goethes Tode“ auch die neueste Dichtung, auch Gerhart Hauptmann und Frank Wedekind unter den Begriff des Mimus stellt und die neue Idee von der Renaissance des Mimus als der letzten großen Renaissance in meinem Sinne vertritt, so vergißt er nicht, bei der Aufzählung der vielen bedeutenden Mitarbeiter im Mimus den toten Freund als meinen ersten und größten Schüler und Helfer in der neuen Mimusforschung zu nennen.

Wie die Kräfte des Mimus oft unterirdisch und geheimnisvoll, aber darum um so gewaltiger in der deutschen Literatur nachwirken, so auch in allen anderen Literaturen, vor allem in den romanischen und angelsächsischen. Franzosen, Italiener und Engländer beginnen immer mehr von der Macht des Mimus in ihrer Dichtung zu begreifen und zu zeugen, auch dort Renaissance des Mimus, auch dort wird man Paul von Winterfelds Forschung nie vergessen.

Wenn der Freund mit der genialen Intuition des Gelehrten und Dichters die ersten deutschen, noch lateinisch geschriebenen Dramen, die Schauspiele der altsächsischen Nonne Hrotsvit mit einem wahren Blitzlicht der Erkenntnis vom Mimus her erklärte und damit zum ersten Male in neue, welthistorische Beziehungen stellte, so ward er zunächst wenig verstanden. Aber nach dem Tode ward ihm eine erstaunliche Bestätigung und Genugtuung zuteil.

Nach einem Vortrage von mir im Lyzeumklub zu Berlin über Paul von Winterfeld und seine Muse Hrotsvita entschlossen sich dort die führenden Damen, zwei Dramen der ältesten deutschen Dramatikerin im dortigen Hrotsvithasaale zur Uraufführung zu bringen und zwar das Drama Dulcitius ganz im Stile des alten burlesken Mimus. Bevor das Spiel begann, erschienen auf der Bühne Damen des Vorstandes in der Tracht mittelalterlicher Nonnen, von ihrer Äbtissin geführt, und die Äbtissin, es war Marie von Bunsen, gedachte in feierlichem Vorspruch Paul von Winterfelds und des Mimus. Es schien, als wäre Hrotsvita, die Muse Paul von Winterfelds, samt ihren geistlichen Schwestern ihrem Grabe und dem Staub und Moder der Jahrhunderte entstiegen, um Zeugnis abzulegen für ihren glühenden Verehrer und Vorkämpfer und sein Werk. Und dann erweckte Hrotsvitas Dulcitius, nach Winterfelds Auffassung als Mimus gespielt, den jubelnden Beifall der staunenden Zuhörer, die aus der gangbaren Literaturgeschichte belehrt waren, daß Hrotsvita nicht für die Bühne gedichtet hätte. Also doch Mimus, also doch! Paul von Winterfeld behielt Recht. In der Bearbeitung des Lyzeum-

klubs (Else Schulhof) sind dann die Dramen in einem Theaterverlag herausgegeben, und so wird die heilige Frau, durch die Kraft Winterfeldscher Forschung und Sehnsucht auferweckt, noch über viele deutsche Bühnen schreiten und deutsche Seelen trösten mit der Kraft mittelalterlicher Glaubensinnigkeit; Mimus und Mysterium.

Daß Winterfeld in der letzten Zeit seines Lebens sich mit solcher Inbrunst der neuen Mimusforschung hingab, geschah auch, weil er mit der Intuition des Poeten fühlte, daß dem Mimus nicht nur die Vergangenheit, sondern auch die Zukunft gehöre, daß von ihm sehr bald neue, belebende Kräfte ausströmen würden in die Dichtung der Zeit und ihr neue Wege bereiten. Es war wie eine Prophezeiung aus sterbendem Mund.

Dieser Prophezeiung hat unter anderem der wirkungsmächtigste unter den lebenden deutschen Dichtern, hat Gerhart Hauptmann Recht gegeben. Sein Narr in Christo, Emmanuel Quint gemahnt seltsam an wunderliche Gestalten aus der Geschichte des Mimus, an die alten Mimen und Narren um Christi willen, von denen ich einst berichtet habe. Sein Ketzer von Soana ist erfüllt von den phallischen Dämonen aus den Uranfängen des Mimus und ihrem erotischen Gottes- und Zauberdienst und vom Eros, dem Diener des Dionysos, des Gemahls der Mutter Erde, Dionysos des Stiers, der am Anfang mimischer Dramatik steht. Dionysisch-mimische Philosophie ist Anfang und Ende dieses herrlichen Kunstwerks. Und wenn Hauptmann, was noch niemand sah, hier bei des Longus Hirtenroman schönste Anregung fand, so entsprang dieser Hirtenroman dem bukolischen Mimus.

Ja, Hauptmann hat sich in würdigster und vornehmster Weise zum Mimus und seinem Klassiker Philistion bekannt im Prolog zu seinem mit Unrecht verlästerten „Festspiel“.

Dort tritt im Stile des mythologischen Mimus Gottvater selbst als Puppenspieldirektor auf:

„Wie nennt man gleich das Stück? Das Ding ist schwer,
Man kennt die Gattung hierzuland nicht mehr.
Etwa 'nen „Mimus“, mimische Hypothese?
Wie sie Philistion, der Weltverächter,
ersonnen, der gestorben am Gelächter?

Doch wenn ich's in Gedanken überlese,
so find' ich zwar die mimische Ironie,
doch eine mehr moderne Phantasie.
Nun einerlei; so oder so benannt:
Dies Werk lobt seines Autors Kopf und Hand.“

Der Puppenspieler, der nachher auftritt, heißt nach Philistion, dem neu entdeckten Shakespeare der Antike: Philistiades.

Selbst die Poesie des Auslandes brachte die Bestätigung für Winterfelds Prophezeiung; auch hier wurde der Mimus der große Erwecker. So konnte Dr. Hans Lebede, der jetzige Steglitzer Theaterdirektor, im „Neuen Weg“ den Nachweis führen, daß des ausgezeichneten holländischen Dichters Couperus reizvolle Erzählung „Die Komödianten“ zum Urquell meinen „Mimus“ hat.

Vor allem aber begeisterte Winterfeld, den Dionysiker und Mystiker, die letzte der neuen Mimusideen, daß der Mimus etwas sei, das zwar zunächst gewonnen und wiederhergestellt, dann aber überwunden werden müsse, weil man vom Mimus hinaufsteigen müsse ins Mysterium, wie es auch seine Muse Hrotsvita versuchte. Wie es nach Shake-

speares Vorangang Goethe im Faust tat, freilich nicht aus tiefem Wissen und Bewußtsein, sondern aus dämonisch-genialer Intuition heraus, indem er Mimus, klassisches Drama und Mysterium zur letzten, höchsten dramatischen Einheit zu verschmelzen suchte. Damals las ich Paul von Winterfeld meine halbvollendeten Dramen „Die Flotte“, den „Ardalio“, den „Dorfschulmeister“ vor, der bis auf den heutigen Tag noch nicht herausgegeben ist. Diese Dramen sollten den neuen Weg vom Mimus zum Mysterium mit hellem Bewußtsein weitergehen. Winterfelds jubelndes Entzücken besiegelte seinen Treubund. In jener Stunde ahnte ich nicht, wie bald der vielgetreue Freund von mir scheiden sollte, und wie die Trauer um seinen Tod und später würgende äußere Not in dem damals an wissenschaftlichen Pfründen so reichen Deutschland fast auf ein Jahrzehnt mein Schaffen lähmen würde; ich sage das vor allem zur Erklärung, warum ich erst solange nach Winterfelds Tode sein Dichterbuch herausgab.

Doch kehren wir zu Schirokauers Roman über Winterfeld zurück. Nachdem Schirokauer unter dem Spiegelbilde des Privatdozenten und Professors für mittelalterliche Philologie an der Universität Berlin Weigel Winterfeld als Helden der Wissenschaft und Forscher im Mimus gefeiert hat, läßt er ihn an seiner Traumliebe sterben, wie es in der Historie beschrieben ist; und der vortreffliche Germanist, Professor Gustav Roethe hält Weigel die Grabrede, genau so wie er sie wirklich Winterfeld gehalten hat.

Diese ganze Erzählung ist geradezu ein historischer Roman geworden. Die meisten Sterne der Berliner Universität, die damals um Winterfeld glänzten, werden mit

Namen genannt. Und wie es für einen historischen Roman recht und billig ist, gibt Schirokauer dann zum Schluß seine historischen Quellen an. Da heißt es dann auf der letzten Seite: „Die Darstellung stützt sich vor allem auf folgende Werke: Hermann Reich: Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters; J. R. Ruedorffer: Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart; R. Kjellén: Die Großmächte der Gegenwart; Friedr. Meinecke: Weltbürgertum und Nationalstaat."

Diese drei Novellen und Romane über Paul von Winterfeld sind mir durch Freunde und Schüler gerade in den letzten Wochen zugetragen worden. Es war ein glücklicher Zufall, ich habe nirgends systematisch gesucht. Es ist also leicht möglich, daß es noch andere Dichtungen über den toten Freund gibt. Denn sein rührendes Bild ist vor allem den deutschen Dichtern ins Herz geschrieben. So wurde mir von einem jungen, begabten Dichter ein seelenvolles Schauspiel zugesendet, welches das tragische Liebesschicksal Hildegards von Hammerstein, das Winterfeld in einer schönen Ballade gestaltet hat, zum Vorwurf nimmt; es war den Manen Paul von Winterfelds gewidmet. Auch erscheinen beständig in Zeitschriften Aufsätze mit Titeln wie Paul von Winterfeld und seine Sendung an die deutsche Nation (Paul Binz in „Das Heilige Feuer" April 1921). Auch in der Zeitschrift für Deutschkunde stand erst kürzlich wieder eine tiefinnerliche Würdigung Winterfeldschen Lebens und Wirkens von Dr. Hans Kleinstück.

Ihr guten deutschen Dichter, ich danke euch von Herzen für alles liebevolle Bemühen um den toten Freund und freue mich dankbar, wenn ihr das ernste Gerüst meiner Winterfeldhistorie mit den Blumenranken und Blütenkränzen

eurer Dichtung bedeckt. Was euch aber immer wieder zu Paul von Winterfelds einsamer, schmuckloser Ruhestätte treibt, ist das Bewußtsein, daß sich hier noch große Geheimnisse bergen, daß vielleicht doch einmal eine geisterhafte Stimme aus dem Grabe tönt und letzte Dinge berichtet.

In der Tat habe ich in der Historie über dunkle Geheimnisse dichte Schleier gebreitet und letztes Unaussprechliches nicht berühren wollen. Sonst müßte ich Tragödien und Romane erzählen, in denen Paul von Winterfelds Leben nur ein rührendes, wundersames Intermezzo war, müßte von Schicksalen noch heute lebender Menschen sprechen und auch von meinem eigenen Geschick, und das wird kaum geschehn, solange ich lebe.

Nur eins von diesen schweren Geheimnissen will ich zum Dank für diese guten Dichter erklären, weil es berührbar ist und zugleich wichtig für das Leben und Schicksal der Nation und der deutschen Seele. Als Paul von Winterfeld jung war, herrschte eine äußerlich höchst glanzvolle, innerlich aber höchst böse und harte Zeit in der ganzen Welt — Winter der Seele. Die Menschheit baute aus allen Kräften am Turme zu Babel. Die Welt war zum großen Mechanismus geworden, und fürchterlich dräute in die Wolken wachsend der stählerne, zermalmende Automat, der Moloch. Religion und Glaube hieß Atavismus, Philosophie war verächtlich, die Poesie, besonders die dramatische, in den Klauen des seelenlosen Mammonismus. So war es in der ganzen Welt, bis die göttliche Zuchtrute des großen Krieges herniedersauste.

Die Wissenschaft aber drohte, stumpfem Rationalismus zu verfallen und starrer Scholastik. Damals war die hohe

Zeit aller Seelenlosen, aller Diener am Turme zu Babel auch unter den Wissenschaftlern, aller neiderfüllten Verfolger der Genialitäten des Herzens und der Seele, aller Pharisäer und Schriftgelehrten, und der leere Dünkel war groß. Davon habe ich besonders gesprochen im Buche Michael in dem Kapitel „Die Tragödie des deutschen und genialischen Menschen". Diese Tragödie nahm damals einen schlimmen Anfang. Ich kann von ihr reden, weil ich selber in ihr mitgelitten habe und nur mit Mühe entronnen bin. Eines ihrer ersten und blutigsten Opfer war Friedrich Nietzsche.

Damals verlor gegenüber dieser übermächtigen Zeitströmung die junge Seele Paul von Winterfelds den hohen, ihr vorher bestimmten Pfad. Der Mönch, der Mystiker, der im tiefsten Grunde dionysisch erregte Mann, der dichterische Genius redete sich ein, ein kühler Rationalist und Atheist zu sein, der vorausbestimmte Lyriker fühlte sich als kritisch, kühl und objektiv. Er versank im Staub der Handschriften, Lesarten und Konjekturen und ward schließlich wirklich ein großer Kritiker und Meister der Philologie und guter Editor, so daß auch die nüchternsten und maulwurfblindesten Oberflächenmenschen und kritischsten Gelehrten ihn vollkommen als ihresgleichen ehrten — ein Götterspaß.

Aber heimlich in der Tiefe des Unterbewußtseins, in den Angstträumen der Nacht klagte seine arme, verlorene, unzufriedene Seele. Da weckte die Traumliebe sie auf, und mit einem Male ward er zum Dichter, zum hohen Mystiker, der wieder nach fernen Sternen langte. Der ungeheure Zwiespalt klaffte mit einem Male auf, der Abgrund, die zerreißende Spannung. Denn auch von seiner Wissenschaft

wollte Winterfeld nicht lassen und mit Recht; denn höchste, strengste Wissenschaft muß sein, aber nicht erstarrende, wissenschaftliche Scholastik. Da sprang das hohe Problem auf, aber nicht als Problem des Hirnes, sondern des Herzens und des Lebens, wie kann Wissenschaft mit Kunst, objektive Forschung mit hochbeflügelter Philosophie, Rationalismus mit Mystik, dionysisch-erotische Ekstase sich mit nüchterner Askese vertragen. Denn dieses alles war nun einmal wie bei jedem großen Seelenmenschen in Winterfelds Psyche vereinigt, und seine Seele wurde ein Kampffeld dieser Gigantomachie.

Winterfeld schrie verzweifelt nach Erlösung; aber seine Traumgeliebte, die ihm wirklich mit ihren hohen Gaben seherischer Weisheit hätte helfen können und ihm Seelenführerin und Diotima werden, verkannte ihn, sie sah nur den Gelehrten und blieb in unerreichbarer Ferne. Seinem angstvollen Rufen antwortete nirgends die Stimme eines lebenden Menschen, nur aus dem Geisterreiche tönte Nietzsches, des Dichterphilosophen Wort, der den gleichen Kampf gekämpft hatte wie er und in starrer Einsamkeit ähnlich seiner eigenen zerbrochen war, umbellt vom Hohn und Neidhaß objektiver Gelehrter. Weil er aus Nietzsches Blute war, hat er diesen „gekreuzigten Dionysos“, wie sich Nietzsche im letzten verzweifelten Aufschrei nannte, unsäglich geehrt und geliebt, denn Winterfelds Herz war ehrfürchtig vor allem wahrhaft Großen.

In diesem Augenblick stießen wir aufeinander wie vom Schicksal bestimmt, auch ich auf Stirne und Augen von jenem langen, fürchterlichen Kampf gezeichnet, an dessen ersten Anfängen jetzt erst Winterfeld erschauernd stand.

Nun war er nicht mehr allein, fortan ging er seinen harten Weg freudig und voll neuer Hoffnung, denn er sah klar das hohe Ziel und die Möglichkeit der Versöhnung und des Sieges. Endlich reichten sich vor seinen Augen der schwärmende, seelenaufrührende, ins Unendliche weisende Dionysos und der helle, klare, begrenzende Apoll friedlich die Hände und Athene, die Göttin der Weisheit und der Wissenschaft, trat in diesen hohen Bund. Nun durfte auch die tiefe Mystik seiner Seele Genüge finden. Auch der Galiläer trat segnend wieder in seinen Kreis, und es erhob sich die bange Frage, wie stehen Dionysos und Christus zueinander - dionysische und christliche Mystik, dionysische und christliche Erlösung? Das aber war gerade das Problem meines „Ardalio“, des Trauerspiels vom Mimen Gottes, das ich eben damals dichtete und dem Winterfeld mit glühender Begeisterung folgte. Mich aber stärkte des Freundes Jubel und gläubiges Vertrauen. Immer weiter folgte er in die Höhen dionysischer Philosophie.

Es war ein wunderbarer Frühling und Sommer, den wir beide damals erlebten, ein einziger, ein letzter. Winterfeld besuchte mich fast jeden zweiten, dritten Tag. Wir wanderten dann weit durch den Grunewald, er erzählte von seiner Traumliebe, sprach eben erst entstandene Gedichte, er gab sein wehes, zuckendes Herz ganz in meine Hände. Oft sank die Sonne über unseren Gesprächen, und ich sehe heute noch die hohen Kiefern im kupfrig goldenen Glanz des letzten Abendscheines glühen, unter denen wir dahinschritten, sehe die stillen, schilfumstandenen Seen geheimnisvoll im weißen Mondlicht schimmern, an denen wir vorbeischritten, während fernher der Elfen silberne Hörner tönten,

und ein Grauen kam über uns, als könne jeden Augenblick, etwas Gespenstisches geschehen uns beiden Professoren, und Dionysos selber mit seinen dämonischen Scharen aus dem dunklen Walde heraustreten auf die Elfenwiese zum wild berauschenden, ekstatischen Tanz. Damals begann Winterfeld Dionysos, den Erlöser, zu begreifen, den „Ardalio", der Mime Gottes, predigt, damals sprach er zu mir aus der Tiefe seines Gefühls: „Du bist mein Lehrer", so daß ich vor der demütigen Größe seines edelen, hingebenden Herzens erschrak. Wir haben das Geheimnis unserer nahen Freundschaft streng gehütet, selbst in der Winterfeldhistorie habe ich es nur von ferne angedeutet für zarte, auch leise Winke verstehende Seelen. Nur Winterfeld trieb sein glühendes Herz, Zeugnis abzulegen, und so hat er denn zu dem bluts- und seelenverwandten Freunde aus seinem Geschlechte, zu Herrn Joachim von Winterfeld, von der Art unserer Freundschaft gesprochen; der suchte mich dann nach seinem tragischen Tode auf und erzählte mir davon.

Diese dionysische Philosophie lebt heute weiter ausgebaut und vollendet in mündlicher Überlieferung in den weiten Kreisen der Arbeitsgemeinschaft für vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität Berlin. Und diese Arbeitsgemeinschaft hat gelernt, den toten Freund als einen ihrer Heiligen und Heroen und ersten Märtyrer zu ehren.

Die große, erlösende Synthese war für Winterfeld gefunden, er hielt es fortan für möglich, Gelehrter und Dichter, Mystiker und Rationalist, dionysischer Ekstatiker und Asket zugleich zu sein, ihm half der große Eros. Auf meinen Wunsch gab er zu Weihnachten seine Gedichte im Verlage von Beck heraus und bekannte sich

offen und frei als Dichter, damals ein ungeheurer Schritt für einen Gelehrten.

Hier ist der Weg der deutschen Seele überhaupt, Winterfeld ging ihn voran. Wenn er richtig zu Ende gegangen wird, werden wir eine wahre innere Reform der Universitäten und der Forschung erhalten — fröhliche Wissenschaft — und zugleich einen segensreichen, inneren Aufbau unserer Schulen, höherer wie niederer, wie des ganzen Volkes und seiner Seele.

Viele versuchen sich jetzt schon auf diesem neuen Pfade, auf den ich auch im „Nationalen Erziehungsstaat" gewiesen habe und sonst des öfteren. Aber viele schwätzen auch nur von ihm und wollen auf ihm — tänzeln, ich warne sie. Es ist ein schwerer Weg. Nietzsche brach auf ihm zusammen. Winterfeld starb auf ihm mitten im Siege mit von allzu hohen Spannungen zerissenem Herzen. Es ist wirklich eine Via mala.

> Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
> Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg;
> in Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
> es stürzt der Fels und über ihn die Flut.
> Kennst du ihn wohl? Dahin! Dahin!
> geht unser Weg!

Aber — an seinem Ende liegt in Blütengärten das sonnige Land der Verheißung.

Auch der Mann, dessen Name zum ersten Male auf dem ersten Blatte dieses Buches steht, hat diesen Weg beschreiten müssen und fand aus starrer, philologischer Scholastik, in der er in jungen Jahren Meister ward, den Aufstieg zum liebevollen Führer der Jugend, zum freien Menschentum und zur schaffenden Poesie und durch die

Vereinigung aller dieser Kräfte die Möglichkeit zu hohem, staatsmännischen Wirken für die Erneuerung unserer höheren Schule. Darum ist auch seine Liebe für Paul von Winterfelds Leben und Werk so groß, und so hat Ministerialdirektor Richard Jahnke es sich nicht nehmen lassen, trotz der ungeheuren Verpflichtungen seines hohen Amtes, dem Werke Winterfelds die Liebe anzutun, alle Korrekturen mit zu lesen.

Liebe war es, was Paul von Winterfeld im tiefsten Herzen trug, heiße, verzehrende Liebe. Liebe zum Freund, zur hohen Frau, zur Nation und ihrer glorreichen Vergangenheit, zu allen deutschen Heroen, Denkern und Dichtern, um Liebe ist er schließlich gestorben.

Was unser Volk aber heute besonders bedrängt und ganz arm und elend macht, viel ärmer, als der böse Feind es vermag, das ist der kalte, gegenseitige Haß und Neid, die bitterböse Verachtung, die noch aus der Zeit des Turms zu Babel stammen. Möchte die Liebe Winterfelds zu allem deutschen Sein und Wesen, zu aller deutschen Vergangenheit und Zukunft wieder über alle Volksgenossen kommen, auf daß wir wieder ein Volk werden. Das ist Paul von Winterfelds Sendung an die Nation, von der man heute im Stillen raunt, das ist Winterfelds Testament.

Berlin-Lankwitz am Bußtage 1921

HERMANN REICH

INHALTSVERZEICHNIS

EINLEITENDES VON HERMANN REICH

DEUTSCHE DICHTUNGEN DES LATEINISCHEN MITTELALTERS VON PAUL VON WINTERFELD



EINLEITENDES

I. PAUL VON WINTERFELDS LEBEN

II. ZUR EINFÜHRUNG IN DIE DEUTSCHE DICHTUNG DES LATEINISCHEN MITTELALTERS



I.

PAUL VON WINTERFELDS LEBEN

1.

MEINE ERSTE BEGEGNUNG



Es war an einem trüben Regentage im Spätherbste vor nun bald zehn Jahren, als ich mich aufmachte, Paul von Winterfeld meinen Antrittsbesuch abzustatten. Ich hatte mich im Frühjahr an der Berliner Universität habilitiert, und er war als Privatdozent für klassische und mittelalterliche Philologie einer meiner nächsten Kollegen.

Meine Erwartungen waren hochgespannt. Denn ich hatte manches von seinem Ruhme als Gelehrter und seinem Rufe als höchst grillenhafter Sonderling gehört. Die Berliner Kollegen erzählten von seiner herben Unnahbarkeit, von seiner selbstgewählten, strengen Einsamkeit, seiner streitbaren, rücksichtslosen Art, halb ein Ritter und halb ein Mönch. Auch wußte ich, daß er als Riese wissenschaftlicher Arbeit und Konzentration schon an der Schwelle des Mannesalters Werke vollbracht, die sonst ein ganzes, langes, starkes und fleißiges Gelehrtenleben ausfüllen.

Ich war bei meinen Antrittsbesuchen in den Palästen des Berliner Westens gewesen. Überall breite Marmortreppen, prächtige Treppenflure, schöne Zimmer, Licht, Behagen, Wohlhabenheit, Pracht, Reichtum; und dann die schönen Villen der Gelehrten draußen in Lichterfelde und Westend oder Steglitz auf dem Fichteberg, wo heute Friedrich Paulsens weiße Marmorbüste steht; überall weite Gärten, tiefe Ruhe, stille Vornehmheit, die höchsten äußeren Möglichkeiten für tiefes Sinnen und fre[illegible]

geistiges Schaffen. Hier die ländliche Stille, die zur Arbeit ladet und zur Philosophie; dort die brausende Weltstadt mit der bunten Fülle wimmelnden Lebens, großer, wechselnder Ereignisse.

Da sah es bei Herrn von Winterfeld ganz anders aus. Er wohnte in Schöneberg nicht weit vom Winterfeldplatz in der Grunewaldstraße. Ich kam zu einer vernachlässigten, übelen Mietskaserne. Im Erdgeschoß lag eine Kutscherkneipe, aus der die Melodien eines heiseren Phonographen tönten, den Refrain sang eine begeisterte Zecherrunde mit. In der breiten Durchfahrt des Hauses war eine schmutzige Kinderschar bei ihren lärmenden Spielen. Vom Hofe her dröhnte das dumpfe Stampfen einer Fabrik. Der Treppenflur war eng und schmutzig. Wie ich die ausgetretenen Stiegen hinaufging, fielen mir plötzlich allerlei wunderliche Geschichten von Paul von Winterfeld ein, auf die ich nicht sonderlich hingehört hatte. Er stecke all sein Geld in seine große und kostbare Bibliothek, hause in ihr ärmlicher als ein Eremit und lebe zwar nicht von Heuschrecken und wildem Honig, aber doch von Schnaps und kalten Kartoffeln. Alle vierzehn Tage richte er sich einen Bottich mit Kartoffelsalat an. Seine große Schnapsflasche lasse er in der nächsten Destille füllen. Kurz er erschien als eine Art von schmutzigem Säulenheiligen. Ich hatte darüber als über eine von den vielen böswilligen Universitätsfabeln gelacht.

Auf mein dreimaliges, kurz hintereinander wiederholtes Klingeln wurde die Tür plötzlich aufgerissen. Vor mir stand ein etwas ungeschlachter Riese mit großem, struppigem Backenbart und langwallendem Haupthaar, in Hemdärmeln. Er war verwundert, einen Fremden zu sehen, und etwas unwirsch. Er hätte auch schwerlich die Türe aufgetan. Aber das dreimalige Klingeln war zufällig das „Sesam tu dich auf“ für diese seltsame Einsiedelei und das Signal der wenigen, die hier verkehren durften. Hätte ich nicht durch merkwürdige Fügung gerade

dieses Zeichen gegeben, ich hätte niemals den Einsiedler kennen gelernt, und dieses Büchlein hier wäre nie geschrieben worden.

Als er meinen Namen gehört, entfernte er sich mit einem Ruck. Bald erschien er wieder, mit einem langen, schwarzen Rock würdig bekleidet. Er lud mich mit freundlichen Augen und gravitätischen Bewegungen ein, ihm zu folgen.

Wir kamen in ein großes, ödes Gemach. Es waren keine Gardinen am Fenster, der Hausrat bestand aus einigen alten Tischen und wackligen Stühlen. Die Wände waren überall bis zur verräucherten Decke mit großen Regalen voll von Büchern bedeckt. Durch die offen stehende Tür sah man noch in zwei kleinere Zimmer; in einem stand ein eisernes Feldbett, ungemacht, wie es der Riese morgens verlassen hatte. Sonst überall Bücher, nichts als Bücher; zum Teil alte, kostbare Schweinslederbände und teure, festgebundene, riesige Folianten, und dann wieder neben den plumpen Ungeheuern der Wissenschaft zierliche, geschmackvolle Bände in Gold und Grün, wie sie den Putztisch der Weltdame zieren, moderne Liebeslyrik. Seltsam stachen diese Kostbarkeiten von der Räuberhöhle ab, in der sie standen.

Ein Strom von Büchern war durch die ganze Wohnung ausgegossen; selbst auf der Erde lagen sie einzeln und in ganzen Türmen, auf die Stühle waren sie geklettert, auf die Tische, auf denen sonst noch Haufen von Manuskripten, Korrekturbogen und Briefen lagen. Überall war dicker Bücherstaub. Auch der Fußboden sah sehr ungefegt aus. Hier war seit Wochen und Monaten keine ordnende Frauenhand gewesen. Es war überhaupt sonst kein lebendes Wesen in der Wohnung, kein Hund, keine Katze, kein Vogel, nichts. Die Bücher schienen alles Lebendige erstickt zu haben.

Während der Herr dieser Schätze unter freundlichen Entschuldigungen sich bemühte, mir einen Stuhl leer zu kramen, wobei einige Büchertürme ins Wanken gerieten und mit Einsturz

drohten, sah ich mich um nach dem sagenhaften Bottich mit Kartoffelsalat. Aber der war nicht zu finden. Doch stand da ein großer, roh gezimmerter Tisch mit kreuzweis gestellten Beinen. Darauf befand sich eine kleine Viktualienhandlung, etwas Butter, Eier, Wurst, Salz, Brot, Kakes und Zwieback. Der Zyklop hatte seine Höhle gleich auf einmal für längere Zeit verproviantiert. Es stand aber alles in der Stube und nicht in der Küche, weil er in der Hast seiner Arbeiten sich nicht mit Hin- und Hertragen versäumen wollte.

Da stand denn auch eine dickbauchige Flasche mit einer dunklen Flüssigkeit wie Rum. Er war also leider doch ein Säufer, dieser Polyphem. Später war diese Flasche für uns ein häufiger Grund zu allerlei Spaß und Gelächter. In Wirklichkeit war der Inhalt irgendein Fruchtsaft, der ins Trinkwasser getan wurde. Denn Paul von Winterfeld war fast völlig abstinent.

Mit Rührung sah ich auf dem wackligen Tische die kleine, unansehnliche Petroleumlampe. Bei ihrem Scheine hatte dieser Mönch der Arbeit wohl die langen Winternächte durchwacht mit seinen Phantasien, Gedanken, Sorgen und Schmerzen, mit seiner Lust und Raserei, mit seinen schweren wissenschaftlichen Forschungen. An diesem Tische hatte er seine große Ausgabe der Hrotsvit gemacht und den dicken vierten Band der Dichter des karolingischen Zeitalters, hatte er seine grundlegenden Abhandlungen geschrieben zur Ursprungsgeschichte der mittelalterlichen, geistlichen Lyrik in Sequenzen und Tropen, hier seine scharfsinnigen Beobachtungen zur Technik des Satzschlusses angestellt; hier seine wissenschaftlichen Fehden durchgefochten, hier seine genialen Übersetzungen geschaffen.

Wahrlich, die Höhle Zarathustras war ein Himmelreich gegen diese strenge, mönchische Einsiedelei. Zarathustra wohnte doch im Hochgebirge, im braunen Fels, wo die klaren Quellen rauschen und singen, wo die hellen Winde brausen und die

weißen Wolken ziehen, und nachts die großen Sterne leuchten und die weißen Gletscher, und wo mancher Wanderer vorüberging.

Diese Zelle aber hätte statt in der ungeheuren Steinwüste Berlin auch ebensogut irgendwo draußen in der Wüste Sahara liegen können, so fern war sie allem Lebendigen. Vor ihr ebbte der breite Strom des Lebens. Hier war ein Gewaltiger und ein Unglückseliger, der nur sein eigenes Leben lebte und verächtlich fortgegangen war vom bunten, lärmenden Markte, sich selbst genug.

Mein Herz schwoll vor Mitleid. Mir fielen die furchtbaren sieben Jahre ein, als ich selber, bevor ich nach Berlin ging, als Einsiedler an meinem Werke über das antike Volksdrama, den Mimus, gesessen hatte, lange Jahre in Sorge, ob ich der tiefen Rätsel Lösung finden würde und nicht ganz umsonst mein Leben und meine Jugend vertue. Als hätte er etwas von meinen stillen Gedanken erraten, fing der Eremit plötzlich an von meinem Buche zu sprechen. Er fragte eifrig und klug mit einem guten, treuen, forscherlichen Blick. Da ging ich aus meiner Zurückhaltung heraus. Ich fing an, ihm den dritten Band zu erzählen, der um allerlei äußerer Hemmnisse willen noch bis auf den heutigen Tag ungedruckt ist, alle meine Auffassungen von dem Mimus und den Mimen als Erreger der literarischen Entwicklung in Bukolik und Novelle, Satire und Realroman, Epigramm, Fabel und Märchen, und als Förderer der mittelalterlichen Poesie, soweit sie volksmäßig ist, und weiter wirkend bis auf den heutigen Tag.

Auch da geriet ich in große Verwunderung über ihn. Er schrie nämlich während meiner Erzählung oft laut auf, als ob er Gesichte und Visionen hätte, als ob er Wege und Brücken sähe, die er bisher schmerzlich gesucht und nicht gefunden, als ginge in ihm etwas Erlösendes, Überwältigendes, höchst Freudvolles vor. Was ihm damals vor die Seele trat, das hat er später alles in seiner großen Hrotsvitabhandlung auseinander-

gesetzt, in der er zum ersten Male die Entwicklungslinien mittelalterlicher Volkspoesie gezogen hat.

Ich sah mit Staunen und Freude den Mann, der, wie ich instinktiv ahnte, selbst in höchster Seelennot und Gefahr war und sich dennoch für wissenschaftliche Entdeckungen anderer Leute so begeistern konnte, daß er außer sich geriet. An ihm erschien die erhabene Macht der Wissenschaft über die, welche ihr aufrichtig dienen. Seine melancholischen, braunen Augen leuchteten und strahlten plötzlich in einem freudigen, verzehrenden Lichte. Die Stirn unter dem wirren Haar war stolz und edel. Wenn er beim Sprechen die Hände ausstreckte, sah man die schlanken, aristokratischen Finger mit den langen, feinen Nägeln.

Mit einem Male waren wir mitten drin in seinem eigenen Schicksal. Die philosophische Fakultät der Universität Berlin hatte die Errichtung eines Lehrstuhls für die mittellateinische Philologie beantragt, zu deren Begründern Winterfeld selbst gehörte. Wie er diese neue Wissenschaft an unserer Universität als Dozent eingeführt hatte, so sollte er nun auch die neue Professur erhalten. Aber ein Jahr des Wartens war dahingegangen und aus der Berufung wurde und wurde nichts. Da war dem Reizbaren, von stolzem Ehrgefühl Erfüllten die Zeit zu lang geworden, er nahm sein Schwert in die Faust und sagte Fehde an. Er legte seine Dozentur nieder zum Entsetzen aller Wohlmeinenden. Zu Ostern wollte er dann überhaupt den Staub von seinen Füßen schütteln, das Land verlassen und an einer fernen, kleinen Universität in Österreich von neuem seine Laufbahn beginnen. Nur wie er seine große Bibliothek hinüberbringen sollte, das wußte er nicht. Das war ein toller, abenteuerlicher Plan, wie ihn nur der verzweiflungsvolle Trotz eines Einsiedlers aushecken konnte. So mußte er selbst und sein Werk zugrunde gehen. Das war der Berserkergrimm, der alle niedlichen, bunten Siebensachen des Glücks rücksichtslos zertrümmert.

Während er von seinem Ruin mit leidenschaftsloser Stimme und Miene sprach, als erzählte er irgendeine interessante Geschichte, die ihn persönlich kaum anging, wunderte ich mich wieder über seine Ruhe gegenüber einem so verzweifelten Geschick. Plötzlich sah ich es ihm an allerlei feinen Leidenszügen im Gesicht und an den melancholischen Augen an, daß er noch ein ganz anderes, viel tieferes, innerliches Leid trüge, das ihn unempfindlich machte gegen die spitzigen Pfeile äußeren Geschicks. Ich fühlte, daß er auf allzu hohen, steilen Gipfeln seltsamen, seelischen Erlebens stünde und ganz nahe vor einem jähen Absturz. Ich war hier in den Schlußakt einer großen Tragödie hineingeraten. Mitleid und Furcht erschütterten mich und weckten in mir den leidenschaftlichen Wunsch, zu helfen und zu retten.

Wir hatten im Austausch inneren und äußeren Erlebens aller Form vergessen. Ich blieb beim ersten Besuch zu meinem eigenen Erschrecken stundenlang. Als ich aufbrach, begleitete er mich die Treppen hinunter. Ich sah nicht mehr die schmale, schmutzige Stiege, hörte nicht mehr den Lärm der Fabrik und der Kinder. Ich sah nur noch seine schönen, seelenvollen, braunen Augen, die in Herzlichkeit leuchteten. Der Riese stand in Wind und Regen und winkte mir nach.

Unter den Häuptern der Universität verbreitete sich die Kunde von des Einsiedlers verzweifelten Entschlüssen. Man wußte, daß alles zu erwarten war von seinem Trotz und daß er bereit war, zugrunde zu gehen. Es gab aber viele, die ihn liebten und achteten und seine großen Leistungen ehrten. Schließlich brachte das machtvolle Eintreten eines großen Gelehrten den Stein von neuem ins Rollen, und es kam zu einem guten Ende. In den ersten Tagen des Monats März 1904 erschien der junge, soeben ernannte Professor, meinen Besuch zu erwidern.

Ich habe dann das große Glück gehabt, fortan mit ihm leben zu können in fast täglichem Verkehr. Der scheue Einsiedler

erwies sich als ein Mensch des großen Stromes, der überquellenden Fülle. Noch immer klingt mir seine gewaltige Stimme im Ohr, wie er in stillen Sommerabenden und Nächten zu mir sprach, wenn der Lärm der Großstadt anfing zu verstummen.

Die bunten Bilder seines Lebens, Leidens und Erfahrens, Meinens und Glaubens, seines Schaffens, seiner Siege und Niederlagen, seiner Freundschaften und Feindschaften, seiner Fehden und Versöhnungen zogen alle an mir vorüber. Ich sah sein zuckendes Herz und den ganzen Adel, Stolz und Hochmut und zugleich die kindergute Demut seiner scheuen Seele. Da erfuhr ich dann auch von seinen tiefen Melancholien, seiner Todessehnsucht und seinem absonderlichen, todtraurigen Geschick. So leidenschaftlich war er in seinem Geben und Schenken, daß wir nach kurzer Zeit das Gefühl hatten, als hätten wir immerfort das ganze Leben miteinander gelebt von unsern Kinderzeiten her. Es war in ihm eine tiefe Mystik großen, heiligen Gefühls. Er war darin fast ein Mensch des Mittelalters oder heroischer Antike und ragte riesengroß und etwas gespenstisch und absonderlich in unser kühleres und flacheres Zeitalter hinein.

2.
DIE URSPRÜNGE

Mit den sächsischen Königen sind die Winterfelde in die Mark gekommen. Sie gehören zu den Pionieren des Germanentums, die den Slaven die alten germanischen Sitze jenseits der Elbe in jahrhundertelangen Kämpfen wieder abgewannen. Sie stehen an den Anfängen jener großen Bewegung der Rückkolonisation, die zur Begründung des preußischen Staates und endlich des neuen Deutschen Reiches geführt hat.

In allen Fehden des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts klingt in den Ländern Pommern, Mecklenburg und Brandenburg der Name der Winterfelde. Noch heute wird in den Archiven

brandenburgischer Städte mancher ihrer Urfehdebriefe bewahrt. Ihr Wappen, der Wolf mit der Garbe, war damals ein bei Fürsten und Städten hochgeachtetes und gefürchtetes Zeichen. Später, als längst das Recht der freien Fehde geschwunden war, tummelten sich Winterfelde als freie Ritter in den Kriegen des Auslandes, halfen in Frankreich den evangelischen Glaubensgenossen in den Hugenottenkriegen oder führten als Condottieri reisige Scharen in die Türkenschlachten. Von dieser unbändigen, ritterlichen Lust zu Krieg und Abenteuern steht manches im ersten Bande der Geschichte dieses Geschlechts, die Ludwig Gustav von Winterfeld-Damerow, Königlich preußischer Major a. D., herausgegeben hat.

Doch diese alten, ritterlichen Taten sind längst verschollene Sage. Heute denkt man bei dem Namen von Winterfeld zunächst an die Kriege der brandenburgischen Kurfürsten und der preußischen Könige, an den General Friedrichs des Großen, an Generale, Obristen und tapfere Offiziere. Überall, wo die brandenburgisch-preußischen Fahnen wehten, waren Winterfelde mit dabei, floß ihr Blut gegen Dänen, Schweden, Türken, Franzosen, Russen und Österreicher. Ein Rittmeister von Winterfeld kämpfte unter Gustav Adolf in der Schlacht bei Leipzig, ein Leutnant fiel mit dem großen Schwedenkönig bei Lützen. Im Siebenjährigen Kriege starb außer dem großen General von Winterfeld noch mancher andere seines Geschlechtes den Heldentod. So geht das fort bis zu dem großen Kriege, der das neue Reich erstehen ließ. Nach der Schlacht bei Sedan war es ein Winterfeld, der Generalleutnant Hugo von W., der dem Kaiser Napoleon die Antwort König Wilhelms brachte. Und heute im Weltkrieg ziehen wieder Winterfelde unseren Bataillonen und Regimentern voran.

Neben den Offizieren stehen alle die Jahrhunderte hindurch im strengen Dienste des Staates die hohen Beamten, Minister, Gerichtspräsidenten, Ritterschaftsdirektoren und Kriegsräte, Landvögte, Landräte und Stiftshauptleute, Dompröpste, Komthure und

Dechanten, Mitglieder des Reichstages, Abgeordnetenhauses und Herrenhauses. Vor allem aber sitzen sie als freie Herren auf ihren Gütern unter ihren Bauern und pflügen in unablässiger Folge der Geschlechter die Scholle, die sie zäh in ihrem Besitz erhalten, aus der ihnen stets von neuem die Urkraft der märkischen Erde zuwächst. Immer war dieses starke Geschlecht den Zwecken des Staates im Kriege wie im Frieden zugewendet, dem harten Leben der großen, praktischen Arbeit.

Wie erwuchs nun ein unpraktischer Gelehrter, ein Träumer, Denker und Dichter, ein deutscher Professor gerade auf solchem Stamme? Es scheint ein völliger Abfall von der Lebensrichtung dieses Schwertadels; denn was kann friedfertiger sein als das Amt eines Philologen. Dennoch fühlte sich unser Professor durchaus im engen Zusammenhange mit seinen Ahnen. Er kannte ihre Geschichte gut, doch sprach er nur in seltenen Stunden davon.

In der Blüte des Mittelalters war es das Vorrecht des Adels, dem deutschen Volke seine größten Dichter zu geben, Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide. Von ihm stammte damals alle höchste und feinste Geisteskultur, alle vornehme Haltung und Gebärde. Freilich, das war der rheinische und der süddeutsche Adel. Der ostdeutsche, der märkische besonders, hatte viel zu sehr mit der Not des Lebens, mit dem starken Feinde und der kargen Erde zu ringen, als daß er viel freudige Minnesänger und Dichter hätte hervorbringen können, oder große Denker und Gelehrte.

Aber schließlich ist doch Heinrich von Kleist, vielleicht das größte dramatische Genie der Nation, aus ritterlichem, altpreußischem Geblüt. Es heißt, die Kleist wären alle geborene Dichter, wie einst auch Lessings Freund, der Dichter des Frühlings, der preußische Major. Mit Heinrich von Kleist hat Paul von Winterfeld manche Ähnlichkeit, nicht im Genie, das steht hier ganz

außer Vergleich, wohl aber im phantastisch düsteren Charakter und Schicksal und in der Richtung auf die absonderlichen Erlebnisse der Seele, auf das Merkwürdige und Ungeheuerliche. Aber diese Abenteuerlust im Geistigen, ist das nicht auch ein Erbteil ritterlicher Abenteuerlust, und dieses Einsetzen des Lebens an die großen Rätsel und Probleme?

In Wirklichkeit hat unsern Professor sein Gefühl nicht betrogen. Er ist in allem Besonderen und Hervorragenden der Erbe seiner Ahnen. Die Lebenslust und Kraft, die in vielen Männern dieses Geschlechtes braust, hat sie oft nicht Genüge finden lassen allein an der praktischen Wirksamkeit, so weit deren Grenzen ihnen auch gesteckt waren. Wie in dem ungefügen Leibe Paul von Winterfelds eine verzehrende Sehnsucht wirkte nach hoher Schönheit, geistigen Idealen, letzten Erkenntnissen, poetischem Formen und Schaffen, so hat sie vor ihm in seinem Geschlechte gelebt. Er ist zwar der erste Winterfeld, der von vornherein und allein auf reine Wissenschaft ausging, der erste Professor. Aber schon vor ihm hat mancher neben der harten Arbeit des Amtes den Musen gedient oder gar mit kühnem Entschluß den Pallasch an den Nagel gehängt, um frei und unabhängig zu denken und zu dichten.

So tat zum Beispiel Adolf Ernst von Winterfeld, Königlicher Kammerherr und Ehrenritter des Johanniterordens. Er stand als Leutnant bei dem Kürassierregiment in Pasewalk. Im Jahre 1848 hat er den Feldzug des Deutschen Bundes gegen Dänemark mitgemacht und die Schlacht bei Schleswig. Er nahm dann noch als Leutnant seinen Abschied, um sich ganz der Literatur zu widmen.

Im Laufe seines langen Lebens hat er mit unermüdlicher Arbeitskraft eine ganze Bibliothek zusammengeschrieben. Er gab Übersetzungen aus dem Französischen, Englischen, Schwedischen, Dänischen, Holländischen, Spanischen. Im Sommer reiste er in

allen Ländern Europas umher, während er im Winter in Berlin über seinen Dichtungen saß. Zahlreich sind seine Romane, Novellen und Lustspiele.

Aber alle diese Werke, die einst ein großes Publikum hatten, sind längst verdienter Vergessenheit anheimgefallen. Nur eine Leistung wirklicher Poesie ist Winterfeld doch gelungen. Das sind seine humoristischen Soldatengeschichten und Offiziersnovellen. So weit er auch durch die schönsten Länder Europas gefahren ist, so gern er auch in den glänzendsten Kreisen Berlins verkehrte, immer wieder gingen seine Gedanken liebevoll zu der armen, kleinen, pommerschen Stadt zurück, in der er einst als junger Offizier in Garnison lag. Seine Erinnerungen formen sich zu liebenswürdigen Soldatengeschichten voll Humor, Witz, Laune und traulicher Schilderung des engen, gemütlichen, einfachen, bedürfnislosen, wunderlichen und doch kernhaft tüchtigen altpreußischen Lebens von Anno dazumal. Selbst sein Spott verrät überall seine Liebe zum preußischen Soldatentum, sein Herz schlägt immer noch im Küraß.

Vom altpreußischen Soldatengeist berührt, schuf Lessings kernige Natur einst das erste, rechte, deutsche Soldatenstück, die Minna von Barnhelm, Kleist, auch ein abgegangener Offizier, den Prinzen von Homburg. Zu solchen Höhen der Kunst hat Winterfeld seine Militärhumoresken nicht zu treiben verstanden. Er war eine behagliche, humorvolle Natur und nicht recht aufgelegt zu den Entbehrungen wie zu den hohen, herzzerreißenden Ekstasen und Erregungen, in denen allein die rotglühende Lava großer Kunstwerke fließt und sich formt. Trotz der Unermüdlichkeit seiner Arbeitslust hatte er nicht die tragische, dionysische Energie seiner Familienvettern, etwa des großen Generals oder unseres Professors, die rücksichtslos ihr Glück an ihr Werk setzten und in den höchsten Steigerungen seelischen Schwunges lebten. Aber als dem Erfinder der humoristischen Militärnovelle wird man

Winterfeld gern einen Platz in der deutschen Literaturgeschichte gönnen, wie es schon Rudolf von Gottschall tat.

Da ist dann Georg August Vivigenz von Winterfeld, Geheimer Obertribunalsrat in Berlin (1784–1852). Er war seinerzeit ein hochgeachteter Jurist — zugleich aber auch ein großer Musikliebhaber und Begründer der Geschichte des evangelischen Kirchengesanges. Von ihm stammt das in der Musikgeschichte höchst bedeutsame, dreibändige Werk „Der evangelische Kirchengesang und sein Verhältnis zur Kunst des Tonsatzes". Er hat dazu jahrzehntelang ausgedehnte handschriftliche Studien in den Bibliotheken Italiens und der Stadt Breslau angestellt. Die Notizen, die er für sich anlegte, füllen 103 dicke Foliobände. Sie bilden heute einen Schatz der Berliner Bibliothek. König Friedrich Wilhelm IV., der die Studien Winterfelds sehr hoch schätzte, befahl in einer Kabinettsordre, daß diese Sammlung besonders aufbewahrt und mit Winterfelds Namen bezeichnet werden sollte.

Es ist seltsam, wie sich gerade hier unseres Professors Wege einfach als Fortsetzung der Pfade seiner Ahnen erweisen. Der eine geht den Ursprüngen des evangelischen Kirchengesanges nach, der andere wird durch seinen Wissensdrang an die Quellen des mittellateinischen Kirchengesanges geleitet. Beide finden, wie wir noch weiter sehen werden, ihr wichtigstes handschriftliches Material gerade in Breslau. Es ist derselbe dunkle Drang, der durch das ganze Geschlecht geht und auf verschiedenen Pfaden zu gleichen Zielen leitet.

Ein sehr merkwürdiger Mann war auch Moritz Lewin Adolf, Herr auf Nieden, der Urgroßvater unseres Professors. Er war zum Gelehrten geboren und hatte von früh auf einen wahren Heißhunger nach Büchern und nach Wissen. Aber die militärische Richtung der Familie und die Not des preußischen Staates verschlug ihn in eine ganz andere Bahn. Er mußte als Kadettenunteroffizier, fast noch ein Kind, in den Siebenjährigen Krieg, der

damals schon seinem Ende zuneigte. Aber in allen Quartieren, in denen er lag, machte er, während die Kameraden nach bestandenen Schlachten und Abenteuern sich den kräftigen Vergnügungen des Soldaten hingaben, förmlich Jagd auf Bücher und auf alles Gedruckte und verkehrte überall, wo es anging, mit Männern der Wissenschaft. Er erlangte im Laufe der Zeit durch Selbststudium ein ausgebreitetes Wissen; in Philosophie, Geschichte, Geographie, Literatur, Sprachen, alten und neuen, und vor allem in der Mathematik, für die er ein besonderes Talent hatte, wie unser Professor. Sobald ihm im Erbgange das Gut Nieden zugefallen war, nahm er als Kapitän seinen Abschied, verpachtete dann das Gut an seine Bauern und lebte fortan allein seinen ausgedehnten Studien.

Allmählich sammelte er eine große Bibliothek und steckte wie sein Urenkel in diese all sein Geld. Hier unter seinen Büchern hauste er wie unser Professor mit einer asketischen Einfachheit der Lebensführung und hatte nur eine Leidenschaft, zu studieren und zu schreiben. Er verfaßte viele Schriften, die ihrerzeit sehr anerkannt waren, darunter ein Lehrbuch der Mathematik, das noch bis 1860 im Kadettenkorps gebraucht wurde. Er schrieb auch die erste Biographie seines großen Vetters Hans Karl von Winterfeld, des Generals. Für seine militärischen Schriften wurde er von Friedrich dem Großen später zum Major ernannt. Er war wie der König durchaus Voltairianer. Jedenfalls war er ein geistig hoch interessierter Mensch von einer fabelhaften Arbeitskraft. Auch stand er in Verbindung mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit. Scharnhorst hat ihm einst im Beisein von Blücher und Gneisenau erklärt, daß ihm aus seinem Buche über Geometrie zum ersten Male der Geist der Mathematik aufgegangen sei.

Im übrigen war dieser Major ein großer Sonderling und etwas herb, streitbar und rücksichtslos, wo er in seinem Rechte sich gekränkt glaubte, genau so wie Paul von Winterfeld. Merkwürdig

ist bei ihm ein stark erotischer, sinnlicher Zug. Er verschweigt in seinen Selbstbekenntnissen auch nach dieser Richtung nichts, sondern beichtet mit Rousseauscher Offenheit seine mancherlei galanten Abenteuer. Seine noch ungedruckten Tagebücher, die er mit großer Genauigkeit führte, sind wahre documents humains aus dem Ende des achtzehnten und Anfang des neunzehnten Jahrhunderts; höchst lehrreich für die Kultur- und Sittengeschichte des preußischen Staats und Adels in den Jahrzehnten vor Jena und Auerstädt, Leipzig und Waterloo. Sie befinden sich heute im Besitze des Landesdirektors der Provinz Brandenburg, Präsidenten des roten Kreuzes Joachim von Winterfeldt-Menkin, der über den Erinnerungen und Reliquien der Familie mit herzlicher Sorgfalt wacht.

Dem uralten Verlangen des Geschlechtes nach Schönheit, Stil und vornehmer, dichterischer Form danken wir dann ein schönes Buch mit der Schilderung einer Südlandsfahrt, das sind Joachim von Winterfeldts Tagebuchblätter (zweite Auflage, Frankfurt 1894). Es ist ein wundervolles, buntes Bilderbuch, eine Laterna magica von Ägypten, Kairo und den Pyramiden, von Jerusalem, Nazareth, Jericho und dem Toten Meere, von Konstantinopel, Athen und vielen anderen hochberühmten Städten des Südens. Feierlich erklingt hier der Hymnus christlicher Sehnsucht an den Stätten, auf welchen einst der Herr gewandelt. Aber großartiger, ekstatischer fast noch rauscht die Erinnerung an den Orten einstiger althellenischer Schönheit und Herrlichkeit. Alles Große erwacht zum Leben in des Wanderers prachtvoller Phantasie. In Lesbos erscheint ihm in der Mondnacht, während sein Schiff das griechische Meer durchfurcht, Sappho auf einem Felsen, die goldene Lyra spielend. Die Wellen stimmen ein in ihr Lied, bis die Liebesgöttin selbst sehnsüchtig heraufbaucht aus den Hallen des blauen Meeres; Phantasien eines hochbegabten Dichters, den selber die lyrische Muse begnadet und dem mancher seelenvolle Vers gelungen ist.

Aber auch der Humor, die alte Gabe des Geschlechts, regt sich hier. Durch die Bilder ekstatischen Schwunges zieht wie durch ein hochgewölbtes, prachtvolles Tor eine Karawane lustiger, ja burlesker Typen, obwohl wir uns hier nicht wie bei Adolf von Winterfeld in einer kleinen preußischen Garnison, sondern in der weiten Welt befinden. Da sind Kawassen und zerlumpte türkische Soldaten, Eseljungen, Kameltreiber, Bettler, Beduinen, Gastwirte, Händler, Kaufleute, Haremsdamen, Popen, Priester, griechische und arabische Reiseführer, reisende Engländer, Deutsche und Amerikaner, eine wahre Arche Noahs seltsamen Getiers, das der liebe Gott eigens zur Belustigung unseres Reisenden geschaffen hat.

Schon vor vielen Jahrhunderten pilgerten die Junker von Winterfeld von den dunklen Fichtenwäldern der Mark, auf denen der niedrige Wolkenhimmel lastet, mit dieser Sehnsucht nach dem sonnigen, leuchtenden Süden im Herzen, über die Alpen. Dort studierten sie an den norditalienischen Universitäten, zogen auch, von ihrer Sehnsucht nach dem Süden getrieben, immer weiter ins Land bis Neapel und darüber hinaus und bestanden als Ketzer im streng katholischen Lande mancherlei Gefahren. Doch hatte die Sonne des Südens sie genug gebrannt, und war die Lust an Abenteuer und Gefahr gestillt, dann zog sie ihre bodenständige Art immer wieder in die Heimat auf ihre Güter und in den Dienst der brandenburgischen Kurfürsten.

So ist es auch kein Zufall, daß Paul von Winterfeld, der als klassischer Philolog begann und sich an der Herrlichkeit Athens und Roms begeisterte, doch schließlich wieder den Weg zurückfand in die deutsche Heimat, in die deutsche Literatur, zu den Rittern, Mönchen und Nonnen des Mittelalters. Unbemerkt wirkten in ihm die Kräfte seines Geschlechtes und wiesen ihm den Weg zum Dienste der Heimat und des Vaterlandes.

Er war sich durchaus bewußt, mit seinen Dingen der großen, nationalen Sache zu dienen, nicht weniger wie seine Vorfahren,

die einst das slavische Land, Güter und Burgen sich und dem Deutschtum zurückgewannen, oder die Offiziere, die die Schlachten der preußischen Könige schlugen. In diesem Bewußtsein durchstöberte er die alten Klöster und Bibliotheken nach Handschriften, stellte er uraltes, köstliches Geistesgut wieder her, ging er den Quellen alter deutscher Geschichte nach, verdeutschte er den Waltharius und den Ruodlieb. Er hat dem Dienste der Nation, dem strengen Dienste, ebensogut sein junges Leben geopfert wie die Helden, die auf Deutschlands Schlachtfeldern fielen.

3.
BIS ZUR PROFESSUR

Paul von Winterfeld wurde am 20. August 1872 zu Tynwalde in Westpreußen geboren. Sein Vater war dort Gutsadministrator. Schon sein Großvater hatte den westpreußischen Familienbesitz in den kümmerlichen Zeiten, die nach den Freiheitskriegen kamen, verloren. Es waren keine glänzenden äußeren Verhältnisse, in denen unser Professor seine Jugend verlebte. Nach des Vaters frühem Tode zog die Mutter mit dem Knaben nach Köslin. Dort besuchte er das Gymnasium von der Obertertia ab. Von Kindheit an trieb ihn die vom Urgroßvater ererbte Leidenschaft für Lernen und Studieren. Schon früh war er einsam, er hat wenig Kinderlust und Spiel gekannt. Ihn unterhielt seine reiche Phantasie und die stille Musik seines Herzens.

Schon damals wird ihm die Einsamkeit gefährlich. Er hatte von vornherein viel Fremdes, Wunderliches, die Spottlust und Verfolgungssucht der Normalen und Gewöhnlichen Herausforderndes, eine scheue, verschlossene Art, ein leichtes und heftiges Erröten, eine etwas ungefüge und stolpernde Manier. Oft haben seine Lehrer voll Zornes den lärmenden, böswilligen Schwarm von ihm gescheucht. Später hat er es freilich selber verstanden, den Schwarm der nur Neugierigen in scheuer Ent-

fernung zu halten. Er hatte da eine gewaltsame, gefährliche Art. Als das Kind zum Manne geworden war, ist niemand mehr anders als mit Ehrerbietung oder mindestens besonderer Achtung ihm gegenübergetreten.

Dabei war er in seinen Leistungen seinen Mitschülern weit überlegen. In den alten Sprachen und besonders auch in der Mathematik kam ihm niemand gleich.

Mit seinen Lehrern verband Paul von Winterfeld ein pietätvolles, das ganze Leben überdauerndes Verhältnis. Unter den vielen Tausenden von Briefen, die im Laufe seines Lebens an ihn gerichtet wurden — der Einsame war selbst ein großer Briefschreiber —, finden sich Hunderte von seinen alten Lehrern. Sie verfolgten seine spätere wissenschaftliche Laufbahn mit heller Freude; denn sie hatten ihn geliebt und ihm Großes prophezeit. Besonders sein früherer Direktor Sorof, der später als Geheimrat in Potsdam lebte, hat mir von seinem Schüler viel Liebes und Schönes erzählt, voll Schmerz über sein tragisches Geschick und voll verhaltener Wehmut. Der liebe, alte Herr hat mit ihm bis an sein Ende in Verkehr gestanden. Paul von Winterfeld und der Philosoph Windelband waren unter seinen Schülern sein besonderer Stolz. Zugleich aber klang durch seine Worte das feine Gefühl, etwas Besonderem, nicht völlig Verstandenem, Inkommensurablem gegenüber gewesen zu sein.

Auch traf ich einmal in Berlin einen alten Mathematikprofessor, der Paul von Winterfelds Lehrer in Köslin gewesen war. Auch dieser alte Herr leuchtete ordentlich auf, als die Rede auf seinen früheren Schüler kam. Er konnte nicht genug die Freude rühmen, die er an ihm gehabt hatte, und sein großes, mathematisches Genie.

Die Liebe, die Paul von Winterfeld das Leben hindurch seinen Lehrern bewahrte, ist einer seiner wundervollen Charakterzüge, eine Offenbarung seines von Treue, Edelmut und Dankbarkeit erfüllten Herzens.

Im April 1894 bezog er die Universität Berlin. Seine Mutter siedelte mit ihm über. Ihre Aufopferung für den einzigen Sohn war grenzenlos. Sie saß neben ihm die langen Nächte, während er las und arbeitete. Doch nach wenigen Jahren starb sie am Herzschlag. Er hatte ihr Ende in einem zweiten Gesicht vorausgesehen. Nun war er ganz allein in der ungeheuren Stadt.

Es ging in Berlin mit dem Studenten, wie es in Köslin mit dem Gymnasiasten gegangen war. Der verzehrende Eifer nach Erkenntnis, nach Wissenschaft erstickte jedes andere Verlangen, alle Sehnsucht nach dem großen, bunten Leben, das in der Weltstadt braust und lacht und lockt.

Er hätte in studentische Verbindungen eintreten können. Er hatte noch Verwandte in Berlin, sein Name hätte ihn in die glänzendste Gesellschaft eingeführt; nichts von alledem.

Er hat nie in seinem Leben getanzt oder gefochten, keine Mensur, keinen Kommers, keine Studentenliebschaft gehabt. Er lebte nur in der harten, schweren Arbeit der Wissenschaft von Morgens früh bis Abends spät, in der Welt der Gedanken und der Träume.

Dazu kam nun die von seinem Geschlecht ererbte Leidenschaft zu großen Büchersammlungen. Schon als Student legte er den Grundstock zu seiner prachtvollen Bibliothek. Aber für seine Armut war das Verschwendung. Darum fing er bald an, des Tages Stunden zu geben, und studierte in den Nächten. Er hat jedes Buch in seiner Bibliothek teuer bezahlt mit seinem Schweiß und seinem Blut.

Er hat der männermordenden Wissenschaft seinen Zoll ganz entrichtet. Sein Körper war eigentlich zur Schönheit bestimmt, wie seine Seele beständig nach ihr suchte. Sein Großvater war ein besonders stattlicher und kraftvoller Mann. König Friedrich Wilhelm III. ließ ihn wegen seiner schönen, militärischen Erscheinung als das Urbild eines Kürassieroffiziers malen und das

Bild im Königlichen Schloß aufhängen. Sein Ahn, der große General, wurde wegen seiner stattlichen Figur als blutjunger Offizier von König Friedrich Wilhelm I. von dem Königsberger Kürassierregiment in die Riesengarde befördert. So hatte auch Paul von Winterfeld gewaltige prachtvolle Glieder, eine breite Brust, eine hochragende Gestalt und ein mächtiges, edles Haupt, das eine große Mähne wirren Haars umrahmte. Aber von dem ewigen Hocken bei den Büchern wurde der riesige Körper, der nie geübt und trainiert wurde, allmählich etwas unbeholfen und schwammig und die strahlenden, braunen Augen sehr kurzsichtig. Er nahm ja nie die geringste Rücksicht. Interessierte ihn ein Buch, so las er es gleich, wie und wo er sich auch befand. Ich sah ihn einmal mitten in Berlin im Wogen des rasselnden Straßenverkehrs im dunklen Dezember am Pfahle einer Straßenlaterne lesend.

Doch die mächtige Brust war ihm von dem vielen, gebeugten Sitzen und Studieren nicht eingedrückt. Auch ging er bis zuletzt grade und aufrecht, mit erhobenem Haupte und hatte in Haltung und Gebärde trotz der Wunderlichkeiten seiner äußeren Erscheinung immer etwas sehr Gehaltenes und Würdevolles, es war da viel von den Vätern ererbte, adlige Zucht und Beherrschung. Oft bedauerte er es, daß er wegen seiner Kurzsichtigkeit nicht sein Jahr hatte dienen können und nun nicht zu Pferde sitzen und Säbel und Pistole zu handhaben verstünde. Nicht selten habe ich später seine tiefen Melancholien mit allerhand lustigen Soldatengeschichten zerstreut, wenn ich von meinen eigenen militärischen Erlebnissen erzählte, vom preußischen Rekrutendrill, von Monövern, Besichtigungen und Paraden und von fröhlichen, militärischen Liebesmählern, aus großen und kleinen Garnisonen. Er war dann stets mit Leib und Seele dabei und vergaß oft in lautem Gelächter seine Schmerzen. Er war nicht ohne Verständnis für solch ein starkes, wildes Leben. Die uralten Instinkte seiner Familie schlummerten nur in ihm, sie waren nicht tot.

Uns vor anderen Geschlechten
Sind vier Gaben vermacht:
Reiten, Trinken, Fechten,
Küssen die ganze Nacht.

„Höchstes Glück der Erde,"
Heißt der Adelsspruch,
„Liegt auf dem Rücken der Pferde,
Blüht im Eichenbruch."

So singt Börries von Münchhausen, und ähnlich klingen oft genug Detlev von Liliencrons sinnenfrohe, frische, junkerliche Lieder.

Aber Paul von Winterfelds wissenschaftliche, asketische Leidenschaft bezwang des ritterlichen Blutes stolze Wallung. Der Ritter ward zum Mönch. Nur ein großer Fechter ist er später geworden, nicht mit Pallasch und Rapier, sondern mit dem scharfen Schwert der Wissenschaft. Er war da gefürchtet wie nur irgendein alter Kämpe und wäre es mit der Zeit noch mehr geworden. Denn er hatte vor niemandem Furcht. Wo er sich im wissenschaftlichen Rechte glaubte, war er immer bereit, auf Leben und Tod zu fechten, selbst gegen den nächsten Freund, selbst gegen die höchste Autorität. Er war da ohne Zaum und Zügel und darum furchtbar auch für den Furchtlosesten und unbeherrschbar auch für einen großen Menschenkenner.

Als Student war er sehr eifrig im Kolleg. Er hörte bei den Philologen Diels, Kirchhoff, Vahlen, bei den Historikern Wattenbach, Hirschfeld, Scheffer-Boichhorst, dem Theologen Harnack, den Philosophen Dilthey und Zeller und anderen Berliner Dozenten. Wilamowitz war damals noch nicht an der Berliner Universität. Elf Semester hat er vor allem Philologie und mittelalterliche Geschichte, daneben auch Kirchengeschichte und Philosophie studiert. Anfangs betrieb er auch noch mathematische Studien, die er bei dem immer stärker werdenden philologisch-historischen Interesse schließlich aufgab. Kurz seine Studien umfassen ungefähr den Kreis, den sein Urgroßvater einst umspannte, nur Militärwissen-

schaft und Ökonomie ausgenommen. Er war eben nicht mehr Militär und Landwirt. Mehrere Semester sorgte er als Senior für die Geschäfte des philologischen Seminars, das damals Vahlen und Kirchhoff leiteten. Er bildete sich dort zum glänzenden Textkritiker aus. Als Korreferent für die wissenschaftlichen Arbeiten der Mitglieder des Seminars, die ihre Thesen lateinisch zu verteidigen hatten, war er ein gefürchteter und schlagfertiger Debatter. Sein strömendes Wissen ließ ihn nie in Verlegenheit, und sein glänzender Scharfsinn, sein felix acumen, wie sein Doktordiplom rühmt, ließ ihn meist das Richtige treffen und machte früh seine Lehrer, besonders Vahlen, auf ihn aufmerksam. In einer langen, wehmütigen Unterhaltung nach der Katastrophe hat mir Johannes Vahlen dieses Bild des Studenten gezeichnet, den er vor allen anderen geliebt hat. Nur eins hat ihn immer betrübt, daß es ihm unmöglich war, den Scheuen und Verschlossenen zu einem näheren, gesellschaftlichen und familiären Verkehr zu bewegen.

Von allen den vielen kleinen Abhandlungen, die dem alten Professor Kirchhoff in den Dezennien, in denen er Direktor des philologischen Seminars war, von den Studenten eingeliefert wurden, hat er sich fast allein die Arbeiten von Paul von Winterfeld aufbewahrt. Nach seinem Tode wurden sie in seinem Nachlaß gefunden und mir für diese Lebensschilderung von Ulrich von Wilamowitz übergeben.

Kirchhoff und Vahlen widmete Paul von Winterfeld zur Feier des hundertsten Geburtstages Karl Lachmanns im Namen des philologischen Seminars seine erste gedruckte Abhandlung über Hrotsvit, die dann die Muse seines wissenschaftlichen Strebens blieb.

Seine Studien schloß er mit einer glänzenden Preisarbeit über antike astronomische Schriften ab — hier zeigte sich wieder sein mathematisches Genie — und mit seiner Dissertation, die demselben Gegenstand gewidmet war (De Rufi Festi Avieni metaphrasi Arateorum recensenda et emendanda). Das Doktor-

diplom ist in höchst rühmenden Ausdrücken verfaßt. Er erhielt den ersten Grad. Das kommt in Berlin in der ganzen philosophischen Fakultät nur alle paar Jahre vor.

Nun hieß es für seine wissenschaftlichen Arbeiten einen äußeren Rahmen finden, eine feste, bürgerliche Stellung, die ihm zugleich eine äußere Existenz schuf und ihm doch ermöglichte, zu arbeiten und zu studieren wie bisher. Das war sehr schwer. Von allen denen, die damals mit ihm studierten und strebten, und es waren ausgezeichnete und begabte Leute darunter, mit heißer Liebe zur Wissenschaft, gelang es niemandem, seine wissenschaftlichen Pläne auszuführen, trotz oft sehr heißen Ringens und Wollens. Sie kamen alle nicht in die wissenschaftliche und später die akademische Karriere hinein. Er war der einzige. Vor mir liegen Hunderte von Briefen der Freunde aus jener Zeit, die ich unter den Papieren seines Nachlasses fand. Es ist das letzte Dezennium des neunzehnten Jahrhunderts, die Zeit des großen Philologenelends. Damals mußten die jungen Kandidaten reichlich zehn Jahre auf Anstellung warten. Da gingen dann die hoffnungsvollen, jungen Wissenschaftler und Doktoren der Philosophie aufs Land als Hauslehrer oder als Lehrer an die Fähnrichspressen, nur um den notdürftigen Lebensunterhalt zu verdienen. Unaufhörlich drangen ihre Klagen zu Winterfelds Ohren, wie sie, von aller Wissenschaft getrennt, in der Not des Daseins beinahe ertrinken, und mancher von ihnen ist wirklich verdorben.

Besonders die zahlreichen Briefe eines von diesen Freunden sind sehr interessant, eines sehr klugen, humoristischen, geistvollen, wissenschaftlich hochbegabten Mannes. Immer trägt er sich mit Plänen der Habilitation, während er jahrelang auf einem gräflichen Rittergut Ostpreußens erfolgreich „hausmeiert". Er nimmt auch allerlei Anläufe dazu. Endlich wird er als Hilfslehrer an ein Gymnasium einberufen, er verlobt sich. Schließlich ist es Paul von Winterfelds Bemühungen gelungen, ihm an einer kleineren

Universität eine Stellung als Assistent und Privatdozent, die allerdings pekuniär sehr kümmerlich ist, auszumachen. Da ist es zu spät. Der Freund verschmäht die unsichere und unübersehbare wissenschaftliche Laufbahn, nimmt lieber eine sichere Oberlehrerstelle an und gründet seinen Hausstand mit der geliebten Braut. Er ist ein ausgezeichneter Lehrer und Führer der Jugend geworden. Insofern hat er Recht behalten. Denn ein guter Lehrer ist gewiß ein besserer und vollkommenerer menschlicher Typus und auch ein sehr viel notwendigerer als ein mittelmäßiger Dozent. Heute ist dieser Freund Oberschulrat in Berlin.

Winterfeld aber konnte solches Verhalten nicht verstehen. Ihm erschien es wie Verrat und Felonie an der Wissenschaft und völlige Loslösung von allen Idealen. So brach er ohne weiteres mit diesem Freunde und für immer. Das war so seine prinzipielle, unerbittliche Art. Freundschaft gab es für ihn nur auf dem Boden der Wissenschaft.

Die akademische Karriere hängt ja heute von vielen äußeren Zufälligkeiten ab und deckt sich nicht unbedingt mit Tüchtigkeit und Leistung. Wer nicht von Hause aus sehr wohlhabend ist, muß schon Nerven von Stahl und einen eisernen Charakter haben und bereit sein, seinen Kopf und sein ganzes Lebensglück aufs Ungewisse und Unberechenbare zu wagen und im Notfall schweigend und mit Anstand zugrunde zu gehen.

Solchen Wagemut aber hatte Paul von Winterfeld, und er hatte sogleich das Glück, der kümmerlichen Not des Lebens, der seine anderen Gefährten unterlagen, überhoben zu sein.

Das vaterländische Institut der Monumenta Germaniae historica, dessen nationale Aufgabe es ist, die mittelalterlichen Quellen deutscher Geschichte zu erschließen, bedurfte eines tüchtigen, gut philologisch geschulten Mitarbeiters. Auf Empfehlung Vahlens und Traubes, der einer Abteilung der Monumente vorstand und sich für Winterfelds Hrotsvitstudien interessierte, wählte der

damalige Vorsitzende der Zentraldirektion, G. H. O. Dümmler, unseren Freund. Winterfeld trat damit in einen großen wissenschaftlichen Verband, dem auch Theodor Mommsen angehörte. Er gewann schnell das allgemeine wissenschaftliche Vertrauen. Bald erhielt er den Auftrag, den vierten Band der lateinischen Dichter des Mittelalters, die Karolingischen Dichtungen, herauszugeben. Zugleich arbeitete er im Auftrage der Monumente an einer großen Hrotsvitausgabe. Er schuf mit riesiger Energie. Schon 1899 erschien ein dicker Quartband, vom vierten Band der Dichter die erste Hälfte; die zweite Hälfte wird demnächst von Professor Strecker, dem Freunde und Nachfolger Paul von Winterfelds, herausgegeben. 1901 kam die umfangreiche Ausgabe des Hrotsvit heraus, die allgemein bei ihrem Erscheinen als ein Muster genauer philologischer Editionstechnik gepriesen wurde. Dazwischen schrieb er unablässig Abhandlungen für das Neue Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, für die Teubnerschen Neuen Jahrbücher, für das Rheinische Museum, den Philologus, die Zeitschrift für das deutsche Altertum, das Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, einmal auch für die Abhandlungen der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. Er war in einer ungeheuren wissenschaftlichen Bewegung.

Als Monumentist unternahm er dann auch seine großen wissenschaftlichen Forschungsreisen auf der Suche nach Handschriften. Vor allem sind es jetzt die großen Sequentarien, die Handschriften mit den geistlichen Liedern des Mittelalters, den Sequenzen, denen er nachspürt. So reist er im Herbst 1902 durch die Bibliotheken Süddeutschlands und der Schweiz, nach Bamberg, Würzburg, Stuttgart, Karlsruhe, wo ihn des Bibliothekars Holder rührende Aufopferung zu wahren Lobeshymnen begeistert, nach Zürich, Basel, St. Gallen, wo er gerade am St. Gallentag eintrifft, und nach Einsiedeln. In Einsiedeln arbeitet er unter den Handschriften selbst,

um rasch vorwärts zu kommen. „Dort steht, berichtet er, nur ein unmöglich hoher und harter Schemel zur Verfügung und als Tisch das unten mit Folianten bis zum Rande gefüllte Fensterbrett keine bequeme Arbeitsgelegenheit, wenn man nicht die Zeit opfern und im Zimmer arbeiten will."

Er hat eben niemals Zeit übrig, er muß vorwärts, rasch vorwärts, er hat ja noch so viel in seinem Leben zu tun. Ohne Ruhe und Rast reist er von Stadt zu Stadt, von einer Bibliothek zur andern, heut ist er hier, morgen dort. Dabei ist er fast ohne Blick für die Pracht der schönen Landschaften, durch die er reist. Ihn jagt seine Leidenschaft rastlos zu seinen wissenschaftlichen Zielen. Die Mahnungen der wissenschaftlichen Vorgesetzten, nicht so wahnsinnig zu arbeiten, beantwortet er mit Scherzen und mit dem Jubelruf über immer erneute glückliche Funde. Wenn er tagsüber in der Eisenbahn gefahren und jede freie Stunde in den Bibliotheken Handschriften durchstöbert und verglichen hatte, widmete er den Abend den Briefen und Berichten an Dümmler und Holder-Egger, die Leiter der Monumente. Diese Briefe haben mir durch Vermittlung von Professor Strecker vorgelegen.

Seine nächste große Sequenzenreise führt ihn im Frühjahr 1903 nach Breslau. Dort findet er schönes handschriftliches Material, wie es vor ihm sein Vorfahr, der Begründer der Geschichte des evangelischen Kirchengesangs fand. Erneute Vorwürfe über sein wahnsinniges Arbeiten weist er humorvoll zurück. Diese Riesenhandschriften sind alle so groß und so schwer, daß er eine ordentliche Turnarbeit mit ihnen hat, und Turnen soll doch besonders bekömmlich sein. So zieht er auf seiner Suche nach Sequenzenhandschriften rastlos weiter nach Prag, nach Wien, wo er sich besonders behaglich bei den Schottenmönchen fühlt. Er findet unter ihnen Männer von freiem Horizonte, in deren Schränken die ganze moderne Literatur steht. Dann geht es weiter nach Kloster Neuburg und nach Zwettl. Überall wird er bei den

Mönchen freundlich empfangen und ist oft ihr Gast. Der wissenschaftliche Asket vertrug sich gut mit den religiösen. Und die Mönche empfanden für den Mönch der Arbeit Sympathie. Sie wollten, wie er mir gerne lachend erzählte, manchmal gar nicht glauben, daß er ein Protestant war, ja eigentlich noch etwas viel Freieres und Gefährlicheres. Denn sein Asketentum übte er in voller Freiheit und nur um seiner vollen Unabhängigkeit willen, da er sonst im Grunde völlig hellenisch empfand.

Sein leidenschaftlicher, wissenschaftlicher Eifer, seine Arbeiten und Leistungen führten ihn nun in schnellem Aufstieg in die Höhe. Im Jahre 1899 habilitierte er sich, im März 1904 erfolgte nach längeren Mißverständnissen seine Ernennung zum Professor. Er las über das Gedicht von Walther und Hildegund, über Ruodlieb, über Hrotsvit und Notker, über den Archipoeta und die Carmina Burana, über mittellateinische Rhythmen und Sequenzen, über den mittellateinischen Satzschluß. Für das Sommersemester 1905 hatte er ein neues Kolleg angekündigt über den Mimus im Mittelalter.

Seine Arbeiten werden immer großartiger, seine Pläne immer umfassender. Im fünften Bande der mittellateinischen Dichter in den Monumenten will er die Sequenzen Notkers herausgeben. Zugleich schreibt er als Grundlegung die letzte große Sequenzenabhandlung in der Zeitschrift für das deutsche Altertum. Auch plant er die Herausgabe eines großen mittellateinischen Lesebuchs für die Zwecke des Universitätsunterrichtes. Vor der Hallenser Philologenversammlung (1903) hält er seine Rede über die Ziele der Mittellateinischen Philologie. So bietet er das Bild eines energisch und siegreich auftretenden Wissenschaftlers und es schien, als sollte sein Leben im Grunde so glatt und normal verlaufen wie das anderer großer Gelehrter auch. Aber noch war das eigentlich Dämonische in seiner Natur nicht erweckt, das Zerstörende; eine tolle Liebe war es, die den Mönch verdarb. Doch zunächst will ich noch von seinen Freundschaften reden.

4.
DER FREUND

Der Einsame hatte im Laufe seines Lebens manchen guten Freund, den ihm seine Wissenschaft zuführte. Da sind seine alten Lehrer, da sind Genossen aus der Berliner Studienzeit, unter ihnen Michael Müller, jetzt Oberschulrat, und Willy Nachstädt, jetzt Gymnasialprofessor in Wilmersdorf, da sind die Monumentisten Dr. Eberhard und Dr. Schwalm, jetzt Bibliothekar in Hamburg, Professor Bloch in Rostock und Dr. Schneider, ferner Professor Kurt Breysig, der Historiker, Professor Karl Strecker, jetzt sein Nachfolger an der Berliner Universität und Fortsetzer seines Werkes an den Monumenten, die beiden Begründer der mittellateinischen Philologie Wilhelm Meyer aus Speyer, dessen Wirken er mit besonderer Herzlichkeit verehrte, Professor in Göttingen, und Professor Traube in München. Beide begrüßten damals seine Ernennung zum Professor für Mittellatein mit besonderer Befriedigung. Denn sie glaubten nun die Fortführung ihrer neuen Wissenschaft im großen Stile für die Zukunft gesichert. Da ist noch mancher angesehene Gelehrte, mit dem er wissenschaftlich gute Kameradschaft hielt, wie z. B. Professor Franz Boll. Auch auf den Philologenversammlungen und auf seinen wissenschaftlichen Reisen ergab sich manche nahe persönliche Verbindung. Von vielen Stätten der Wissenschaft flatterten dem Einsamen täglich Briefe und Karten ins Haus. Seine Tische waren meist mit Briefschaften hoch bedeckt, und er war selbst ein gewaltiger Briefschreiber. Von seiner Einsiedelei zogen viele Fäden hinaus in alle Welt, weit über die deutsche Grenze. Diese ärmliche Zelle war wissenschaftlich ein großer Mittelpunkt.

Selbst mit den Kindern seiner Freunde wußte der Eremit herzliche Verbindungen zu schaffen. Die Liebe der Kinder hat oft sein einsames Herz getröstet. Unter den vielen tausend

Briefen und Karten, die ich in seinem Nachlaß fand, waren auch manche von ungelenker Kinderhand. So unterhielt er mit der kleinen Hilde, der Tochter seines Freundes Strecker, eine reizende kindliche Korrespondenz. Er verstand es wohl, Kindern allerlei Freuden zu bereiten, reizende bunte Ansichtskarten, Bücher, Briefmarken, der Eremit fand da einen völlig kindlichen Ton im Verkehre. Er hatte ja auch in vielen Dingen noch ein unschuldvolles Kinderherz. Einer seiner Freunde erinnert ihn nach der Lektüre des Winterfeldschen Gedichtbüchleins in einem Dankbrief an das Gedicht:

Träumte mir zu Nacht: ich schritt auf staub'ger
Straße, die sich endlos dehnt und dehnte,
In der schattenlosen Mittagshitze . . .
Und ich sah ein Kind am Weg steh'n,
Hielt ein Körbchen in den kleinen Händen,
Und es sah'n mich unter träumerischen,
Langen Wimpern seine großen, klugen
Augen traurig an in stummer Frage,
Seltsam fremd und dennoch altvertraut.
Traulich trat die Kleine auf mich zu;
Blickt' empor, und eine weiße Rose
Reichte sie mir hin mit leisem Gruß.
Und ich nahm sie, neigte mich hernieder
Zu dem Kinde, küßt' es auf die Augen,
Küßt' es auf die reine, fromme Stirne,
Und die schmale Hand in meiner haltend
Fragt' ich freundlich, wie sein Name wäre.
Und es nannte — deinen lieben Namen . . .

Der Freund wünscht dann, möchte doch auch sein Töchterchen so einst unserm Professor begegnen.

Ich kann von all diesen Freundschaften, so menschlich schön und wertvoll sie auch sind, nichts Näheres berichten. Es handelt sich überall um Lebende, und deren Historie läßt sich nicht schreiben. Aber eines unter allen will ich hier gedenken, der schon des Lebens Grenzen überschritt, Ludwig Traube.

Ich kenne diese Freundschaft aus den Schilderungen Paul von Winterfelds und aus den vielen Hunderten von Briefen, die Traube im Laufe der Jahre von München aus an den entfernten Freund richtete. In ihren Anfängen war Paul von Winterfeld erst der junge Doktor der Philosophie und Hilfsarbeiter bei den Monumenten, Traube dagegen schon der anerkannte Gelehrte, Dozent an der Universität München, Leiter der Abteilung Antiquitates bei den Monumenten, der hochgeschätzte Freund Mommsens, der sich bei ihm in paläographischen Fragen Rat holte. Seine Autorität in allen Dingen der Paläographie, Handschriftenkunde, Bibliotheksgeschichte, mittellateinischen Philologie galt in der ganzen gelehrten Welt. Er war Mitglied der Göttinger gelehrten Gesellschaft der Wissenschaften, der Münchener Akademie und der Reale Academia dei Lincei. Um seinen Lehrstuhl drängten sich Benediktinermönche und Jesuiten, Theologen und Bibliothekare, Alt- und Neuphilologen, Germanisten und Historiker. Bis aus Amerika kamen die Philologen, die bei ihm paläographische Belehrung suchten.

Diese gelehrte Freundschaft zwischen Traube und Winterfeld war so ideal, vorbildlich, erhaben und rührend zugleich, daß sie nicht völlig in Schweigen und Vergessenheit versinken darf.

Paul von Winterfeld, der Einsame, war so recht zu hoher Freundschaft geschaffen. Er war ein Freund im Stil antiker Sagen, Achilleus und Patroklus, Orest und Pylades, Harmodius und Aristogeiton, Plato und Sokrates. Er besaß, wo er liebte, eine edelmütige, schwärmerische Selbsthingabe, ein treuherziges, kindliches Vertrauen, einen Glauben, der die höchsten Möglichkeiten der Seele und des Gemütes auch bei anderen hervorsprießen ließ, eine große Fähigkeit, auch im Kleinen beständig Herzliches und Liebenswürdiges zu erweisen, eine seltene Lust, zu geben und zu schenken und sich dabei doch noch als der Beschenkte zu fühlen. Ich sehe noch seine seelenvollen, braunen

Augen leuchten, wenn es ihm gelungen war, einem Freunde trotz dessen Wehrens irgendeine kostbare kleine Gabe zu bringen, schöne Bücher, seltene Drucke, Bilder, Photographien. In dem Punkte mußte man sich beständig gegen ihn wehren und auf der Hut sein. Er wußte immer mit allerhand Kriegslisten Geburtstage herauszubekommen oder sonstige gute Gelegenheiten zum Schenken zu erspähen, und er gab doch von seiner Armut. Es war da nachher gar nicht leicht, Vergeltung zu üben oder ihm gar zuvorzukommen. Dabei hatte er Gleichen gegenüber eine gefährliche Lust zum Aussprechen der letzten, tiefsten Seelengeheimnisse fast bis zum Verbluten und er hatte eine abgrundtiefe Seele voll wunderlicher, schöner Bilder, seltsamer Regungen, tiefer, unerhörter Erlebnisse und merkwürdiger Absonderlichkeiten. Auch war er bereit, für den Freund einzutreten auf Leben und Tod. Wo er verehrte, wo er gar glaubte, der genialeren, umfänglicheren Natur gegenüberzustehen, war eine stolze Demut in ihm. Sie hatte bei dem bärenhaften, gefährlichen Recken etwas seltsam Rührendes.

Er war ein Germane stolzester Rasse, ein Arier durch und durch. Denn des Ariertums stärkster Prüfstein ist die Gabe der stolzen Selbstaufopferung, der grenzenlosen Hingabe an Ideen und an Menschen, die ein Ideal verkörpern oder zu verkörpern streben, und die Treue gegen sich und andere bis in den Tod. In ihm war eine große Verachtung der äußeren Nützlichkeit und Nutzbarkeit, nach denen der geringere Mensch so gerne seine Freundschaften schließt, nach denen sie auch in der Wissenschaft gerne geschlossen werden, Kameraderie.

Dabei hatte er trotz seiner kinderguten Gläubigkeit eine instinktive, scharfe Witterung für alles Niedrige, Betriebsame, in der kleinen Angst des Daseins Lebende, und war da nie zu Kompromissen bereit. Mancher, der den Recken umschmeichelte, um von ihm Gunst und Gabe zu erlangen, erhielt statt dessen

für sein Schweifwedeln einen Fußtritt. Er besaß da sehr spöttischen und ironischen Humor und die germanische Gabe einer urgesunden Grobheit. Geschäfte waren nicht mit ihm zu machen. Er konnte aufrichtig böse werden, aber Bosheit kam nie in sein Gemüt, auch nicht großer Schlechtigkeit gegenüber.

Es ist eine wunderliche Fügung. In der Freundschaft Winterfelds und Traubes trafen zwei sehr verschiedene Menschheitsentwickelungen zusammen, der Urgermane und der Semit. Professor Traube war von Geburt und Glauben Jude, nicht orthodox, aber doch dem jüdischen Monotheismus zugetan und nie in der Versuchung, durch überzeugungslosen Abfall vom Glauben seiner Väter etwa den Hindernissen, die seiner äußeren, wissenschaftlichen Karriere in München erwuchsen, aus dem Wege zu gehen. Er hatte Goethe und Lessing zu den Sternen erwählt, die sein Leben leiten sollten. Darum kränkte und erbitterte es ihn, daß ihm um seiner Rasse willen die Möglichkeit aufrichtigen, deutschen Empfindens abgesprochen werden sollte.

Professor Franz Boll, der lange Jahre in München mit ihm in naher Freundschaft Haus an Haus gewohnt hat, nennt ihn in seinen schönen, herzlichen und liebevollen „Erinnerungen“ den liebenswürdigsten aller Freunde. Ein langjähriger Freund, Professor Hermann Brunner, sprach an seiner Bahre: „Traube besaß einen Reichtum des Geistes, des Gemütes und der Nächstenliebe, der nicht fragt: was gebe ich hin — was behalte ich für mich? So kommt es, daß ihn, der keine Kinder hinterläßt, viele verehren wie einen Vater.“

So führte der gleiche, hingebende Zug der Herzen Winterfeld und Traube zusammen. Für beide bedeutete diese Freundschaft fast ein Jahrzehnt hindurch einen großen Teil des Lebensglückes. Der vornehme, feine, kluge, gütige Jude und der stolze, tiefsinnige, großherzige, aber auch jähzornige Arier bildeten ein seltsames Freundespaar. Freilich hatte Traube auch an der Heftigkeit

und Grenzenlosigkeit Winterfeld'scher Hingebung zu leiden. Ihm mag oft gegenüber dieser tiefen, seltsamen, heftigen, ursprünglichen Natur wunderlich und ängstlich zu Mute geworden sein. Winterfeld war eben in der Freundschaft außerstande, den kleinsten Mißklang, die kleinste Mißstimmung und Unstimmigkeit zu ertragen. Ehe eine hochgestimmte Freundschaft von Konzessionen lebte oder gar banal wurde und im Sande verlief, vielleicht gar in Haß und Hader endete, brach er sie lieber jäh entzwei — alles oder nichts. Das hat mancher Freund, der es noch so aufrichtig und treu mit ihm meinte, erleben müssen. So ist denn endlich auch einmal die schlimme Stunde gekommen, wo er Traube die Freundschaft zerbrochen vor die Füße warf, obwohl Traube das nicht um ihn verdiente und auch nicht erwartete.

Was Traube von vornherein mit Paul von Winterfeld vereinigte, war die gleiche, große Leidenschaft für Wissenschaft und wissenschaftliche Forschung. Auch er hat als ein Mönch der Arbeit der strengen Forderung der Wissenschaft von Jugend auf alles hingeopfert, kannte keine Rücksicht und Schonung und hat wie Paul von Winterfeld in maßloser Arbeit seine Gesundheit früh verbraucht. Er mußte vor der Zeit ins Grab, wenn auch nicht so früh wie unser Freund.

War Winterfeld ein Bücherwurm und Büchersammler, Traube war es erst recht. Auch er lebte eingesponnen in seiner überaus kostbaren Bibliothek und war wie Winterfeld ein Freund der Bibliotheken und Bibliothekare. Wie Winterfeld hatte Traube niemals Lust, mit seiner Wissenschaft auf den großen Markt zu gehen und sie auszurufen vor den Leuten. Der Ruhm der Zeitungen lockte ihn nicht.

Es kamen hier zwei in vieler Hinsicht gleich gestimmte Seelen zusammen. Schnell erwarb der junge, eben flügge gewordene Doktor den Beifall und die ganze wissenschaftliche Hochachtung des älteren, schon berühmten Genossen. Hatte Traube den dritten

3*

Band der lateinischen Dichter des Mittelalters herausgegeben, so ward Winterfeld gleich der ehrenvolle Auftrag von seiten der Monumente, nun den vierten Band, die Dichtungen der karolingischen Epoche, zu edieren. Traube ermutigt den jungen, unversuchten, etwas zaghaft vor der großen Aufgabe stehenden Doktor. Er schreibt ihm:

„München, 7. Dezember 1896.

Verehrter Herr Dr.!

. . . Glauben Sie ja nicht, daß der vierte Band hinter dem dritten irgendwie zurückstehen wird. Nicht nur der Inhalt Ihres Bandes wird interessanter sein, auch die zu behandelnden kritischen Probleme (z. B. im Waltharius) sind es, und in Ihnen kommt der richtige Mann an die richtige Aufgabe.“

Immer wieder betont Traube seine und aller maßgebenden Beurteiler besondere Hochachtung vor Winterfelds wissenschaftlicher Art. So in einem vom 9. Juni 1898 datierten Briefe:

„Herr Geheimrat Dümmler schätzt Sie aufs höchste und hat für Sie ein wirklich freundschaftliches Interesse. Ich erzählte ihm, daß ich Ihnen geraten hätte, ruhig Ihre eigenen Arbeiten nebenher (d. h. neben der Arbeit an den Monumenten) zu betreiben. Er meinte, das sei auch immer seine Ansicht gewesen. Auf diese Weise könnten Sie ja auch schon Ihre Habilitation immer vorbereiten, auf die er sehr viel hält. Doch sollen Sie dadurch den Monumenten nicht abgewendet werden. Er wird für Ihre Mitarbeiterschaft immer aufrichtig dankbar sein.“

In einem anderen Briefe vom 12. April 1899 heißt es:

„Mein lieber und hochverehrter Freund!

Ich habe wieder das bekannte unangenehme Gefühl des Inhaltes: Ich bummle und Winterfeld arbeitet . . . . Ich könnte Ihnen noch viel von Berlin vorplaudern. Ihre entsagende, große, bewundernswerte Arbeit (nicht nur an den Poetae, sondern auch was Sie sonst an kleinerem bisher daneben geschaffen und das,

was im Werke ist, und Ihre ganze Art) war oft genug der Inhalt unserer Gespräche. Und hätten Sie einmal Gelegenheit gehabt zuzuhören, so würden Sie gefunden haben, daß Sie allerseits vom aufrichtigsten Entgegenkommen umgeben sind."

Schon in den Anfängen der Freundschaft erfreut Winterfeld Traube durch die Widmung seiner Übersetzung des Waltharius. Traube dankt und schreibt:

„. . . Ihre poetischen Maßnahmen habe ich vom Großen bis ins Kleine (z. B. Gote für Aquitanus) bewundert. Übertroffen haben Sie sich an einer Stelle, auf die Sie selbst vielleicht weniger Wert legen, da nämlich, wo Sie den Fergen antworten lassen.

Die überlegte Kunst, mit der Sie diese Stelle verdeutscht haben, erzeugt eine so natürliche Einfachheit und packende Anschaulichkeit, als seien Erfindung und Worte von Gottfried Keller. Ekkehard muß hier einen Teil des Preises an Sie abtreten."

Aus der wissenschaftlichen Freundschaft wird immer mehr eine persönliche. Traube sorgt sich beständig um die Gesundheit des übermäßig arbeitenden Winterfeld. Immer wieder erklingen seine Mahnungen, wenn auch vergeblich. Er berichtet Näheres über seine Verlobung, seine Heirat, seine Frau Hildegard, die von gefährlichen nervösen Erkrankungen bedroht ist und ihnen öfter verfällt. Er ruft die Erinnerung an seinen toten Vater wach, den er sehr geliebt und verehrt hat. Er war ein bedeutender Kliniker, Professor an der Universität Berlin. Seine bronzene Büste steht im Eingange der Berliner Charité.

Winterfeld fällt bei seinen Bücherjagden einmal ein Büchlein mit der Lebensbeschreibung von Traubes Vater in die Hände. Er schenkt sie dem Freunde. Traube dankt in einem herzlichen Briefe, der mit den Worten beginnt: „Wie zart ist wieder Ihre Gabe, mein liebster Freund; wer kann es Ihnen nachtun, der Sie mit solcher Schärfe des Geistes den Reiz eines so goldenen Herzens verbinden." — —

Später sendet Winterfeld einmal an Traube und dessen Frau Hildegard die Sequenzen ihrer Namensverwandten, der heiligen Hildegard, und deren Übersetzung. Traube dankt am 15. November 1900:

„Liebster Freund!

Wie schön und zartfühlend ist Ihre Gabe. Dies ist gewiß schöner und liebevoller als alles, was man uns geschenkt hat und wir uns hätten wünschen können. Könnte es Hildegard bald sehen. Heute lauten die Nachrichten gerade wieder etwas besser. (Manchmal bin ich doch recht verzagt.) Sie hätte — und das haben Sie ja gerade hineingelegt, auch ohne den Text und die Arbeit sogleich würdigen zu können, das persönliche Moment, die Bekundung unserer freundschaftlichen Beziehungen aus jeder Zeile, aus jedem Buchstaben herausgelesen.“ —

So sucht Paul von Winterfeld seine Wissenschaft, da er nichts anderes zu bieten hat, als ein zartes, liebevolles Band selbst um die Frauen seiner Freunde zu spinnen. Frau Hildegard Traube hat dann später mit ihm freundschaftliche Briefe und Gaben gewechselt und später auch an seiner Poesie und seinem letzten Schicksal teilgenommen.

Im großen, gemeinsamen Streben im Dienste ihrer Wissenschaft gingen den Freunden die Jahre hin, im beständigen wissenschaftlichen Austausch steigern sie ihren Eifer für die neue Wissenschaft, die sie begründen, zu immer helleren Flammen.

Dann kam für Traube die schwere Zeit, als er um das besoldete Ordinariat in München lange vergeblich ringen mußte. Winterfeld nahm an seines Freundes Kümmernissen treuen und hilfreichen Anteil. Die jahrelangen Spannungen, immer neue Hoffnungen und Enttäuschungen zehrten an Traubes Lebensmark. Da bewies Winterfeld eine grenzenlose Aufopferung. Es war eine Geneigtheit vorhanden, Traube nach Berlin zu berufen, besonders Mommsen war sehr dafür, und schon trat das Mini-

sterium der Sache näher. Winterfeld wäre durch die Berufung Traubes nach Berlin jede Aussicht auf Beförderung verbaut gewesen. Er ging aber trotzdem überall in Berlin herum und erklärte, man möchte sich nicht durch die Rücksicht auf ihn hindern lassen, er verzichte gern und freudig. Freilich handelte Traube hier ebenso edel, er wollte das Anerbieten des Freundes nicht annehmen und war erst später in äußerster Not bereit, nach Berlin zu gehen. Traube schreibt:

„Lieber treuer Freund!

Wie soll ich Ihnen für Ihre Freundschaft danken, die in jedem Wort Ihres Briefes liegt. Aber es wäre nicht das Richtige, wenn ich sie annähme; ja zunächst nur im Prinzip (denn auch in Berlin gibt es keine Stelle ohne Kammerbewilligung); aber auch wenn irgendwann einmal ein Funke von Aussicht wäre, nicht. — Aber noch einmal, liebster Freund, Berlin wäre nichts für mich. Dafür sind Sie da und wie geschaffen dafür, um an Universität und Akademie für unsere Sache zu wirken."

Die endliche Ernennung Traubes in München machte dann dem edelmütigen Streit der Freunde und allen diesen traurigen Dingen schließlich ein glückliches Ende.

Fast ein Jahrzehnt blühte diese ideale Freundschaft, dann ging sie an Winterfelds hochgemuter Ehrliebe und Leidenschaftlichkeit unter Donner und Blitz zugrunde.

Winterfeld empfand bei seiner wissenschaftlichen Eigenart und genialen Besonderheit nicht selten den mit Notwendigkeit beschränkten Rahmen, den die Monumente seiner Tätigkeit boten, als fesselnd. Oft genug wollte er in leidenschaftlichem Drange darüber hinaus. Er war Philologe und nicht Historiker, und die Monumente sind doch nun einmal ein historisches Institut. So kam er nicht selten mit wissenschaftlichen Forderungen, die im historischen Rahmen schwer realisierbar waren, und Traube mußte sie als Mitglied der Zentraldirektion dann vertreten und durch-

setzen. Denn willfahrte man Winterfeld nicht, war er stets entschlossen, sein Amt niederzulegen, zwingen ließ er sich nicht. Es war da etwas Unbeugsames in ihm, etwas Altjunkerliches, Ritterliches, uralter Trotz, uralte Erbschaft; sehr unbequem in unserer schmiegsamen und etwas rückgratlosen Zeit. Wenn dann Traube am Ende des Winters von München zu der großen Sitzung der Zentraldirektion der Monumente nach Berlin herüberkam, begann für ihn, wie er selber halb scherzend, halb schmerzhaft sagte, „sein Winterfeldzug".

Nun war Traube endlich des grausamen Spieles satt geworden. Er fühlte wohl auch schon die Erschöpfung seiner Lebenskraft. So schlug er vor, aus der Zentraldirektion auszuscheiden, und Winterfeld sollte als der Würdigste sein Nachfolger werden. Bei jedem anderen hätte er für diesen hochherzigen Vorschlag großen Dank geerntet. Aber Winterfeld fühlte heraus, daß der Freund sich ihm entziehen wolle und nicht dieselbe leidenschaftliche Hingabe in Dingen der Freundschaft hatte wie er selbst. So bedeutete es für ihn eine schwere Kränkung. Er verbot Traube, ihn als Nachfolger vorzuschlagen. Traube machte trotzdem den Vorschlag, drang aber nun gar mit Winterfelds Kandidatur nicht durch. Auch das hatte Winterfeld vorausgesagt. Nun war aber eine wirkliche Kränkung da und damit die Katastrophe. Traube legte sein Amt nieder, Winterfeld desgleichen. Aber er schrieb auch dem alten Freunde den Scheidebrief.

Wenn sonst Gelehrtenfreundschaften auseinandergehen, pflegen die Beteiligten meist über Person und wissenschaftliche Leistungen des anderen sehr anders zu urteilen wie vorher, wir haben da sehr böse Beispiele. Hier ist das niemals eingetreten. Wenn Winterfeld später zu mir von Traube sprach, tat er es immer mit der herzlichsten und wärmsten Anerkennung. Und Traube schrieb mir nach Winterfelds tragischem Ende in schmerzlicher, trauervoller Erregung Briefe, erfüllt von der herzlichsten Liebe und

Bewunderung für den „außerordentlichen Mann", der gerade „in allen seinen letzten Arbeiten zu einer prachtvollen Höhe aufgestiegen sei". Nur leise erklingt die Klage, daß Winterfeld sich zürnend von ihm gewendet habe wie von so manchem treugesinnten Freunde und er dann keinen Anteil hatte, als Winterfeld sein letztes Glück und seinen letzten Tag erlebte. Aber des Freundes Liebe ist so tief, zart und ehrfurchtsvoll, daß sich keine Bitterkeit in diese Klage mischt. Und doch litt Traube damals schon an einer unheilbaren Krankheit und wußte, daß er dem Tode verfallen sei. In wenigen Jahren folgte er seinem Freunde nach. Mag hier, da nun beide schon lange dahin sind, als Monument und Schlußstein dieser erhabenen Gelehrtenfreundschaft ein Brief stehen, den Professor Traube nach Vollendung der Tragödie Paul von Winterfelds an mich richtete.

München 23, 19. IV. 1905

Hochverehrter Herr Kollege!

Wenn ich gezögert habe, Ihren lieben und ergreifenden Brief zu beantworten, so geschah es, weil ich die beiden Werke des verstorbenen Freundes erwartete; sie sind mir von der Post bisher nicht zugestellt worden. Ich erhielt außer Ihrem Brief nur ‚den König mit der Dornenkrone'. Dann aber habe ich augenblicklich einen deutlich ausgesprochenen Rückfall, und vermeide, zu korrespondieren.

Nun muß ich Ihnen aber doch sagen, wie tief gerührt mich Ihre Worte und Ihre ganze Art haben. Der Verstorbene hat ein seltenes Glück doch noch durch Ihre Freundschaft und in ihr gefunden.

Es ist dadurch freilich um so rätselhafter und verhüllter geworden, daß wir gerade diesen Mann verlieren mußten. Sie hatten ihm ja gerade wieder neue Lebensmöglichkeiten geschaffen. Er war, wie der Aufsatz in Herrigs Archiv zeigt (W. Meyer hat ihn mir inzwischen in seinem Exemplar gestiftet) (gemeint ist Winterfelds für die Geschichte der mittellateinischen Poesie grund-

liegender Aufsatz „Der Mimus im Mittelalter", der im Anhang abgedruckt ist), im Begriff, seine eigentliche Bestimmung zu entdecken und erfüllen. Wie Ihr Brief sagt, planten sie zusammen ein Werk, das vielleicht nur in solcher Gemeinschaft gedeihen konnte. Es ist mir jetzt, als wenn ich Sie selbst schon lange kannte. Ich schließe daher diese vorläufigen Zeilen mit der herzlichen Bitte, Ihre eigne Gesundheit zu schonen, und in der Hoffnung, Sie bald bei mir zu sehen.

In herzlicher Dankbarkeit und Ergebenheit

Ihr Ludwig Traube.

5.

TRAUMLIEBE

In jenen letzten Jahren lebte in unserem Professor eine große Schwermut, eine dunkle Melancholie und tiefes Unbefriedigtsein. Und doch konnte er mit seinen äußeren Erfolgen recht zufrieden sein. Ja sein gelehrter Ehrgeiz mußte eigentlich eine tiefe Genugtuung empfinden. Er galt als Meister in seinem Fache, und man fing an, den Jüngling an der Schwelle des Mannesalters zu den Häuptern deutscher Wissenschaft zu zählen, sein Weg führte jetzt immer schneller und gerade in die Höhe. Dennoch begann ihn ein immer tieferes, seelisches Unbehagen zu quälen. So heißt es in einem Gedichte aus jenen Tagen:

Was hat das Leben mir beschert,
Das wirklich Lebens wäre wert?
Nach manchem Siegespreis ich rang, —
Nicht einmal, daß es mir mißlang.
Ich stritt so manchen harten Streit, —
Doch Sieger blieb ich allezeit.
Ich warf das Ziel nur weiter vor,
Bis es im Blauen sich verlor.
Und war doch alles Wahn und Trug,
Das arme Herz fand nie genug. —

Seine arme Seele, seine unsterbliche Seele war aufgewacht vom Staube der Ausgaben der Kodices und Konjekturen und sehnte nach anderer Speise. Er hatte in ihr mit furchtbarer Tyrannei alle Sehnsucht und Verlangen nach Glück und Freude und nach großen Dingen niedergedrückt: nun endlich empörte sie sich. In ihr regten sich gewaltsam die Kräfte, die den starren Gelehrten zum Menschen machen wollten, zum Dichter und zum Philosophen. Er hatte all sein geheimes Verlangen tief unter die Schwelle seines Bewußtseins gebannt; alle Sehnsucht, die in dem feurigen Blute seiner Ahnen kreiste, nach großen Erlebnissen, wilden Fahrten und Abenteuern, nach Schönheit, Glanz und Glück und großer Liebe.

Und nun kam zunächst die Sehnsucht nach Liebe zu dem Mönch und quälte und koste ihn, bis er ihr nachgab. So gaukeln Dämonen in Gestalt wunderschöner Weiber um den Einsiedler in der Wüste und kämpfen um seine arme Seele. Drei Gelübde leistet der Mönch: freiwillige Armut, Keuschheit und Gehorsam. Gehorcht hat Paul von Winterfeld niemals einem anderen als sich selbst. Aber das Gelübde eines armen Lebens und der Keuschheit hielt er wie ein Heiliger. Dabei war er ein Mann, kräftig und gesund empfindend; und von der zügellosen, starken, wilden Sinnlichkeit und Erotik seines Urgroßvaters, von dem er so vieles erbte, wird manches in seinem Blute gewesen sein, aber nur als Anlage, als Möglichkeit, die er bezwang. Die Mysterien der geschlechtlichen Liebe kannte er höchstens aus Phantasien, denen er aber seine Seele verschloß. Wenn ein Mönch in seinem Kloster, ein Eremit in Gebirg und Wald solche Disziplin übt, was ist dabei Großes? Hier aber tat es ein Mann mitten in den üppigen Lüsten und Lockungen einer Weltstadt, mit ihren tausend Verführungen in unserer Zeit, in der Keuschheit fast für Schande gilt. Und doch war der große Eros immer im geheimen in ihm mächtig gewesen. Er hatte so viel Lust

zu seelenvoller Hingabe, so viel Zartheit des Mitempfindens für andere Seelen, so viel tief geheime Zärtlichkeiten. So kam denn schließlich doch die große Verführung der Liebe zu ihm, die bunte Phantasmagorie des Eros, die den Mönch verdarb; das elementare, dämonische, zerstörende Erlebnis seines Daseins, seine Liebe, seine seltsame Traumliebe.

Durch seine Eremitage ist nie eine seidene Frauenschleppe gerauscht; Geselligkeit, in denen er Frauen und Mädchen hätte sehen können, mied er. Er lebte eingesponnen in die großen Träume, die ihm aus seinen Büchern aufstiegen, und aus dem Traum beschwor seine Sehnsucht sich ihr weibliches Ideal, bis es Fleisch und Blut wurde, wie Faust die Helena beschwor: Traumliebe. Ich muß von diesem seinem ungeheuerlichen Erlebnis Näheres berichten, soweit es die Rücksicht auf Lebende erlaubt, weil dadurch zum Teil sein Schicksal sich entschied und sein Untergang heraufkam. Es ging damit also:

Unserem Professor war alles Literarische nicht einfach Literatur und Papier, er nahm es ernst, vielleicht allzu ernst, ihm war es Bekenntnis der Seele und des Lebens und damit persönlichstes Erlebnis. Aus aller Poesie erwuchs ihm das Bild des Poeten, bis es deutlich vor seinem inneren Sinne stand und er mit ihm Zwiesprache halten konnte. So umschwebten ihn greifbar die Schatten der altdeutschen Dichter und Dichterinnen, deren Werken seine Arbeit galt, allen voran der St. Galler Mönch und Dichter Notker und Hrotsvit, die Nonne von Gandersheim. Er konnte von ihnen sprechen wie von Lebenden.

Wunderlich geht es in der Nonne Hrotsvit Dramen zu. Oft treten dort Jungfrauen auf, die ihre Keuschheit gegen teuflische Anfechtungen siegreich verteidigen oder die verlorene mit der maßlosen Reue und Zerknirschung, mit dem Golgatha eines ganzen Lebens büßen. Die Gedanken der Nonne, die selbst das Keuschheitsgelübde abgelegt, die auf die Liebe, des Weibes höchstes

Glück, für das irdische Leben verzichtet, um sich dem himmlischen Seelenbräutigam zu sparen, gehen gern in dieser Richtung. Darum auch der heftige Streit um der Jungfrau Maria unbefleckte Empfängnis.

Der Asket verstand der asketischen Jungfrauen Empfinden. Aber auch Heloisens Schatten war ihm teuer, die hier ganz entgegengesetzt, ganz frei und modern empfand. Er hat in dem großen Hrotsvitaufsatz viel Schönes über ihre freie Liebe gesprochen, fast mit Zorn gegen Abälard, der sich solch grenzenloser, seelenvollen Hingabe nicht wert erwies; der Mann, der im Gefühl der Liebe geringer ist und egoistischer als das Weib. Auch der heiligen Hildegard mystischer Prophetenrede hat er gern gelauscht und Hildegard von Hammersteins entschlossene und unbeugsame Liebe, die der weltlichen wie der kirchlichen Macht trotzte, hat er in einer schönen Ballade besungen. Der Frauenliebe im Mittelalter und der Frauendichtung ist er mit liebevollem, verständnisreichem Spürsinn nachgegangen. Von der mittelalterlichen Frauendichtung fand er den Weg zu der modernen, und seltsam mischten sich bei ihm mit den Gestalten der toten Dichterinnen der Vorzeit die der lebenden, von denen manche ihm Heloisens trauriges Geschick zu teilen schien.

Von der Nonne Hrotsvit, die seine Muse war und die er sehr hübsch mit Annette von Droste-Hülshoff verglichen hat in ihrer herben, jungfräulichen Art, kam er zu Betty Paoli, Anna Ritter, Clara Müller, Lulu von Strauß und Torney, Margarete Beutler, Isolde Kurz, Ricarda Huch, Helene Voigt Diederichs, Marie Madeleine und vielen anderen.

In Tausendundeine Nacht strebt ein verzweifelter Mann über weite Länder und Meere fort zu seiner Geliebten, einer Genientochter, die ihm im Schwanenkleid entfloh. Er kommt in den Zauberwald. Dort tragen die Bäume statt Blüten lauter schöne Mädchenköpfe, die mit wundervollen Stimmen raunen. Solch

ein Zauberwald ist die moderne deutsche Frauenlyrik, und in ihn geriet der Mönch und Eremit. Er hörte dort viel Flüstern von geheimen Dingen, von der Liebe Leid und Lust und wildem Wagen und auch von leidvollem, nonnenhaftem Entsagen, von wilder Lüste friedloser Qual, von irren, nie erfüllten Wünschen, von geheimen Liebessünden, von bitterer, selbstpeinigender Reue, von büßendem Magdalenentum und frechem Hetärenübermut, aber auch von seligem, unschuldigem, bräutlichem Entzücken und frohem Mutterglück. Kein Priester, der halb neugierig und halb entsetzt der Frauen Beichten hört, erfährt soviel, als wer heute ein Ohr hat für das dunkle Raunen der modernen Frauenlyrik. Ganze Romane breiten sich aus. Dunkle Abenteuer, ungeheuerliche Begebnisse werden erzählt. Die lyrischen Schleier, die um diese Geheimnisse wallen, hindern wohl die Menge, das Allerpersönlichste zu erfahren, aber vor den Augen des Kenners und Forschers zerreißen sie wie Spinnwebe. Manche Dichterin wäre zu Tode erschrocken, wenn sie ahnte, daß Fremde von ihr wissen, was sie selbst Vater und Mutter und der liebsten Freundin nicht beichten möchte. Sie würde die rasende Trunksucht wollüstiger Selbstoffenbarung bitter bereuen.

Da gibt es in den Gedichten Widmungen, Anspielungen, Zitate, unbewußte Anlehnungen, die auch geheimste Beziehungen verraten. Des Philologen Kunst findet sie, und Paul von Winterfeld war ein guter Philologe. So konnte der Eremit geheime Zwiesprache halten mit Frauen, die er nie gesehen. Sie kamen zu dem Träumer und klagten ihm unter Tränen alle ihre Not; und er hörte sie mit einem gütigen, liebevollen, tiefverstehenden Herzen.

Da fand er in den von weher Leidenschaft erfüllten, genialen Gedichten eines jungen Mädchens viel von der dunklen Schwermut und Verzweiflung, von der Qual, die ihn selber quälte. Er fühlte den verwandten Menschen, die gleiche glühende, hochgemute, enttäuschte, leidende Seele, oder er glaubte sie zu fühlen.

Auf den Glauben kommt ja bei der Phantasmagorie des Eros alles an. In einer Anthologie trat ihm dann das Bild der schlanken, blonden Dichterin entgegen, das ganz seiner Vorstellung von ihrer edlen, leidverklärten Psyche entsprach. So kam schließlich zu dem einsamen, sehnsüchtigen, melancholischen Träumer die Liebe, die Traumliebe:

> Sein Auge hat in ihres nie geschaut,
> Nie ruhte ihre Hand in seiner Hand,
> Und doch verknüpft geheimnisvolles Band
> Mit ihr ihn innig wie mit einer Braut.

Es gibt ein uraltes, griechisch-orientalisches Märchen von Zanadres, der im Traume eine mondferne Prinzessin sah und in heißer Liebe zu ihr entbrannte. Ähnliches widerfuhr dem Prinzen Kamressaman und der Prinzessin Bedur in Tausendundeine Nacht. Solch eine wundersame Traumliebe ist es gleichfalls, die in Winterfelds Gedichtbüchlein die Märchenaugen aufschlägt und schüchtern wie mit halben Worten redet. Von Traum und Träumen betitelt sich dann der schönste Teil seines Liederbuches:

> Ihn trug ein Traum empor zu Gottes Throne,
> Und schweben sah er eine Lichtgestalt,
> Auf blondem Haupt des Leidens Dornenkrone,
> Um ihren Fuß der Wolken Schleier wallt:
> Der Heiligen Bildnis — —

In ähnlicher Liebe entbrannten Mönche des Mittelalters zu ihren Madonnen und heiligen Frauen; übersinnliche Freier.

Über ihn kam der große Rausch der Liebe und ekstatischen Entzückens. Seine Seele ward vom Staube des gelehrten Handwerks frei und vom Druck schwerlastender Arbeit, und so bekam er die Krone des Lebens und ward zum Dichter. Wie seine Gedichte sind auch seine besten und schönsten Übersetzungen in jener Zeit entstanden. Der Professor hatte sich faustisch verjüngt.

> Woran ich mich verblutet Jahre lang,
> Was einsam ich und stumm in mir verrang,

Nun wacht es auf und schwillt empor zum Licht,
Der Knospe gleich, wenn sie die Hülle bricht — —
Was mir zu schaffen mag beschieden sein,
Es kommt von dir, ist dein Geschenk, ist dein,
Mit Sturmessausen geht des Geistes Wehn;
Mag, was geschehen kann und muß, geschehn:
Der niemals noch geliebt ein ander Weib,
Verfallen bin ich dir mit Seel und Leib. —

Das ist kein harmloses, lyrisches Spiel, nicht Stimmung dichterischer Augenblicke, Morgenröten der Seele, wie sie aufflammen und vergehen und ewig wechseln. Hier ist jedes Wort ein ernster, feierlicher Schwur.

Wie er sich dann immer tiefer in die Gedichte der heimlich Geliebten hineinlas, ging ihm plötzlich das tragische Geschehen im Leben der Dichterin auf, der Spürsinn des genialen Philologen verband sich mit der Intuition des liebenden Herzens, und das Bild eines unglücklichen, verdorbenen und zertretenen Lebens tauchte vor ihm auf - - vielleicht nur eine düstere Fata morgana, aber ihm jedenfalls festgeglaubte Wirklichkeit.

All ihr Erleben sah er mit visionärer Deutlichkeit vor sich. Wie sie, fast noch ein Kind, in überschwenglicher, himmelhoher, frevelnder Liebe zu einem jungen, berühmten Dichter erglüht, mit dem sie selige Wochen am Meere verlebt. Wie der Geliebte Bedenken trägt, ihr großes Liebesopfer hinzunehmen, wie beide in blutenden Versen mit ihrer Leidenschaft und mit sich selber ringen, und wie der Dichter sich vor seinem Herzen fürchtet, dessen wilden Sturm das schöne, geniale Kind erregt. Schließlich schlägt die Leidenschaft über ihnen wie eine große, prachtvolle Meereswoge zusammen und reißt sie fort. Und doch war ihre Liebe so jung und hold und erdenfern und kinderrein wie die Gedichte ihrer Leidenschaft. Es ist das Elementare. Und dann später ihre rasende Reue und Qual, als sie wie Griseldis verstoßen ward, und der König ihrer Träume von dannen ritt zu

einer vornehmen Braut, als ihr Ideal zum Idole ward und zum bösen Dämon und Alb ihrer nächtlichen Träume. Ihre rasende Sehnsucht, ihr eifersüchtiger Schmerz, ihre fürchterliche Buße, ihre Schwermut, die am liebsten sterben will, weil sie nicht vergessen kann. Dann spricht Winterfeld zu ihr:

> Ach, ich verstand dich stets: zu deutlich spricht
> Das irre Lächeln um den blassen Mund;
> Von anderm Sterne stammt des Auges Licht
> Und tut des Herzens letztes Rätsel kund.
>
> Was auf dem Grunde deiner Seele schlief,
> Was du für ewig stumm und tot geglaubt,
> Empor aus Grüften taucht es abgrundtief
> Und hebt entsetzlich sein Medusenhaupt.

Alle die wunderbaren Bilder, die ihre bewegte Leidenschaft erschuf, für unsern Professor waren es nicht mehr Bilder wie für die anderen, ihm wurden es Realitäten. Und in ihm erwachte ein heißes Mitleid, ein tiefes Verlangen, der Heißgeliebten beizustehen in ihrer Not, ihr Erlösung zu bringen aus der Tiefe seines Herzens:

> Dir aber raunt ein Dämon leis ins Ohr, —
> Ein Irrwisch gaukelt überm Heidemoor.
> Er tritt zu Häupten dir, — du fährst erschreckt,
> Bang schreiend, auf, von bösem Traum geweckt. — —
> Ja, komm und wein' dich aus an meiner Brust,
> Mir ist dein Kreuz auch ohne Wort bewußt.

Von dem untreuen Geliebten der Dichterin, der ihrer Hingabe, ihrer Tränen und Träume nicht wert ist, und ihrer Leidenschaft und Reue spricht ein anderes Gedicht:

Die Hostie

> Ein Räuber brach bei Nacht in eine Kirche
> Und raubte vom Altar die Silberschale,
> Darein die Hostie lag, von Priesterhand
> Geweiht zum Leib des Herrn. Die warf er achtlos

Beiseite, daß das Heiligtum zur Erde
Herniederfiel, und trat es in den Kot.
Doch in der Frühe, Dämmerung bedeckte
Die Felder rings umher, kam fromm des Weges
Dahergezogen eine Pilgerschar.
Sie waren über Berg und Tal gewandert
Dem Gnadenort entgegen; voll und klar
Scholl ihr Gesang in kühler Morgenluft.
Da sahn ein Glänzen sie am Wegesrain
Und gingen hin, und fanden — eine Schale
Von Gold, drin lag die Hostie unversehrt
Und leuchtete — —.

Der Räuber ist der einst Geliebte. Alles Weitere ist klar.

In jener Zeit verkehrte er viel mit einem Berliner Sanitätsrat, dem er bei der Herausgabe eines Werkes, das die klassische Philologie etwas berührte, ein freundlicher Helfer war. Der liebenswürdige alte Herr kam oft zu dem Einsamen und ließ sich dabei von Winterfeld in die moderne Lyrik einführen. Er empfand große Freude an unserem Professor und Verehrung für sein weltfremdes, hochgemutes Wesen. Da kam es einmal, daß der Sanitätsrat die von Leidenschaft und Schwermut durchlohten Verse der jungen Dichterin überschwänglich lobte, was dem Professor sehr recht war. Aber zum Schluß meinte er doch, seine Tochter würde er freilich nicht gerade gerne mit dieser genialen Dame verkehren sehen; ihm wäre doch manches bedenklich. Im selben Augenblicke sagte auch schon der Professor mit flammenden Augen: dann wäre es klar, daß der Sanitätsrat ihn selber und diese ganze hohe Poesie und die Reinheit und Hoheit all dieser schmerzlichen Dinge nicht verstünde. Sie könnten nun nicht länger Freunde sein. Von Stund an war dem alten Herrn die Einsiedelei verschlossen, ihm ward nie wieder aufgetan. Er war für immer verstoßen ins Land der Philister. Da half auch keine Reue und kein Bitten. Winterfeld hat sich später selber nicht ganz dem Humor dieser Szene verschlossen; aber

was nun einmal gesagt war, blieb gesagt und beschlossen. In diesem Punkte war er immer gefährlich wie zerbrochenes Glas.

Er weiß, wenn ihre Liebe Sünde war, so ist noch die Sünde heilig. Sie ist aus Irrtum und Schuld wieder emporgestiegen und trägt das Leuchten des großen Sieges um die reine Stirn. Sie thront in Wolken hoch über dem Erdenleben und läßt von dorther ihre schwermütigen, süßen Weisen erschallen bis zum Sterben süß.

Er fühlte es, seine tiefe Melancholie, seine Todessehnsucht würde von ihm weichen, wenn sein goldener Traum sich erfüllte. Schon in dem Rausch, den das Lesen ihrer Gedichte in ihm erzeugte, schwoll seine Seele von neuen Kräften, in den großen Schwingungen ihrer genialen Psyche vibrierte seine eigene mit.

Oft erschien die schöne Dichterin ihm im Traume:

> Heut nacht, als bange Träume mich umdrängten
> Und ich vergebens rang, sie abzuschütteln,
> Und meine Kräfte mählich schwinden fühlte, —
> Da ging mit einem Mal die Türe auf:
> Du tratest ein im dunklen Schwesternkleid, — —
> Und sahst mich an, und stille ward mein Herz.

Schließlich wächst riesengroß in ihm der heilige Entschluß empor, über den gähnenden Abgrund hinüberzuspringen und der Heißgeliebten, Hochverehrten Herz und Hand zu bieten. Der reine Tor, der Riese, der Mönch, der einsiedelnde Gelehrte dachte an Heirat. Da begann sein Untergang.

Er sendete der Dichterin zunächst seine Übersetzung des Waltharius. Sie wurde freundlich aufgenommen. Dadurch ermutigt, ließ er seine genialen „Stilfragen und Stilproben aus der Poesie des Mittelalters“ folgen. Er gab sich zugleich als Verehrer ihrer Poesie zu erkennen; sprach dankbar von der tiefen Anregung, die er erhalten, deutete leise und zart an, wie nur eine Seele, die Großes erlitt, auch so Großes schaffen könne

Aber die Wirkung seiner von herzlicher Bewunderung und zarter Rücksicht erfüllten Worte auf die Dichterin war leider eine sehr unglückliche. Paul von Winterfeld hatte an die wundeste Stelle ihrer Seele gerührt. Sie erkannte nicht den großherzigen, liebevollen Menschen, ihrer Verbitterung erschien er wohl als neugieriger, schnüffelnder Gelehrter, der sich in anderer Leute tiefstes Geheimnis drängen will. Sie war wohl schon früher durch „sanitätsrätliche" Kritik enger Kreise in ihrer Vaterstadt erschreckt. Und wer will es der Dichterin verargen, gesetzt den Fall, daß der Professor mit seiner Ahnung ihres schweren Schicksals recht hatte, daß sie ihm nicht recht geben wollte und konnte. Sollte sie dem wildfremden Manne vielleicht ihr Mädchenleid gestehen? Aber freilich, das wollte er am wenigsten. Doch so hat sie es wohl aufgefaßt. Konnte sie, die schwer Enttäuschte, die heimlich die tödliche Wunde des Herzens brennen fühlte, wissen, daß es solche Ungeheuer an Reinheit, Güte, Aufopferung und Herzlichkeit in der Welt gab, wie diesen jungen Professor?

So wies sie seine Teilnahme mit Erbitterung zurück; sie wollte sein Lob nicht, sie habe nichts erlebt und nichts erlitten, es sei alles nur Phantasie, das Spiel leerer Stunden, Phantasielyrik. Ihr Erschrecken war so groß, daß sie nach einiger Zeit die von ihm gesendeten Bücher zurückschickte; er sollte sehen, wie ernst und böse sie es meinte.

So hatte ihm seine Traum- und Sternenliebe nur Widerwillen, Haß und Hader erregt, seine Kränkung war ungeheuerlich und bei dem reinen Willen seines Herzens unverdient. Auch glaubte er mit Sicherheit zu wissen, daß die tödlich Erschreckte sich nur vor ihm versteckte und verbarg, und doch hatte er kein Mittel, die Entfernte zu überzeugen. Es war Schicksal. Für ihn aber begann jetzt eine Zeit schweren Leides und sich zur Todessehnsucht steigernder Melancholie.

Die Schöne, Stolze, Unglückselige, die sein Anruf fortgescheucht für immer, die entschwand, als er ihr Rätsel löste, erscheint ihm im Bilde Melusinens.

Melusine

— Dumpf träumend lag ich tief in Waldesnacht:
Da klang in meinen Schlaf ein fernes Rauschen,
Ein Raunen rief: da bin ich aufgewacht,
In stummer Andacht mußt' ich stehn und lauschen.

Am Zauberquell in grüner Einsamkeit
Sangst du verträumt uralte Rätsellieder,
Die redeten von Lust und tiefem Leid. —
Da sanken mir vom Aug' die Schleier nieder,

Und vorschnell sprach ich aus das Rätselwort, —
Ein Sturmwind rüttelt in den alten Tannen;
Kahl steht der Wald, der Bronnen ist verdorrt,
Im Federkleide fliegt ein Schwan von dannen.

Aber er hat nicht nur Melusinens Rätsel geraten. Er hat sie auch bekannt vor allen Leuten. Im Kolleg rühmte er vor begeisterten Zuhörern ihre Gedichte, pries sie als das höchste lyrische Talent der Nation seit Goethe, immer und überall war er ihres Lobes voll, schrieb auch eine flammende Rezension, lange bevor die zünftige Kritik ihren wahren Wert erkannte, überall trug er ritterlich und furchtlos seiner Dame Farben, ihr selber fast zum Trotz.

Davon spricht der Balladenzyklus Petrus:

— — Und ich und du? Sieh', ich bekannte dich, —
Und du, weil ich es tat, verleugnest mich.
Ich schrie zu dir in Angst und Todesnot, —
Doch keine Rettung deine Hand mir bot.
Es sei. Doch Buße nicht, noch Sakrament
Löscht aus den Brand, der dir das Herz verbrennt.

Und doch hätte alles anders kommen können. Kennen wir nicht die wunderliche, hochberühmte Liebe des englischen Poeten Robert Browning und der Dichterin Elisabeth Barett. Als Elisabeth im Jahre 1844 zwei Bände ihrer Gedichte herausgab, begrüßte

Browning jubelnd die verwandte Seele, deren Dichtung ihn berauschte. In einem Briefe sprach er es sofort aus, daß er nicht nur ihre „große, lebensvolle Poesie liebte, die sogleich in seinem Herzen Wurzel geschlagen, um dort zu wachsen", sondern auch Elisabeth selbst, die er persönlich nicht kannte. Gleich nach der ersten Begegnung bat er Elisabeth um ihre Hand. Sie wehrte sich erst gegen dieses abenteuerliche Glück und ihre aufflammende Liebe. Sie war brustkrank und hatte wenig Aussicht auf Genesung, sie war neununddreißig Jahre alt, er erst dreiunddreißig, er damals der verwöhnte Liebling des Glückes, sie an ihr einsames in Träume versponnenes Stübchen gefesselt. Schließlich, als sie überzeugt war, daß sie wirklich Brownings höchstes Glück bedeutete, wagte sie es auf Leben und Tod, heiratete ihn insgeheim gegen den Willen ihres Vaters und ging mit ihm nach Italien. Hier wurde der Traum zur Wahrheit. Sie selber genas. Dem Märchenglücke dieser Dichterehe verdankt die Welt die schönsten Poesien und, was fast noch mehr ist, das ideale Bild des vorbildlichen Bundes zweier hohen, tiefverwandten Seelen.

Auch Winterfeld und Melusine sind beide Naturen, innig verwandt selbst in ihrem Stolz und Trotz und ihrer Härte; welch wunderbarer Bund, welch Trost einer dem anderen, welch ungeheure Möglichkeiten; sie waren ja beide aus Genieland und Könige in weiten, fernen Reichen, und niemand verstand Melusinens Dinge besser als er und wird sie jemals so verstehen. — —
Umsonst:

So, wähnt' ich, sollten wir gesellt
Zusammen unsre Straße wandern,
Vor uns die stolze Bergeswelt,
Tief unter uns im Staub die andern.

Es waren Träume, morgenzart, —
Vergebne Hoffnung, sie zu bannen!
Todstarren Blickes schrittest hart
Du ohne Wort und Gruß von dannen. — —

Er empfand das alles als dunkles, rätselvolles, von Urzeiten her verhängtes Schicksal.

> Im Weltenraum zwei Sterne kreisen
> Von Anbeginne in ew'gen Gleisen,
> Und wissen einer nimmer vom andern,
> Und müssen einsam wandern und wandern.
>
> Und es kommt die Stunde: sie treffen zusammen,
> Aufschlagen zuckend die roten Flammen;
> Doch nicht leuchtet die Fackel zu frohem Werben, —
> Die feindliche Glut muß sie beide verderben.

Durch alle seine Verse klingt damals die halb trotzige, halb wehmütige Ahnung eines dem Tode verfallenen Mannes:

> Und geht es gleich zu Ende,
> So mag's zu Ende gehn,
> Darf brechend nur das Auge
> Den Himmel offen sehn.
>
> Die Fahne hoch in Händen,
> Des Sieges Morgenrot
> Schauend von steiler Zinne,
> So sinken in den Tod.

Dann hadert er auch wieder voll tödlicher Schmerzen mit seiner Liebe, ihm erscheint das blutige Bild des Achilleus und der Amazonenkönigin Penthesilea, wie es Heinrich von Kleist schreckhaft gemalt hat.

Aber noch im Vergehen voll heiliger, blutender Liebe, schon umwittert von den Schauern der Vernichtung, wünscht der Dichter der Geliebten Glück und Glanz:

> Kennst du das alte Johanniswort,
> Den Gruß aus des Täufers Munde,
> Den er gesandt dem Menschensohn
> In todesdunkler Stunde?
> Du mußt zunehmen, ich nehm' ab —
> So muß es mit uns geschehen:
> Dein Stern muß steigen zur Höh' empor,
> Meiner untergehen.

Sein Stern ist dann wirklich erloschen. Als sein Testament vor Gericht geöffnet wurde, war darin eine junge, deutsche Dichterin zur Erbin seiner großen und kostbaren Bibliothek eingesetzt. Es war die einzige irdische Habe, die er besaß.

So tief geheim diese märchenhafte Liebe auch gewesen, etwas davon ist doch irgendwie unter die Leute gekommen und selbst in die Zeitungen. Im Hamburger Korrespondent vom 19. April 1905 fand Marx Möller, der Dichter, dafür feine, kluge und warme Worte. Ich will etwas davon hierher setzen. „Wenn irgendein Emil Thomas oder ein Großindustrieller stirbt, dann geht ein großes Rauschen durch den Berliner Blätterwald, und fast zehn Tage hindurch wird den Lesern irgend etwas Neues aufgetischt über den Charakter und das Leben des Entschlafenen. Alle tun dabei so, als hätte der Tote ihnen sehr nahegestanden. Wenn aber ein ganz feiner und starker Geist zerbricht, wenn ein König der Wissenschaft, der nie für sich Reklame machte, die Augen für immer schließt, dann gibt es höchstens drei oder vier Zeilen und damit basta! So ein Fall liegt jetzt vor. Vor vier Tagen haben seine Freunde den Professor der Berliner Universität Paul von Winterfeld auf dem alten Schöneberger Kirchhof bestattet. In ihm verliert Deutschland den besten Kenner der mittelalterlichen mittellateinischen Dichtung, und deshalb, und noch aus weiteren Gründen, sei hier einiges über diesen ebenso seltsamen wie edlen Mann gesagt: Nüchternen erschien er als ein Nüchterner; Alltagsmenschen als ein Alltagsmensch. Und dabei war das Leben dieses Sonderlings vergleichbar der Welt, in der mittelalterliche lateinische Dichter lebten, liebten, litten und dichteten; gleich dieser Welt war sein Leben voller jubelnder, kindlicher Daseinsfreude, voller Entsagungskraft, voll demütig anbetender Minne, voller Askese, voller Todessehnsucht. Wenn man sein Leben betrachtet, staunt man, als sähe man in ein Märchengeschick. Dieser geistvolle Mann, dieses große Kind, ging nur äußerlich,

nur scheinbar an der Tuberkulose zugrunde; in Wahrheit starb er, weil der Wille zum Leben längst in ihm zerbrochen war; weil er sich nicht mehr in dieser Welt zurecht finden konnte, weil eine unglückliche Liebe zu einer geistig sehr hochstehenden Frau auf seiner Seele lastete. Und nun kommt noch ein Zug dazu, der ihn völlig auf eine Stufe stellt mit den romantisch verstiegensten Toggenburgern des Mittelalters: diese Frau, die ihm das Herz zerbrach, hat er nie mit Augen gesehen! Niemals lag seine Hand in der ihren! Niemals hörte er ihre Stimme. Und sie hatte ebensowenig eine Ahnung von seinem Wesen, da sie ihn nie persönlich kennen gelernt hat. — Wie konnte sie ahnen, daß sie das Schicksal eines bedeutenden Menschen sei, da sie ihn nie sah. Was der arme Mensch aber erlitten hat in den letzten Jahren, das lesen wir aus seinen Gedichten, die soeben in München im Verlage von Beck erscheinen. Offiziell gewidmet ist der Band „der Tochter Ernst Dümmlers, Frau Karoline von Liebenberg, in herzlicher Dankbarkeit"; in Wirklichkeit aber gehört das Werk jener Frau, durch die er zugrunde ging; und wenn in den Gedichten das Wort „Du" erklingt, so ist sie, sein unschuldiger und doch böser Dämon, gemeint. — Durch alle Zeilen klagt es wie Marquis-Posa-Schluchzen: „Königin, o Gott, das Leben ist doch schön". Abschiedsstimmung liegt über allen Winterfeldschen Versen.

Ich wollte gern von hinnen gehn,
Ganz leise, leise schlich ich fort,
Ich wollte nimmer rückwärts sehn
Und spräche nicht ein armes Wort,
Wüßt' ich dies eine sicherlich,
Daß dann ein Gleiches dir gespart,
Daß, wenn ich also starb für dich,
Mein Sterben dir zum Leben ward.

Wer all diese Gedichte mit der Andacht liest, die ihnen gebührt, der müßte glauben, es hätte ein reger Verkehr, eine häufige

leidenschaftliche Aussprache bestanden zwischen ihm und seiner Herrin. Das Gegenteil war der Fall. Sie ahnte vielleicht überhaupt nicht, daß er überhaupt litt. Ihm aber war es wie allen reinen Toren, als wäre es rein unmöglich, daß eine Seele allnächtlich nach einer anderen schrie, ohne daß diese es merken könnte. -- Und während er so allmählich verblutete, saß sie, die wirklich bedeutende Dichterin —, und dies machte das Maß der buntesten Romantik voll — nichts ahnend als Pflegerin an den Betten kranker, armer Kinder; sie wirkte in jenen Zeiten als Diakonissin."

Damals als Winterfeld mit seiner Traumliebe rang, hat ein anderer deutscher Dichter Wilhelm Holzammer einen ähnlichen Liebestraum gehabt von einer schönen Prinzessin aus Genieland, die er auf einer Insel im rauschenden Meere traf. Sie gab ihm wenige Tage seligen Glückes und entschwand dann für immer. Spricht Winterfeld von Melusine und Penthesilea, die den Achill tötet, so redet Holzammer von der schönen Dogaressa Carnesie, die, ohne mit der Wimper zu zucken, durch das Blut ihres Geliebten schreitet. Sie hat ihn erst durch ihre wundervolle, geniale Art zum Leben erweckt, wie Winterfeld, der Mönch, erweckt wurde, und fordert dann streng Entsagen und Vergessen.

Erlöst

In einer Zelle saß ich abgeschlossen
Von jedem Ton des Lebens, — nicht ein Laut,
Kein Menschenwort drang in die Einsamkeit, — —
Da war es einmal, — einmal, — ach, ich habe
Die Kraft nicht mehr, den Augenblick zu malen,
Es ging ein Licht aus — aus dem tiefsten Dunkel, — — —
Da sprach ein tiefer Ton, der wie aus Fernen schwebte:
„Das Leben bin ich, — nimm mich! — und die Liebe."

Versunken war der Zelle dumpf Gelaß,
Im sonnenüberglänzten Felde stand ich

Noch furchtsam halb, und zaghaft wie ein Kind.
Doch fand ich bald den Weg, von dir geführt.

Erlösung und Erweckung ward beiden. Heißt es bei Winterfeld:

„Was mir zu schaffen mag beschieden sein,
Es kommt von dir, ist dein Geschenk, ist dein“

so sagt Holzammer in der Widmung an seine schöne Dogaressa, an Carnesie:

Die sie mir gab,
Dir geb ich sie nun wieder:
Erträumten Glücks
Und stiller Sehnsucht Lieder.

In der Tat hat Holzammer vor dieser Erweckung nie so prachtvolle, seelenvolle Verse gefunden. Auch weiterhin steht sein Schaffen unter dem Stern Carnesies wie Winterfelds unter dem Melusinens. Durch die Romane, die er noch schuf, schreitet immer Carnesie; sie ist z. B. die „Meerfrau“.

Aber gleich folgt auch Holzammers rührende Klage:

Verlieren — und verwinden —
Und immer wieder finden
In schmerzlichen Gestalten
Und doch nicht besitzen und halten . . .

Auch Holzammers Traumliebe ist hoffnungs- und trostlos. Aber freilich hatte das bei Holzammer auch seinen guten Grund, er war schon verheiratet, als er Carnesie traf, so mußte seine Liebe Sternenliebe bleiben:

Über den Sternen einmal,
weit, weit über allem Träumen,
glüht ein Sonnenstrahl;
der will unsern Tag,
unsern Tag
golden umsäumen . . .

Immer wieder und wieder Traumliebe.

Nun sinn ich wieder in dem engen Kreis,
den mir das Leben zog.

Und traure, daß dies goldne Glück verflog,
und weine leis
Und flüchte zu Dir — ach — und find' dich nicht,
auch du warst nur ein Traum.
Nicht eine Frucht trägt mehr mein Lebensbaum,
Und dies ist's, Liebste, dran mein Geist zerbricht.

So fühlt auch Winterfeld seinen lichten Geist zerbrechen. Und wenn er von der verlorenen Hoffnung spricht:

Todstarren Blickes schrittest hart
Du ohne Wort und Gruß von dannen — —

so heißt es bei Holzammer:

Und was wir hofften, daß in einer Stunde
Das Leben freundlich uns und uns Erfüllung sei,
Es ging mit hartem Blick und hartem Munde
Uns Armen ohne einen Gruß vorbei.

So lebt denn in beiden die gleiche, große Todessehnsucht, der Holzammer ähnliche Worte wie Winterfeld leiht:

Rinne, Leben, rinne,
Meine Seele schreit,
Was ich auch beginne
Ist dem Tod geweiht.

Sieht Paul von Winterfeld sein letztes Schicksal im Bilde Achills und Penthesileas, die schließlich der Tod vereint, so träumt Holzammer von einer ähnlichen, letzten Vereinigung.

Letzte Fahrt

So hab' im Traum ich unser Boot gesehen,
rauschend durch die Wogen streichen,
am Maste breit ein rotes Wimpel wehn,
flatternd über zwei umschlungenen Leichen —
und am Steuer sah ich Ihn, den bleichen
Lenker, wie er lächelnd auf uns schaute,
da der Morgen freundlich uns mit seinem Kuß betaute.

Ich mag den Vergleich nicht im einzelnen weiter durchführen. Wen diese Traumliebe ergreift, wer mehr von diesem herben Schicksal wissen will zu seines Herzens tieferer Belehrung, der

lese Paul von Winterfelds Gedichte oder Wilhelm Holzammers Carnesie Kolonna.

Beide nahmen ihr Liebesschicksal allzu ernst, beide sind mit der gleichen Liebe im Herzen vor der Zeit gestorben. Carnesie und Melusine, Melusine und Carnesie, unglückseliges, schicksalvolles Frauenbild! Doch ich will hier mit der Erzählung dieses Schicksals enden; denn nur den Toten gilt mein Wort und nicht den Überlebenden.

Paul von Winterfeld war ein großer Gelehrter, aber ein ganz großer Lyriker war er wohl nicht. Er hat die Schwerfälligkeit des gelehrten Mönches und Asketen, ihm fehlt das Tänzerische des Troubadours, ihm fehlt ein wenig das Musikalische, die lyrische Melodie, das Einschmeichelnde, Sinnenfällige. Selten hat ein Mann eine tiefere und heiligere Leidenschaft gefühlt, als dieser Recke. Es war aber eben auch etwas Bärenhaftes, Zyklopenmäßiges in ihm — Polyphem und Galatea, doch im Griechischen ist das nur tändelndes Spiel.

Wären seine Verse so voll innerer Musik wie seine Leidenschaft, die selten und groß und ernst war, wie bei kaum einem anderen Dichter, er wäre einer der größten Lyriker geworden, die unsere Nation hat. Aber wer die Geschichte seiner Liebe hört, soweit sie sich laut erzählen läßt, der wird jetzt wohl auch mehr von dem innern Leben in diesen spröden Versen fühlen, und empfinden, welch eine Glut der Leidenschaft, des Entzückens, der Schwermut und todtrauriger Verzweiflung darin schwingt.

Paul von Winterfeld fehlte alles von dem phantastischen Leichtsinn des Troubadours, der gerne in großen Lyrikern steckt und ihre Melodien so gefällig macht. Wer jetzt die todtraurigen Beziehungen dieser Lyrik kennt und ihre große Wahrhaftigkeit, der sieht wenigstens das rote Blut des Toten, das in diesen Versen tropft, und hört den heimlichen, schwermütigen Rhythmus seines armen, kranken Herzens.

Damit dem toten Dichter Verständnis werden könne und sein Recht und Platz in der lyrischen Literatur unseres Volkes, hebe ich von seinem dunklen Schicksal die Schleier. Man soll wissen, seine Verse sind kein leeres Spiel der Phantasie, keine Phantasielyrik und kein unverständliches Gestammel, sondern ein Bekenntnis und eine Lebensbeichte und haben das Interesse alles Wesenhaften und Ernstlichen, alles dessen, was mit dem Tode besiegelt ist.

6.
LETZTES HOFFEN

Ehe er jedoch hinunter mußte, kam ihm noch ein letztes Glück. Wohl lebte in ihm die Erinnerung an seine Vorfahren, und er fühlte das Blut seiner alten, stolzen Familie. Aber das war doch nur ererbtes Gefühl und nur Traum und Theorie. Kein lebendiges, persönliches Band verknüpfte den Einsiedler mit den anderen Winterfelden, niemals ging er zu ihrem jährlich wiederkehrenden Familientage, auf dem man den Professor gern gesehen hätte. Niemand kannte ihn von den Seinen.

Da trat in der Zeit seiner letzten, höchsten Gefahr ihm ein Freund aus seinem Geschlechte nahe, der Landesdirektor der Provinz Brandenburg, Herr Joachim von Winterfeldt, damals Oberpräsidialrat von Potsdam. Er suchte den wunderlichen Einsiedler, als er von seinem Dasein erfuhr, in seiner Höhle auf. Bald ergab sich ein herzlicher, persönlicher und brieflicher Verkehr, ein reger Austausch über große Fragen der Wissenschaft, Kunst und Poesie. Wunderbar erwies sich die seelische Verwandtschaft des Geschlechtes und führte zu mildem Zuspruch und seelischem Verständnis; seinen geistigen Spannungen und Überanstrengungen ward dadurch eine große Linderung. Öfters kam unser Professor aus seiner Klause in die stille Winterfeldtsche Villa nach Potsdam, und immer, wenn er zurückkam, war er voll Dankbarkeit und Lobes, offenbar wirkte auch das stille, vornehme, heitere, von

dem Lächeln der Musen und Grazien erhellte Heim der neuen Freunde beruhigend auf seine dunkeln Melancholien. Auch bei der gütigen und zarten Frau des Hauses war er ein gern gesehener Gast, obwohl sie nie in ihrem Leben solch einen wunderlichen Säulenheiligen gesehen. Für eine große Dame so hoher gesellschaftlicher Kultur und aristokratischer Gewöhnung hätte ja dieser verwilderte Bär und Eremit eigentlich ein Gegenstand des Sekreckens und gar des Abscheus sein müssen. Er selber war noch dazu so scheu, leicht verletzt und schroff. Aber der Adel seiner Dichterseele stieß auf so feine, seelenvolle Sympathie, daß er bald ganz aus sich herausging.

Bald trug er an stillen, der Poesie gewidmeten Abenden den neu gewonnenen Freunden die Verse seiner geliebten Dichter und Dichterinnen vor und schließlich seine eigenen Gedichte. Da tat sich sein schwermütiges Geschick vor den staunenden Freunden auf, sie verstanden instinktiv den tiefen Grund der Schwermut, die in seinen Versen schwingt, und ahnten alle seine Leiden, noch ehe er offen davon sprach. In ihrer seelenvollen Güte und Herzlichkeit hat er dann viel Trost und Hoffnung gefunden und Mut zu neuem Leben und Schaffen. Herr von Winterfeldt wurde seiner armen, verirrten und verflogenen Seele ein starker Helfer.

Man begann freudvolle Pläne fürs spätere Leben zu spinnen. Zunächst sollte der Professor hinaus nach Menkin, einem Stammsitze des Geschlechts, wo um das schöne, efeuumsponnene Herrenhaus, um die hohen Kronen des Parks und das stille Kirchlein alte Erinnerungen der Familie weben. Von dort aus hätte er das benachbarte Nieden besuchen können, wo einst sein Urgroßvater unter den Büchern seiner kostbaren Bibliothek als Gelehrter hauste. Wäre das alles früher gekommen und nicht in der zwölften Stunde seines Lebens, er hätte vielleicht dort auf dem heimatlichen Boden unter dem freien Himmel, unter

den rauschenden Bäumen der grünen Uckermark die Kraft der Genesung gefunden und seinen letzten, harten Kampf überstanden. So hat er nie die Heimatstätten seiner Vorfahren gesehen - zu spät.

Doch zunächst kam noch einmal dem Melancholischen eine Zeit der Freude und hoffnungsfroher Arbeitslust und Kraft; der letzte große und schöne Frühling und Sommer, den ich in Eintracht mit ihm verleben konnte, da er mir das Leid seines Lebens in stillen Stunden anvertraute.

Damals bewog ich ihn, seine Gedichte herauszugeben; sie erschienen Weihnachten 1903. Das sollte eine Tat der Befreiung sein, ein Zeichen, daß er sich loslösen wollte von vergeblichem Grübeln und Todessehnsucht: „Vergessen und Verwinden". Ein neuer Wille zum Leben war in ihm aufgewacht. Ein neuer wissenschaftlicher Eifer durchdrang ihn. Das tiefste Problem in der Entwicklungsgeschichte der mittelalterlichen Literatur, um das er bisher vergeblich gerungen, fing an sich ihm zu lösen. Im antiken Volksdrama, dem Mimus, erkannte er den in verborgenen Tiefen rauschenden Lebensquell der mittelalterlichen Dichtung, soweit sie volkstümlich ist. Neue, große, begeisternde, wissenschaftliche Erkenntnisse gingen ihm auf. Er sah es mit seinen klaren Dichteraugen, mit seiner poetischen Phantasie im deutlichen Bilde, wie die antiken Mimen, die einst die ganze Welt erfüllten von Babylon bis London und von Paris bis Alexandria, im Mittelalter, nachdem alle Theater der Welt in Schutt gesunken waren, wieder zu dem wurden, was sie einst und ursprünglich gewesen, zu Jongleuren, und als mimi et joculatores die ganze mittelalterliche Welt durchwanderten und dort weiter ihre uralte Kunst übten. Sie retteten das Erbe der volksmäßigen antiken Poesie hinüber und stehen so an den Anfängen der mittelalterlichen. Alles was ihm bisher an Hrotsvit und Notker, Ruodlieb und den Schwänken, Liedern und Legenden

des Mittelalters unverständlich war, das begann er von diesem neuen Punkte aus, der für ihn zum archimedischen wurde, zu begreifen.

Tag für Tag trug er mir in jenem Sommer freudestrahlend seine neuen, großen Funde zu und genoß ganz das Glück des siegreichen Pfadfinders. Als der dunkle Herbst da war, hatte er in rüstigem Schaffen sein letztes Werk, die große Hrotsvit- und Mimusabhandlung vollendet. Er hat sie im Winter noch gedruckt vor sich gesehen.

Er wußte, daß er damit Widerspruch und Unverständnis finden würde, weil er von alten Gleisen fort sich zu neuen Wegen wandte, aber gerade das war seiner Kampfnatur recht und stimmte ihn froh. Er war fröhlich im Glauben, daß mit der Einführung des Mimus in die Geschichte der Weltliteratur eine neue Phase der Literaturhistorie anhöbe und daß er als einer der ersten mit an diesem Werke war. Seine große Abhandlung wird in aller kommenden Literaturgeschichte noch in späteren Jahrhunderten genannt werden, und man wird ihm recht geben, nicht in allem Einzelnen, darauf kommt bei so neuen Dingen nicht soviel an, sondern in den großen, führenden Ideen. Ich hätte ihm bei der Konzeption im Einzelnen manches bessern und richtigstellen und manchen Überschwang ausreden und damit vielleicht den augenblicklichen Erfolg seiner Ideen vermehren können. Aber ich habe es absichtlich nicht getan, um ihm den großen, feurigen Schwung nicht zu dämpfen; denn der war mehr wert.

Wohl haben bedeutende Gelehrte und Denker dem neuen Mimusgedanken nachgedacht. Professor K. Th. Preuß vom Berliner Völkermuseum führte die Urgeschichte des Mimus in die ethnologische Wissenschaft ein und erläuterte sie an überraschenden Parallelen aus altmexikanischer Zeit. Von den zauberischen Uranfängen des Mimus her begriff er die Zauberei als den Anfang von Religion und Kunst. Wilhelm Wundt, der Leipziger

Philosoph, hat in seiner Völkerpsychologie die Urgeschichte des Dramas unter den Begriff des Mimus gestellt und ihn zugleich in die moderne Ästhetik eingeführt, die seiner bis auf diesen Tag entbehrte. Leopold von Schroeder, der Wiener Sanskritist, hat ein glänzendes Buch: „Mimus und Mysterium im Indischen" geschrieben; Professor Joseph Horovitz ist den Spuren des Mimus im Oriente nachgegangen: alles große Leistungen bahnbrechender Forschung. Ich könnte hier noch andere und zum Teil nicht schlechtere nennen. Aber die größte, persönliche Freude habe ich doch an Winterfelds Werk gefunden, das vor meinen Augen unter großen Schmerzen mannhaft vollendet wurde; für ihn zugleich ein Werk innerer Befreiung.

Der Philologe wurde zum Literarhistoriker, und freudig fühlte er seine Schwingen wachsen. Er merkte, wie alle seine Leiden nicht umsonst gewesen waren. Denn nur der kann ganz den Herzschlag der Poesie verstehen und mit den Dichtern völlig mitempfinden, der irgendwann einmal in seinem Leben selbst zum Dichter ward. Jetzt fiel ihm sein Leben nicht mehr qualvoll in zwei Hälften auseinander, die nichts miteinander zu tun hatten, Gelehrsamkeit und Poesie; er hatte die Vereinigung beider großen Kräfte und Mächte gefunden. Er schaute freudig von der Höhe auf weite, unerforschte Meere. In diesem Schaffen rang er seine abgrundtiefe Melancholie nieder, jetzt rief er den Tod nicht mehr.

Aus der Tragödie seines Lebens erwuchs ihm jetzt das reinste, tragische Gefühl, das siegreich hinunterschaut in alle Mördergruben dieses Daseins, in alle Abgründe des Schmerzes und der Melancholie und freudig spricht: Auch Leid ist Lust, und es gibt Lust, die tiefer ist als tiefstes Herzeleid. Dieses große Gefühl, das nicht nach Glück verlangt, sondern nur nach des Menschen Werk, und das noch unter Tränen lachen und tanzen kann.

Wir sprachen damals oft von der griechischen Tragödie und dem tragischen Gefühl der Hellenen und vom Schicksal. Von

dorther aber laufen alle Fäden zu den letzten Problemen der Philosophie. Sein zerbrochenes Glück, nach dem er nun nicht mehr verlangte, machte ihn auch da sehr weise und weitsichtig. Hätte er länger gelebt, wir hätten wieder einmal an seinem Beispiel sehen können, wie der rechte Philologe zum Philosophen wird. Es ist sehr viel mit ihm hinab ins Grab gesunken, er war ja noch ganz jung, viel mehr, als auch sehr nahe Freunde von ihm wissen.

Er erhob sich zu der Höhe seines Daseins und lernte das tragische Lachen und den Übermut des siegreichen, wenn auch todwunden Kämpfers. In dem Trauerspiel seines Lebens fehlten die lustigen Szenen nicht mehr wie in Shakespeares ernsten Dramen die Possen der Clowns. Es hat ihn in solchen Stunden wohl kaum sonst jemand gekannt. So mag denn hier ein anspruchsloser Scherz stehen, den er sich damals mit mir erlaubte und zu Papier brachte. Doch muß ich eine kurze Erklärung vorausschicken. Ich hatte gerade den „Mann mit dem Eselskopf“ im Shakespeare-Jahrbuch herausgegeben. Dort kam auf der fünften Seite das Bild des Eselmenschen aus der Atellane vor, der im eselköpfigen Weber Zettel bei Shakespeare sein Gegenstück findet. Nur zeigte der römische Mime eine allzu derbe phallische Nacktheit, und um der Damen willen, die das Shakespeare-Jahrbuch lesen, hatte man ihn mit dem Feigenblatt verziert. Das hatte Winterfelds Gelächter erweckt, und nun denkt er sich seine Muse, die Nonne Hrotsvit und ihre Lehrerin, die Äbtissin Gerbirg, und alle die anderen heiligen Frauen als Leserinnen des Shakespeare-Jahrbuches und des „Mannes mit dem Eselskopf“. Die kleine Caritas in unserer Posse ist eine junge Märtyrerin aus einem Drama der Hrotsvit, hier allerdings mit nicht größerem Respekt behandelt, als etwa Aristophanes mit seinen burlesken Göttern umgeht oder Hans Sachs mit dem heiligen Petrus. Der Oberst von Torney in diesem Schwank, der so gotteslästerlich fluchen kann, stammt aus einem Scherzgedicht

von Börries von Münchhausen, das Winterfeld damals amüsierte, und die Hrotsvitkonkordanz geht auf den Index seiner großen Hrotsvitausgabe, über deren endlose Zahlenreihen er sich selber gelegentlich lustig machte.

Vom Manne mit dem Eselskopf

Frei nach der Melodie: Und wen die Blüten freuen, und dem dritten Teil des Faust: F. als Lehrer der seligen Knaben . . .

Im Himmelreich, — nicht dort „in der Ecken,
Wo die alten Landsknecht die Beine strecken", —
In der Stübchen einem, wo die frommen Schwestern
Den lieben Nächsten, ganz unter sich, lästern,
Da findet sich heut beim Nachmittagskaffee,
Wie die Damen erscheinen vom Mittagsschlafe,
Ein kleines wohlverschnürtes Paket.
Die Post nach oben nur bummelig geht,
Ob die Dinge gleich noch viel schlimmer waren,
Eh Stephan mal tüchtig dreingefahren.
Sonst ging sie kaum alle tausend Jahr, —
Und der Schwede sagt, daß es „ein Tag" war. — —
Das Paket hatte Philipp Erasmus Reich,
Der Hofbuchhändler vom Himmelreich,
Vor einer Stunde hier abgegeben,
Und er wünsche den Damen wohl zu leben —.
Auf dem Sopha Gerberge, links Hrotsvite,
Und rund herum dann die ganze Suite.
Doch waren die Damen nicht ganz unter sich:
Ein Malheur war passiert ganz fürchterlich.
Die kleine Caritas, die schon lang
Den Mund nicht hielt und am lautesten sang,
Wenn die Alten just ihr Schläfchen hielten
Und die Kinder derweilen im Garten spielten,
Die hatte, zum Grausen der beiden Schwestern,
Die die Aufsicht führten, beim Ballspiel gestern
Eine Scheibe zerschlagen, daß der Ball
Dem alten Oberst von Torney prall
Die Nase küßt und er nießen muß.

Das machte dem alten Herrn Verdruß,
Er wollte wieder gotteslästerlich fluchen:
„Hol dich der Teufel!“ doch da konnt' er suchen,
Er brachte die Worte nicht heraus,
„Ward gleich ein Halleluja draus“.
Die Sache wurde sehr ernst genommen:
Die Caritas müsse Stunden bekommen,
Um endlich ein bißchen Sitzfleisch zu kriegen,
Statt von früh bis spät im Garten zu liegen.
Und weil Tante Hrotsviten im Erdenwallen
Der kleine Kobold so gut gefallen,
Ward ihr das Vergnügen zugedacht, —
Und sie hatte den Wildfang mitgebracht.

Doch nun das Paket. Nur zu gut verschnürt
Die Knoten schier gordisch raffiniert,
Doch ob man sich auch die Nägel zerbricht,
Eine Schere nehmen, das gibt es nicht.
Dann nimmt eine jede ein Buch zum Lesen
Und ein Weilchen ist es ganz still gewesen.
Sie vergessen das Trinken und Medisieren,
Besehn sich die Bilder oder studieren.
Hrotsvita nimmt ihre Werke vorweg,
Die dienen fortan profanerem Zweck:
Als Lesefibel für Caritasen,
Um sie daraus buchstabieren zu lassen . . .
Und hinterdrein der riesige Schwanz,
Die Dreihundertseitenkonkordanz,
Wird als gute Prise mitgenommen:
Die soll der Rechenstunde frommen.
Die Zahlen, die da alle aufmarschieren,
Sind gut — zum Addieren und Subtrahieren,
Zu Rechenkünsten ohne End,
Wie Caritaschen das von früher kennt —.
Sie nickt und bereitet sich vor auf die Stunde.

Doch während sie alle mit trocknem Munde
Dasitzen, hat Caritas unterdessen
Stillvergnügt den Napfkuchen aufgegessen —
Indes, ein verdorbener Magen tut

In schlimmen Schulnöten manchmal nur gut . . .
Wie sie fertig ist, stippt sie den Finger frisch
In die Kaffeetasse und bemalt den Tisch.
Doch hat alles ein Ende mit Schrecken genommen.
Da war auch ein Eselmensch mitgekommen,
Und wie es so geht, zum Unglück mußt'
In die Fingerchen er fallen der prüdesten just.
Und wie die kommt bis Pagina
Fünf, und die Anmerkung ansieht, da — —
„Nachbarin, euer Fläschchen her“,
Und von Kaffee und Stunden keine Rede mehr . . .
So kostet, Herrn Philipp Erasmus Reich
Der Esel die Kundschaft im Himmelreich . . .

Die alte Gabe und Erbschaft seiner Familie, der Humor, war in ihm mächtig geworden, und manches, was er früher nur tragisch und feierlich nahm, lernte er jetzt auch humoristisch ansehen, so fing er an, die Last seiner Leiden leichter zu tragen und freier. Etwas vom Geiste des alten Mimus kam über ihn, und während ich ihm von den Spässen der alten mimischen Narren und Clowns erzählte, erscholl oft sein herzbefreiendes Gelächter. Ein antiker Verteidiger des Mimus rühmt einmal dieses Schauspiel als den großen Sorgenbrecher der alten Welt, der das griechisch-römische Volk im jauchzenden risus mimicus von der Not und Sorge des Daseins löste. So ward auch diesem großen Melancholiker der Mimus zum Erlöser und hob ihn hinüber in die große, freie dionysische Stimmung. Waren seine eigenen Spässe auch manchmal etwas bärenhaft, so erscholl doch in mancher ernsthaften und feierlichen Stunde, die wir verlebten, sein lautes Lachen, sein Geist ward freier und tiefer. Damals glaubte ich, der Riese wäre gerettet, und baute mit ihm große Pläne für Leben und Wissenschaft; die Welt hat viel an ihm verloren.

7.
EINSIEDLERS ENDE

Im Wintersemester begann unser Freund frohen Herzens seine Kollegia; er hatte mehr Zuhörer wie je. Sein Ruodlieb war von fünfundvierzig Zuhörern belegt; soviel hatte er noch nie um sich gesehen. Mit hinreißendem Eifer sprach er vor ihnen vom Mimus und von seinen neuen mimischen Forschungen und Entdeckungen. Es ging mächtig mit allen seinen Dingen voran.

Da erinnerte sich seiner der Tod, den er während der letzten Jahre tiefer Schwermut voll so oft gerufen hatte, und nahm ihn gerade jetzt beim Wort, da er es am wenigsten wollte. Die furchtbare Askese eines ganzen Jahrzehnts, der ewige Staub der Bücher, die schweren Erregungen und Enttäuschungen seiner Traumliebe hatten den Riesenkörper verzehrt. Die heftige Flamme hatte das Scheit gefressen, das sie dauernd nähren sollte.

Als die kalten, dunklen, regnerischen Novembertage kamen, fühlte er sich beständig erkältet. Nur noch stoßweise konnte er sprechen, von Lungenstichen gequält, die ihm auch nachts keine Ruhe ließen. Sein Schlaf wurde immer unruhiger und kürzer, heftige Träume quälten ihn, schließlich konnte er nur noch mit Schlafmitteln zur Ruhe kommen. Dazu die kalte, ungeheizte Einsiedelei. Bald lag er einen großen Teil des Tages auf seinem Feldbette. Aber immer wieder raffte er sich auf und trat vor seine Studenten und freute sich, daß niemand die Anwandlung von Schwäche merkte, die ihn oft befiel und die er schnell mit seinem gewaltigen Temperament und seiner asketischen Selbstbeherrschung niederzwang.

Immer öfter trafen jetzt die Karten, die er mir täglich sendete, ein mit der traurigen Nachricht: schlimme Nacht und schlimmerer Tag. Aber der Eifer und die Freude seiner Studenten an seinen aus glühender Seele quellenden Ausführungen spornten ihn immer

weiter an. So setzte er seine Kollegs gewaltsam durch, da half kein sorgliches Mahnen und Raten. Nur stand er nicht mehr wie sonst auf dem Katheder, das hielt er nicht mehr aus, er mußte sich setzen. Aufrechter und härter wie er hat sich selten ein Mann gegen den nahenden Tod gewehrt, bis er ihn mit seiner Knochenfaust ergriff und herunter vom Katheder zerrte.

Da lag er nun allein in seiner Einsiedelei auf seinem eisernen Feldbett in Ohnmacht und Fieber und hatte nichts um sich wie seine zahllosen Bücher und die Bilder seiner Träume. So erwartete er, die Hände über der Brust gefaltet, sein Ende und wollte doch durchaus nicht sterben. Denn er hatte noch so viel zu schaffen und zu tun. Es war ein schrecklicher Anblick, ihn in seinem Bette verlassen liegen zu sehen, in dem Bette, das ihm niemand machte wie er selbst. Kein menschliches Wesen betrat sonst diese Einsiedelei, und er war viel zu stolz, um Hilfe zu rufen, hatte er sein Schicksal doch sich selbst erwählt.

Seine Kollegia hatte er noch vor Weihnachten endgültig abgesagt, und niemand sah nach ihm. Man hat in Berlin in den Kreisen der Wissenschaft so viel zu tun. Die Hast des Arbeitens ist so groß, man hat so wenig Zeit für andere. Kein Eremit in seiner Klause kann so verlassen sterben wie der Einsame in der großen Weltstadt. Sein Schmerzensschrei verklingt in ihrem Brausen wie das Zirpen einer ohnmächtigen Zikade.

Endlich gelang es, Hilfe zu schaffen, gegen die er sich aber zuerst noch selber sträubte. Wieder brannte Feuer in seinem Ofen, und er schaute nun doch dankbar in die helle Flamme. Ärzte kamen, die Diagnose war sehr bedenklich: die Lungen furchtbar angegriffen, die Kräfte erschöpft. Da hörte endlich Ulrich von Wilamowitz von dieser letzten, schrecklichen Not. Er hatte Winterfelds Leben in den letzten Jahren mit freundlicher Sorge begleitet; die Sympathie, die der seltsame Eremit dem älteren Kollegen entgegenbrachte, erwiderte Herr von Wilamowitz. Bei

dem Kampf um die Professur war er sein Helfer gewesen; an seinem wissenschaftlichem und poetischem Schaffen hatte er Anteil genommen. Ihn interessierte der außergewöhnliche Mensch und sein melancholisches Schicksal.

Als Winterfeld ihm zu Weihnachten seine eben herausgekommenen Gedichte zusendete, schrieb Wilamowitz ihm einen wundervollen Brief; Winterfeld gab ihn mir damals, und auf meine Bitte hat Herr von Wilamowitz mir erlaubt, ihn als Dokument aus dem Leben des toten Freundes abzudrucken.

„Westend, 24. Dezember 1904.

Hochgeehrter Herr Kollege!

Ihre Gedichte, die Sie mir freundlich zusenden, kann ich nicht nur als Gedichte betrachten und den künstlerischen Genuß mit Ruhe und Dankbarkeit hinnehmen: es liegt darin eine so trostlose Stimmung, die unmöglich nur aus künstlerischem Anempfinden hervorgeht, sondern tief aus der Erfahrung kommen muß. Das macht mich wahrhaft besorgt. Ich hoffte Sie entweder an der Wissenschaft beschäftigt, die, auch wo sie Sehnen weckt, doch den Frieden geben muß, den der Dienst des Ewigen als Lohn mit sich bringt, oder aber ich dachte Sie bei der Übersetzung von lustigen oder ernsten, jedenfalls keine tiefen Gefühle aufwühlenden Poemen, und das Geschäft konnte für Sie nur den Reiz des Formenspieles haben. Aber nun kann man gar nicht anders als eine seelische Depression annehmen, der man menschlicherweise gar nicht verantworten mag, kühl zuzusehen. Es ist freilich indiskret, und meiner Art widerstrebt es vollends, einen Dichter auf seine Verse hin anzupacken, und ich weiß, daß ich gar kein Recht dazu habe, allein ich kann mir unter diesem Eindrucke gar nicht helfen, ich muß Ihnen aussprechen, wie gern ich Ihnen, wenn es in meiner Macht stünde, behilflich sein möchte, diese Dämonen der Verzweiflung zu bannen, und wer die Kraft zu schaffen und zu gestalten besitzt wie Sie, dem sollte die

Muse doch den besten Beistand leihen. Möchte sie Ihnen am heiligen Abend heute gnädig und tröstend nahen, und nehmen Sie die Versicherung, daß ich ihr gern bei diesem Werke behilflich wäre.

Dankbar ergebenst

Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf."

Aus diesem Briefe spricht der hochherzige Wunsch, zu helfen und zu retten.

Bald folgte ihm die Tat. Es gelang nach mühevollen Verhandlungen, dem Todwunden, der auch keine Mittel hatte, ein letztes hoffnungsvolles Asyl zu gewinnen in der Lungenheilanstalt Belzig. Ulrich von Wilamowitz hatte Althoffs mächtige Fürsorge angerufen.

Es war ein trübseliger Zug, der sich an einem schon von fernen Frühlingsahnungen erfüllten Februartage zum Teil auf grundlosen Wegen von der Station Belzig zu dem weitabgelegenen Krankenhause über Land bewegte. Der Todkranke in einem kleinen Planwagen, den zwei Männer zogen; als die Wege grundlos wurden, wurde noch ein dritter im nächsten Dorfe angenommen, damit es schneller vorwärts ging. Zur Rechten schritt der alte Arzt, der den Kranken in Berlin behandelte, und eine barmherzige Schwester, zur Linken der Freund und hielt die abgezehrte Hand des Kranken, der still und stolz, ohne ein Wort zu sprechen, auf diesem wunderlichen Fuhrwerk — es gab keinen eigenen Krankenwagen dort – einer dunklen Zukunft entgegenfuhr. Als endlich die freundlichen Anlagen des Krankenhauses auftauchten, ging die Sonne gerade blutigrot unter. Mir kamen diese wenigen Menschen, die bekümmert und stumm daherzogen, wie das letzte Häuflein eines verzweifelten, geschlagenen und versprengten Heeres vor, das den jungen, todwunden König mit sich führt.

Dann lag er in der stillen Stube des Krankenhauses mit seinen Gedanken allein, sorglich von den Ärzten behütet und betreut.

Immer aber, wenn ich ihn von Berlin aus besuchte, sah ich die Todesfurcht in seinen angstvollen braunen Augen. Aber er war zu stolz, davon zu sprechen, nur von dem Mimuskolleg redete er gern, das er für den nächsten Sommer angekündigt hatte, und daß die Ärzte ihm alle Hoffnung darauf machten. Dann ließ er sich Geschichten erzählen, wie wir im nächsten Sommer zu seiner Erholung reisen wollten, nach Ägypten und in die Sonne des Südens, die er nie gesehen; bunte, glitzernde Märchen von braunen Felsen und blauen Meereswogen und segelnden Schiffen, von den gelben Wellen des Nil und dem heißen Wüstensande, von Krokodilen und fremden, großen Vögeln und seltsamen schillernden Schmetterlingen; Märchen, an die wir beide nicht recht glaubten und die ihn doch immer wieder ergötzten und nach denen er immer wieder verlangte.

Ach, es ist so schwer zu sterben, auch für einen sehr tapferen Mann, auch für einen, der den Tod selber gerufen hat. Wenn ich von meinen Besuchen in Belzig im Omnibus des Krankenhauses im Dunkeln zurückfuhr voll schwerer und trauriger Gedanken, hörte ich die Besucher, die mit mir fuhren, wenn sie von ihrem eigenen Leid genug gesprochen hatten, von dem todkranken Berliner Professor raunen, der schon so jung ein so großer Gelehrter sein solle und nun so qualvoll sterben müsse.

Aber der Tod meinte es gut mit ihm. Er ließ ihn nicht in endlosem Siechtum sterben. Plötzlich griff er mit harter Hand nach seinem Herzen, das, noch immer von heißer Liebe wund von der Schönen, Grausamen träumte, und brach es entzwei Herzschlag.

Eines Morgens fand man ihn tot im Bette. Ich sah ihn zum letzten Male auf der Totenbahre. Alles, was ihn im Leben entstellt, alles Zyklopenhafte, Ungeschlachte war von ihm gewichen; mächtig trat seine hochgewölbte, schöne Stirne hervor; die Nase war noch schlanker und feiner wie im Leben. Er sah aus wie

ein gefallener Held der Sage mit einem stolzen, trotzigen, fast verächtlichen Zug um den Mund.

War sein Leben einsam wie sein Ende, so war sein Leichenbegängnis feierlich und viel besucht. Um des Ruhmes des Toten willen erinnerten sich viele seiner, die im Leben nicht an ihn gedacht. Die Universität Berlin gedachte dessen, daß sie in ihm eine ihrer größten Hoffnungen begrub. Gustav Roethe hielt dem Toten eine prachtvolle Leichenrede, die seiner hohen Persönlichkeit, seiner großen, wissenschaftlichen Taten rühmend gedachte.

Ich setze sie hierher:

„Einen einsamen Menschen geleiten wir zur Ruhe. Nur wenigen selbst unter uns, die wir trauernd seinen Sarg umstehen, hat er seine scheue Seele offenbart. Ein weiches, nur allzu empfindliches Herz barg sich unter dem Stachelpanzer einer stolzen, ja starren Zurückhaltung, barg sich um so tiefer und spröder, je zarter es empfand. Wohl verlangte es ihn nach Liebe; Freundschaft ist ihm geworden, Freundestreue hat ihm noch die letzten schweren Wochen verklärt. Aber ein Einsamer schloß er die Augen, einsam wie er lebte; einsam und doch nicht einsam: denn noch in der Todesstunde umschwebte ihn jener Reigen frommer Frauen und Männer der Vergangenheit, denen er die beste Kraft seines Schaffens geweiht, denen er das beste Glück seines Lebens gedankt hat.

Über Winterfeld lag etwas von dem melancholischen Hauch seiner westpreußischen Heimatslandschaft. Er hat es schmerzlich empfunden, daß ihm in dem halbslavischen Grenzlande das sichere, bodendurchwurzelnde Heimatsgefühl nicht beschieden, daß ihm der echte Dialekt nicht verliehen war, die Sprache, in der die Seele Atem schöpft. Um so tiefer erfüllte ihn wehmütige Sehnsucht nach Heimat, nach Heimatskunst. Denn in dem plumpen Leibe wohnte ein inbrünstiger Drang zur Schönheit. In heißem, künstlerischem Ringen schloß er das verstohlene Seelenfühlen

in Verse; die Lyrik unserer Zeit war ihm vertraut und notwendig wie wenigen: und seltsam fast, wie besonders tief dem einsamen Junggesellen gerade das Lied von Weibes Lippen in die Seele drang; nie pries er einen Dichter wärmer als Hrotsvit und die heilige Hildegard, als Annette Droste und Agnes Miegel.

Winterfeld ward hier in Berlin Philologe. Totum me philologiae dedi heißt es in seiner Dissertation, und nie kam eine Phrase aus diesem Munde. In dem Seminare des geliebten Lehrers, der heute erschüttert mit uns am Sarge seines hoffnungsreichsten Schülers steht (Johannes Vahlen), hat er sich die vornehme, stählende Strenge klassischer Philologie angeeignet, die schöne Kunst der Konjekturalkritik, den unerbittlichen Ernst der recensio und emendatio. Und am Zentenartage Karl Lachmanns hat sich der Einundzwanzigjährige zu dem großen Meister öffentlich in seinem ersten Schriftchen bekannt. Aber dies Commentariolum behandelte schon damals ein Thema, weit abliegend von den gewohnten Bahnen klassischer Philologie. Die Nonne von Gandersheim hat ihn durchs Leben begleitet wie seine Muse: wie ihr schon die Thesen seiner Dissertation galten, so gehört ihr sein reifstes Werk; sie steht im Mittelpunkt des literarischen Bildes, das er mit schon sinkender Hand entwarf; und bis in die letzten Tage beschäftigte ihn die Aufgabe, sie in deutschem Gewande für unser Volk lebendig zu machen.

Jene Heimatssehnsucht führte den jungen Philologen herüber ins Mittelalter. Freudig trat er in den Dienst des großen Werkes, das einst der sanctus amor patriae begründet hat. Der Nachsicht und geduldigen Freundschaft, die ihm im Kreise der Monumenta Germaniae geworden, hat er dankbar gedacht, auch als seine brüske Empfindlichkeit das Band jäh zerrissen hatte. Aber gerade im Zusammenarbeiten mit den Historikern ward es ihm doppelt bewußt, wie ganz er Philologe war. Was ihn erwärmte, war das Einzelne, das Individuum, war Schönheit und Form.

Ein ungeheures, geschichtliches Phänomen, wie die christliche Welt und mit ihr in immer erneuten Stößen das unermeßliche Erbe des Altertums über die jungen, widerstandsschwachen Barbarenvölker des Abendlandes hereinflutete! Dem gewaltigen Druck erliegt zunächst alles Eigene: nicht nur der Mensch, auch das Volk. Dieser Druck der Tradition lastet schwer auf dem ganzen Mittelalter, gibt ihm etwas Unfreies, Unfrisches. Die dichte Schicht des Übernommenen drängt sich dem Auge auf: daß unter dieser schweren Decke ein eigenes Leben voll Schönheitsdurst und schaffender Kraft pulsiere, das erfühlt sich erst langsam. Dieses Leben aber ahnte, suchte und fand unser Freund. Nicht die internationalen Mächte der mittellateinischen Poesie haben ihn angezogen: er lauschte der Stimme seines Volkes, suchte deutsche Herzen hinter der lateinischen Hülle. Er freut sich der Spuren nationalen Lebens, freut sich, wie es so unruhig zuckt in den Tagen der Merowinger, wird ungeduldig, als die korrekte und glatte Renaissance der Karolinger die Flamme bändigt und er jubelt, wie sie sich befreit zu herber, kräftiger Schönheit unter den Ottonen, deren Kunst ihn weit lebhafter fesselte als die glänzende, geniale Leichtigkeit des Archipoeta. Wie beglückte es ihn, in jenem nidus salutaris an der wilden Steinach die Geburtsstätte aller lyrischen Kunst des Mittelalters rühmen zu dürfen: eine erste schöne Blüte deutscher Dichtung. Und der Schwabe Notker, die Sächsin Hrotsvit werden ihm urechte Vertreter deutscher Heimatkunst, wenn auch in lateinischer Sprache.

Es wird unvergessen bleiben, was Winterfeld für diese Geliebten tat. Die volle Energie und Feinheit philologischer Methode setzte er an ihren reinen Text: noch in diesen Wochen werden wunderschöne Untersuchungen über die echten Sequenzen Notkers zeugen von der Sicherheit und Schärfe seiner kritischen Art. Aber er rastete nicht, wenn er den echten Text nach Wortlaut und Sinn gefaßt hatte.

Jetzt beginnt ihm ein neues Leben mit den teuren Poeten. Er fühlt sich hinein in die heimlichsten Tiefen ihrer Rhythmen. Er ringt nach ihrem Stil. Dies Wort bedeutet ihm das Beste. Der Stil ist die Blüte der dichterischen Persönlichkeit, und seine schöne Kraft nachschaffender Übersetzung wird ihm ein wichtiges Hilfsmittel wissenschaftlicher Erkenntnis, wird ihm die Wünschelrute, die ihn in die goldhaltigen Erzgänge des innersten Stiles herabführt. Und die Schleier fallen: er schaut tief hinein in die Dichterseele, und siehe, vertraute, fast moderne Augen blicken ihm aus jenen Poeten des Mittelalters entgegen. Tutilo, der ungefüge Recke, der so zierliche Tropen formte, ist ihm wie ein Bruder; hatte er doch selbst etwas Mönchisches in sich. Und der behagliche Humorist, der zarte Hymniker von St. Gallen redet zu ihm in deutlich schwäbischem Tonfall; in Hrotsvits Versen hört er die sächsische dat-Sprache der Gande. Er hat feinste Nerven für dies Latein: durch das Ererbte wittert er das Eigne. Und er betrachtet diese Kunst nicht mit dem historischen Blicke des Antiquars, ihm hat sie vollstes Leben: unsre moderne Strophen- und Versbildung hätte er gerne aus Notkers Rhythmik erfrischt, und er hoffte, die großen Dichter der Vergangenheit zu lebendiger Macht auf die Gegenwart wiederzugewinnen.

Das war wohl ein Traum. Aber in diesem Traum war Leben und Größe. Das haben seine akademischen Hörer mit gesunder Sicherheit empfunden. Winterfeld hat es ihnen nicht leicht gemacht. Wer von ihm lernen wollte, der mußte ihm folgen in die letzten Feinheiten der reichen und strengen Formen, die er so sehr bewunderte; semesterlang hat er Cursus und Sequenzen doziert. Und auch wenn er den Ruhm der geliebten Dichter kündete, seine hier stockende, dort sprudelnde Zunge riß nicht fort durch strömende Beredsamkeit. Aber die tiefe Glut dieser echten Herzenswärme fühlte die Jugend. Es war Winterfeld eine große Freude, als er im letzten Semester in größere Hörsäle übersiedeln

mußte, als er irgend gehofft. In schrankenloser Lern- und Lesefreudigkeit vergaß der schaffende Geist seinen Körper. Der vernachlässigte, sieche Leib hat den kerngesunden Bruder mit sich gerissen.

Es beschleicht mich ein Bangen, wenn ich an diesem Tage der Wissenschaft denke, der Winterfeld diente. Kein Zweifel: die mittellateinische Philologie hat eine große Zukunft: das Rätsel, wie ward nach dem Untergang des Altertums der neue Mensch? wird nicht zum wenigsten sie uns lösen müssen. Nur wenige, freilich sehr rüstige Arbeiter sind beim Werke; der Rüstigsten einen tragen wir heute zur Ruhe. Noch auf der letzten Philologenversammlung entwarf Winterfeld ein Bild seiner Wissenschaft, wie sie ihm sich darstellte. Und er beklagte den Mangel frischen Nachwuchses, im Herzen voll der schamhaften Hoffnung, daß es ihm beschieden sein werde, Schüler heranzuziehen. Ein tragisches Geschick hat das alles vernichtet.

Aber seine Wissenschaft wird ihn nicht vergessen, der die gewaltigste, aufopfernde Arbeitskraft paarte mit den feinsten Fühlfäden spürender Seelenkunst. Diese Universität wird ihn nicht vergessen, der als erster ihre empfänglichen Jünger einführte in die intimste Schönheit deutscher Dichtung in lateinischer Form. Und wir werden dich nicht vergessen, du reine, glühende Seele, wie du so unbehilflich und schwerfällig durch dieses Leben stolpertest, überall anstoßend, und wie du so fest und freudig und mit genialer Sicherheit alle die verschlungensten Pfade wandeltest, die dich hineintrugen in das heilige Herz deutscher Vergangenheit. Jetzt umrauschen dich in Strömen jene himmlischen Rhythmen der chori angelici, deren beseligenden Klang du schon aus dem gröberen Stoff irdischer Verse herauszuahnen wußtest. Ruhe aus von deinem kurzen, aber reichen und strengen Tagewerk, ruhe aus in Frieden, du getreuer Mann!“

Auf dem alten Schöneberger Friedhof liegt sein stilles Grab, das ein einfacher, schwarzer Stein bezeichnet mit der Aufschrift:

Paul von Winterfeld.

II.

ZUR EINFÜHRUNG IN DIE DEUTSCHEN DICHTER DES LATEINISCHEN MITTELALTERS

1.

DIE KLEINEN DICHTER

Der erste Dichter in unserem Buche ist der Frankenkönig Chilperich. Ihm gehört der Hymnus auf den heiligen Medardus. Der Bischof Gregor von Tours schilt in seiner Geschichte der Franken auf des Königs poetische Sünden, fast ebensosehr wie auf seine politischen. Chilperich ließ seiner Buhle Fredegunde zuliebe seine Gemahlin Galswinth, die westgotische Königstochter, ruchlos ermorden, um so ruchloser, als deren Schwester Brunhild seines Bruders, König Sigeberts, Gemahlin war. Brunhildens Rache, Brunhildens und Fredegundens Kampf erfüllt dann Generationen hindurch das Frankenreich mit einem blutigen Wirrsal von Krieg und Mord. Eine dunkle Erinnerung an die Rächerin Brunhild färbt noch die dämonische Gestalt der racheheischenden Brunhild des Nibelungenliedes. Furchtbar rasten in diesen Kämpfen die ungebändigten Leidenschaften dieser Zeit des Überganges sich aus, in der trotziges germanisch-heidnisches Barbarentum mit spätrömischer dekadenter Fäulnis und christlich-asketischer Gottseligkeit sich mischten. In blutigen Greueln vertilgte und erschöpfte sich das königliche Haus der Merovinger. Auch Chilperich, der den Anstoß zu dieser furchtbaren Explosion aller Leidenschaften gegeben hat, fiel durch Meuchelmord. Um so seltsamer ist es nun, diesen königlichen

Gattenmörder als geistlichen Dichter und Lobredner eines christlichen Heiligen zu finden. Freilich erscheint der Heilige dem König mehr als eine Art geistlicher Kriegsmann. Durch seine heiligen Ruhmestaten ist er siegreich zur Himmelsburg emporgestiegen.

In dieselbe Zeit führen uns dann auch die drei Gedichte, die Winterfeld betitelt hat: Auf einen Schelmen anderthalbe. Hier werden zwei sonderbare Bischöfe satirisch vorgeführt, Importunus von Paris und Frodebert von Tours. Sie senden einander gepfefferte Anklagebriefe. Frodebert hat dem Hausmeier Grimald die Gemahlin abspenstig gemacht. Als sie dann Grimald mit Heeresmacht zurückholen will, bringt sie der Bischof flugs in ein Nonnenkloster. Freilich ist sein Gegner und Ankläger Importunus auch nicht viel besser.

Diese Bischöfe der Merovingerzeit sind eben durchaus keine geistlichen Asketen. Es waren meist große Herren, die wegen kriegerischer oder sonstiger Verdienste um die Krone von den Frankenkönigen mit den hohen kirchlichen Ämtern und fetten Pfründen bedacht wurden. Sie lebten auch nach ihrer geistlichen Beförderung wie bisher, übten Krieg und Jagd und haben trotzdem ihre Sprengel gelegentlich ganz ordentlich und christlich verwaltet. Natürlich hatten sie meist Weib und Kind. So stammen vom Bischof Arnulf von Metz im Mannesstamm die Karolinger her.

Der Hausmeier Grimald in unserem Gedicht gehört zum Geschlecht der Pippiniden. Er versuchte schon die Merovinger zu beseitigen und das Hausmeiertum zum Königtume zu erheben. Freilich büßte er es noch mit dem Kopf. Möglich, daß ihn die übele Erfahrung mit dem Bischof Frodebert, demgegenüber er kein Recht bei dem schwachen, in den Händen der Geistlichkeit befindlichen Merovingerkönig bekommen konnte, zur Empörung trieb.

Waren damals die Bischöfe verweltlicht, so waren es die Äbte und dann die ganze niedrige Geistlichkeit erst recht. Hierauf

zielt in unserem Buche das lustige Spottlied auf den Abt von Angers. Er war ein besonders trinkfester und fröhlicher Herr.

Immer weiter nun begleitet unser Dichterbuch die Geschichte und den Aufstieg unseres Volkes. Die Ballade vom eisernen Karl schildert den furchtbaren Eindruck, den die Erscheinung Karls des Großen selbst auf so tapfere Feinde hervorbringt, wie es die Langobarden und ihr König Desiderius waren. In der Tat wissen wir, daß die Langobarden den Krieg gegen Karl nur schwächlich führten. Desiderius ergab sich in seiner Hauptstadt Pavia und wanderte als Staatsgefangener ins Kloster. Karl nannte sich fortan auch König der Langobarden. Erhalten ist diese alte Ballade in Prosa umgegossen in dem Karlsbuche Notkers von St. Gallen, von dem noch weiter die Rede sein wird.

Es folgt die Ballade, der Winterfeld die Aufschrift gab: „Pippins Sieg über die Hunnen". Gemeint sind die Avaren. Als Karl den Herzog Thassilo von Bayern, den Schwiegersohn des Langobardenkönigs Desiderius, abgesetzt hatte, wandte er sich weiter ostwärts gegen die Avaren, um ihren verheerenden Raubzügen ein Ende zu machen. Es kam zu mehreren Feldzügen; den erfolgreichsten führte Karls heldenhafter Sohn König Pippin. Dieses Lied malt nach dem Vorbilde der Ballade vom eisernen Karl den furchtbaren Schreck der Avaren, das völlige Verzagen am Widerstande.

In diesen Gedichten kommen Empfindungen der Zeitgenossen zu Wort, nicht Sage oder gar gelehrte Geschichte; darum sind sie so kostbar. Den niederschmetternden Eindruck beim Tode des großen Kaisers gibt die „Totenklage um Karl den Großen" wieder. Ein Mönch aus dem Kloster Bobbio ist der Dichter, darum die kirchliche und geistliche Färbung.

Dann das Gedicht auf die Schlacht bei Fontenay. Kaiser Ludwig der Fromme ist (840) gestorben. Seine Söhne Kaiser

Lothar, Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle ringen um das Erbe. Auf Fontenay folgt der Teilungsvertrag von Verdun, der das eigentliche deutsche Reich schuf. Es ist ein Mitkämpfer, der die Schlacht besingt; er nennt sogar seinen Namen Angilbert. Dem Kaiser gibt er ein rühmliches Zeugnis; doch alle übermenschliche Tapferkeit Lothars ist umsonst. Der Dichter glaubt Verrat im Spiele. Man fühlt deutlich das Grausen der Zeitgenossen über diesen Bruderkrieg der Enkel Karls des Großen.

So geht es weiter durch die Jahrhunderte bis zu den sächsischen Königen. Da haben wir den „modus Ottinc", hier betitelt „die Ottonen". Ein Spielmann hat dieses Lied am Hofe Kaiser Ottos III. gesungen. Im Eingang wird Otto der Große gepriesen und vor allem sein Sieg auf dem Lechfelde über die Ungarn. Dann folgt ein karges Lob Ottos II. Er ist ein guter und gerechter Richter gewesen, aber ein wenig glücklicher Kriegsmann. Der Dichter denkt eben nur an die letzte furchtbare Niederlage bei Cotrone in Unteritalien, wo nach anfänglichem Siege das deutsche Heer bei sorgloser Rast von den Sarazenen überrascht und niedergemacht wurde. Darüber hat der Spielmann ganz vergessen, daß Otto II. gleich im Beginne seiner Regierung den Übermut des französischen Königs gedämpft hat, der Lothringen begehrte und den Kaiser in Aachen mitten im Frieden überfiel. Bald darauf klang vom Montmartre herab das brausende Te deum der deutschen Heerscharen den erschreckten Parisern in die Ohren. Dagegen wird um so höher der junge Kaiser Otto III. gepriesen. Er ist aller Jugend Zierde. Schon allein der Ruhm seines Namens bezwingt sonst unbesiegbare Feinde. Der Spielmann denkt wohl an den schlauen Polenherzog Boleslav Chrobry, der den jungen Kaiser mit erheuchelter Demut und beflissener Ehrerbietung und Pracht in Polen aufnahm, dafür aber dessen für das Deutschtum verhängnisvolle und unbedachte Einwilligung erhielt zur Errichtung des polnischen Erzbistums Gnesen. Möglich, daß den

Spielmann damals der falsche Glanz des Imperium romanum bestach, das Otto III. in knabenhafter Schwärmerei zu erneuern wähnte. Der Kaiser stürzte schnell aus seiner luftigen Traumhöhe. Seltsam klingt uns, wenn wir an dieses Kaisers flatternden Ikarusflug denken, des Spielmanns Lob und Preis. Aber freilich, er sang sein Lied dem Kaiser ins Gesicht und zum Schluß heischt er ein gutes Trinkgeld, wie es der Fahrenden Sitte ist.

Es folgt die „Totenklage auf Otto III." Hier herrscht echte, ergreifende Trauer, es klingt wie Grabgeläut. Bischof Leo von Vercelli hat diese Klage angestimmt. Vor wenigen Jahren hatte er, als Otto nach Italien kam, in begeisterten Versen dem jungen Kaiser zugejauchzt und ebenso dem neuen, jungen Papste Gregor V., Ottos Vetter, dem ersten Deutschen, der die päpstliche Tiara trug. Des Kaisers wie des Papstes erster Anfang schien so überwältigend groß; nun lagen beide im Grabe, der Bischof aber mußte für seinen Anschluß an das deutsche Kaisertum die Rache des gewalttätigen Markgrafen von Ivrea fürchten. So gerät seine tiefe Trauer in chiliastische Erwartungen des Weltunterganges.

Das letzte historische Gedicht unseres Buches springt dann über die glänzende Ära der Hohenstaufen und die traurige Zeit des Interregnums hinüber zu Kaiser Rudolf von Habsburg. Sein Sieg über Ottokar von Böhmen auf dem Marchfelde (1278) wird gefeiert.

Neben den historischen stehen die geistlichen Balladen, Legenden und Lieder. Auf König Chilperichs Hymnus folgt ein Marienlied, ein Beispiel für die inbrünstige Verehrung, welche jene Zeiten der heiligen Jungfrau, der Gottesmutter entgegenbrachten. Im „St. Eustachius" folgt ein kurzgefaßter Heiligenroman, der Gottes wunderbare Fügung an einem frommen Helden und General des Kaisers Trajan und an seiner Familie erweist. Wunderbare Trennungen, wunderbares Wiederfinden, ganz im Stile des antiken Romans, und zum Schluß ein heiliges Martyrium.

Es folgt die „Zerstörung Jerusalems". Das Mittelalter hatte einen starken Haß gegen die Juden, durch deren Schuld der liebe Heiland ans Kreuz gekommen war. So empfand man die Zerstörung Jerusalems durch Titus als eine gerechte Strafe und freute sich, daß Christi unschuldiges Blut so furchtbar gerächt worden sei. Man hatte da ein ganz naives, fast altheidnisches Verlangen nach Blutrache.

Das furchtbare Ende Jerusalems ist nur eine Art Vorspiel zum Weltende. Davon berichtet das Lied „Von den letzten Dingen". Am Ende erscheint der Antichrist und erlangt Gewalt. Aber Christus wird ihn besiegen. Dann kommen die Schrecken des Jüngsten Tages und Letzten Gerichts. Danach erscheint das himmlische Jerusalem in den Wolken, die Gottesstadt, die paradiesesschöne, ewige Heimat seliger Christen.

Die Phantasie mittelalterlicher Menschen ist beständig mit Schauern der Erwartung von der Wiederkunft Christi erfüllt und dem Weltgericht. Hier ist eine der tiefsten seelischen Erregungen des Volkes poetisch gestaltet. Denselben Vorwurf hat später noch das geistliche Schauspiel, das Mysterium, dramatisch geformt im „Spiel vom Antichristen"; noch in Schillers Räuber spielen gegen das Ende solche Weltgerichtsschauer hinein.

Die Heiligkeit des Sakraments der Ehe wird im „Merchduf" den sinnenstarken Menschen des Mittelalters mit strengem Asketismus eingeprägt. Merchduf hat seiner Gattin geschworen, nach ihrem Tode keine andere heimzuführen. Er hat seinen Eid gebrochen. Da trägt ihn eine Vision in den Himmel zu seiner zürnenden Gattin. Als Eidbrecher soll er zur Hölle fahren. Aber er kommt mit dem Schrecken davon. Seine Seele darf wieder zum Leibe zurückkehren. Er trennt sich von der zweiten Gattin und tut als Mönch Buße sein Leben lang. So ist ihm das Paradies gewiß. Rührend und märchenhaft ist das Bild der beiden verstorbenen Kinder, die den Vater als Engelein im Himmel freibitten.

2.
WALAHFRID

Bei den Zeitgenossen galt mehr Walahfrids Ruhm als großer Theologe, kirchlicher Schriftsteller und Gelehrter. Unser Interesse hat er als liebenswürdiger Dichter.

Er gehört der ausklingenden karolingischen Renaissance an. Man schrieb damals nicht mehr das volksmäßige, verwilderte und barbarisierte Latein der Merovingerzeit, sondern war stolz darauf, wieder zum alten Latein und zu den großen Meistern, Vergil und Ovid, zurückzukehren und zu klassizistischer Nachahmung. Karl der Große war ein energischer Förderer der humanistischen Studien, seine Pfalz wurde der Musenhof des neuen Augustus und die Mitglieder dieser hohen Akademie und literarischen Tafelrunde Karls, teils Gelehrte, teils Hofleute redeten sich untereinander mit klassischen Namen an: Homer, Maro, Flaccus, Naso, Damoetas, Menalcas, Thyrsis, Corydon. Die kaiserlichen Prinzessinnen gingen als Lucia, Columba, Delia. Karl selbst hieß David nach dem alttestamentarischen König, der ein großer Kriegsheld und Freund der Musen war, Einhard, der Hofhistoriograph und bedeutende Architekt, Beseleel nach dem Erbauer der Stiftshütte, der Mundschenk Eberhard Nehemias nach dem Schenken des Perserkönigs Artaxerxes, Hildebold, der Bischof von Köln und Kanzler, Aaron. Man sieht schon an den Namen, wie sich hier klassische Antike und Christentum durchsetzen, aber nichts von rechtem Germanentum dabei ist. Neben den zierlichen Gelehrten und Poeten standen am Hofe oft mit nicht verhehltem Ingrimm die alten fränkischen Haudegen, die nicht einmal lesen und schreiben, aber dafür desto besser fechten konnten.

Karl der Große wollte das römische Kaiserreich und die Weltkirche, da mußte er auch das Latein wollen. Er konnte es aber

selber weder schreiben noch sprechen. Ihm hat sein lateinischer Bildungsdrang nicht die germanische Seele verkümmert. Hat er doch auch den Monaten deutsche Namen gegeben und die alten deutschen Heldenlieder sammeln lassen. Aber seine kirchlich klassische Renaissance ist mit Schuld daran, daß dieses letzte große Erbe uralter, reingermanischer Dichtung schon unter seinem Nachfolger für immer verkam. Ein ungeheurer Verlust. Dort war echteste Poesie aus den Tiefen der Seele heraus; in der karolingischen, lateinisch-klassizistischen, nachahmenden Gelehrtenpoesie lebt davon kaum ein Hauch. Vergil und Ovid waren die unerreichbaren Muster, denen man kümmerlich und sklavisch nachstammelte. Die sehr unklassische Merovingerzeit hat dagegen nach Winterfelds Urteil schlechtere lateinische Verse, aber bessere deutsche Poesie.

Der erste Dichter, der nach dem Abklingen der karolingischen Renaissance wieder aus innerer poetischer Kraft persönliches Erleben recht gestaltet hat, ist eben unser Walahfrid.

Er ist ums Jahr 808 geboren, also noch in der letzten Zeit Karls des Großen, kam als Knabe ins Reichenauer Kloster, studierte später bei Hraban auf der berühmten Klosterschule zu Fulda, damals der eigentlichen Hochschule Deutschlands. Von hier aus hat er dann Karriere gemacht. Schon 829 empfahl ihn der Erzkaplan Hildvin von St. Denis an Kaiser Ludwig den Frommen. Er wurde der Lehrer Karls des Kahlen. Als die Erziehung vollendet war, erhielt er zum Dank die Abtei Reichenau. So war der einstige dürftige Klosterschüler, den man in der Reichenau anfangs verkannt und kaum geduldet hatte, nun dort Herr und Gebieter. Aber er hatte ein gutes Herz und kein Gedächtnis für erlittenes Unrecht.

Das schöne Gedicht „Heimat“ in unserem Buche zeigt, wie lieb er immer in der Fremde sein Reichenau behalten hat und sich zurücksehnt. In dem poesievollen Gedicht vom Gartenbau

hat Walahfrid wohl meist an den Klostergarten der Reichenau gedacht. Wir haben in unserem Buche die Widmung an seinen früheren Lehrer Grimald. Dieser hatte sich einst in der Reichenau des begabten Knaben liebevoll angenommen und Walahfrid blieb ihm sein Leben lang in Treue verbunden. Später war Grimald Abt von St. Gallen und Weißenburg. Der Dichter wünscht, Grimald möge das Büchlein im Klostergarten von St. Gallen lesen, während um ihn seine Schüler spielen und das Obst auflesen.

An dem Unglück, das über das karolingische Kaiserhaus durch Ludwigs des Frommen Schwäche hereingebrochen ist, hat Walahfrid treuen Anteil genommen. In die Zeit jener schlimmen Wirren führt das Gedicht: „Ein Traum."

Schon einmal hatte sich Lothar gegen seinen Vater Ludwig den Frommen erhoben (830), weil er seiner zweiten Gemahlin Judith zuliebe seinen jüngsten Sohn Karl den Kahlen zum Schaden seiner älteren Söhne begünstigen wollte, und hatte den Kaiser abgesetzt. Ludwig des Deutschen Treue gab dem Vater die Krone zurück. Aber Judiths erneute Ränke führten zu einer zweiten gemeinsamen Empörung der älteren Söhne. Auf dem Rotfelde im Elsaß bei Kolmar, „dem Lügenfelde", ward der alte Kaiser schmählich von seinem Heer verlassen, abgesetzt und zur Kirchenbuße gezwungen. Nun tröstet Walahfrid seine alte Gönnerin, die Kaiserin Judith. Gott hat ihm ein glückverheißendes Gesicht gesendet. Im Traume hat er ein Buch aufgeschlagen gesehen. Darin war alles Leid verzeichnet, das bisher den Kaiser traf. Aber es stand auch die glückliche Zukunft darin, die Wiederherstellung von Kaiser und Reich. Der Kaiser war in diesem Buche des Schicksals mit dem glückverheißenden Namen „der Reitersmann" (Equitatius) bezeichnet. In der Tat wurde Ludwig der Fromme noch einmal wieder Kaiser, setzte seinem jüngsten Sohne Karl, dem Zöglinge Walahfrids, die fränkische Königskrone auf, und Judiths Hoffen ward erfüllt.

Aus Walahfrids Zeit als Prinzenerzieher stammt ein Gedicht auf die Reiterstatue Theodorichs des Großen. Karl der Große hatte sie von Ravenna nach Aachen gebracht. Freilich, der Mönch Walahfrid verstand nichts von dem nationalen Empfinden, das zu dieser Handlung des großen Kaisers geführt hat. Ihm ist der alte Dietrich von Bern, der Held der deutschen Sagen, einfach ein arianischer Ketzer und Höllenbraten. Diesem gegenüber erstrahlt des frommen, rechtgläubigen Kaisers Ludwig Ruhm um so heller.

Gelegenheitsgedichte sind auch Walahfrids zahlreiche Briefe im Stile des Horaz und Ovid, gerichtet an Mitglieder des Kaiserhauses oder der hohen Geistlichkeit. Als Lyriker schuf er geistliche Hymnen und Oden. Doch ist von alledem nichts in unser Dichterbuch aufgenommen.

3.
NOTKER

Walahfrid wurde der Bahnbrecher für die Dichtung des der Reichenau benachbarten St. Gallens. Das überragende Haupt der St. Gallischen Dichterschule, Notker, wandelte in seinen Spuren. Notker ist um 840 geboren, lebte also ein Menschenalter nach Walahfrid. Seine angesehene Familie war im Schwabenlande begütert. Er führte den Beinamen „der Stammler". Doch hat sein Sprachfehler ihn nicht gehindert, der große Lehrer der St. Gallischen Klosterschule zu werden. Er hatte ein gütiges und liebevolles, wahrhaft schulmeisterliches Herz.

Unter seinen Schülern ist der berühmteste der glänzende Salomo III., später Bischof von Konstanz und Abt von St. Gallen. Notker hat es mit dem genialen Unband nicht leicht gehabt, mit um so größerer Sorge und Liebe hat er ihn umgeben. Notkers Sorge spricht sich rührend aus in dem Gedicht „Notker an Salomo". Von seinem schönen Verhältnis zu seinem Schüler zeugt „Ein

Ferientag". Notker sucht den wilden Knaben fürs Kloster zu gewinnen und für den Dienst des Herrn, der allein dem unruhigen Menschenherzen Frieden gibt. Aber er stürmt ins Leben hinaus zu Macht, Genuß und Lust, kommt an den Hof des Kaisers und hat eine glänzende Laufbahn.

Nach Kaiser Arnulfs Tode (899) führte Salomo zusammen mit Erzbischof Hatto von Mainz, dem die Volkssage vom Binger Mäuseturm ein böses Denkmal gesetzt hat, unter Ludwig dem Kinde die Regierung. Bischof und Erzbischof kämpften im Interesse der Krone gegen die aufstrebende volkstümliche Herzogsgewalt.

Winterfeld hat unter seinen eigenen Gedichten eins mit dem Titel „Bischof Salomos Tod". Es malt jene Zeit und jenes Leben. Der Anfang mag hier stehen:

Qualmend flackern der Kerzen Flammen
Im hohen Saal. Auf heißem Pfühle
Ein sterbender Mann. Zu Füßen des Lagers
Ein junger Mönch in stillem Gebet.
Noch ringt des Bischofs gewaltiger Wille
Mit dem todsiechen Leibe den letzten Kampf.
Der stolze Mann, der des Reiches Lose
Ein Menschenleben in eisernen Händen
Zu halten vermocht, aufs lezte Lager
Darniedergeworfen, doch ungebrochen.
Er sinnt und sinnt, in sich versunken,
Von Zeit zu Zeit zuckt über die Wangen
Ein fliegendes Rot, und jugendlich blitzt es
Unter buschigen Brauen im dunkeln Auge.
Er sinnt und sinnt. An seiner Seele
Zieht ein Reigen bunter Bilder,
Wirr sich jagend, rasch vorüber.

Er sieht den Knaben im blonden Gelock.
Den vordersten stets beim munteren Spiele,
Den eigenwilligen, ausgelassenen
Liebling des Lehrers, der ihn getragen

Auf seiner Seele in treuster Sorge.
Ihm klingt im Ohr des Alten Mahnwort,
Sich zu bescheiden, in stiller Zelle
Den Frieden zu suchen aus Stürmen der Welt.
Denn Unheil ahnt' ihm. Er kannte des Knaben
Hochfahrenden Sinn; er sah ihn steigen
Von Stufe zu Stufe in maßlosem Ehrgeiz —
Und Schaden nehmen an seiner Seele.
Umsonst sein Sorgen. Früh entwachsen
Der Zucht des Lehrers, strebt der Junge
Hinaus in die Welt, der Warnung vergessen — —

Als Karl III., der Sohn Ludwigs des Deutschen, einst das Kloster von St. Gallen besuchte, erzählte ihm Notker viel schöne Geschichten von Karl dem Großen, des Kaisers Urgroßvater. Karl III. hatte seine Freude daran und bat Notker, ihm ein Büchlein darüber zusammenzustellen. Es ist Sage und Geschichte in buntem Gemisch, voll Humor und Laune und ehrfürchtiger Liebe, es ist das Bild des großen Kaisers, wie es im Herzen des Volkes lebte, schon umrankt von dem Gespinst der Sage. Dieses Büchlein steht an den Anfängen der Karlssage und gehört so zu den großen Werken der Weltliteratur.

In unserem Dichterbuch sind aus diesen „Gesta Karoli“ entnommen: „Guter Rat“, „Der Kobold“, „Die Maus“, „Der Franke in Byzanz“.

Wie sehr diese Sagen doch zugleich den Kern des Historischen treffen, will ich am Beispiele des „Franken in Byzanz“ ein wenig erläutern.

Karl hat einen Boten nach Byzanz entsendet. Dieser sitzt an der kaiserlichen Tafel. Nun gehört es zur peinlich strengen byzantinischen Hofsitte, daß niemand einen aufgetragenen Fisch auf die andere Seite wenden darf. Der Franke tut es und soll nun dafür sterben. Der Kaiser gewährt ihm aus Gnade eine letzte Bitte, nur sein Leben darf er nicht fordern. Er bittet: jeder soll

sein Augenlicht verlieren, der ihn den Fisch wenden sah. Da schwören es alle ab, vom Kaiser bis zum letzten Ritter, und der Franke ist gerettet.

In der Tat hat Karl der Große wiederholt Gesandte nach Byzanz geschickt, um vom byzantinischen Kaiser die Anerkennung seines eigenen, neuen Kaisertums zu erlangen. Die fränkischen Gesandten hatten aber anfangs wenig Glück und wurden schlecht und übermütig behandelt. Erst nach zwölf Jahren wurde die erwünschte Anerkennung erreicht.

Noch Otto der Große mußte sich in der Person seines Gesandten, des Bischofs Liutprand von Cremona, von den Byzantinern kränken lassen. Freilich hat sich Liutprand ebensowenig imponieren lassen wie unser „Franke in Byzanz", er lacht über die eitlen Mätzchen der Byzantiner. So muß der Gesandte bei der Audienz sich niederwerfen, und während er am Boden liegt, schwebt der Thron des Kaisers unter dem Gesange künstlicher Vögel und dem Gebrülle eherner Löwen durch einen Mechanismus in die Höhe, und der Kaiser schaut von oben her wie ein Gott herunter. Aber Liutprand lacht darüber und nennt diesen eitlen Hochmut Bettelstolz; er sieht an den purpurnen Kleidern der Hofleute Risse und Löcher. Erst Kaiser Heinrich VI., der Sohn Friedrich Barbarossas, zugleich der Erbe der Normannenkönige, hat dem byzantinischen Kaiserhofe alle Überhebung mit Zinsen heimgezahlt. Als sein Gesandter erschien Heinrich von Kalden mit Kriegsdrohung in Byzanz. Er ward mit großer Unterwürfigkeit am Hof empfangen. Man reichte ihm als Gastgeschenk einen prachtvollen Anzug, der von kostbaren Diamanten starrte. Er aber lehnte hochmütig ab: Eisen sei ein besseres Kleid. So mußte das übermütige Byzanz sich beugen und Tribut an den deutschen Kaiser zahlen. Für alle diese Beziehungen ist unser „Franke in Byzanz" eine wundervolle Illustration, Sage, die fast geschichtlicher ist als die Geschichte selbst.

Leuchtet Notkers schwäbischer Humor selbst in der heroischen Kaisersage, so kommt er vor allem in mancherlei guten Fabeln und Schwänken zur Geltung. Notker ist hier der Hans Sachs des lateinischen Mittelalters, ihm gehört — wenigstens nach Winterfelds Auffassung — in unserem Dichterbuche das prächtige Lügenmärchen „Der Wunschbock", die lustige Fabel vom Floh und Zipperlein, die Tierfabeln vom Fuchs und Bär, vom Kalb und Storch.

Von Notkers schalkhaftem Humor steht in einer alten Handschrift St. Gallens eine lustige Historie. Winterfeld hat daraus in unserem Dichterbuche das Gedicht „Der Pilz" geformt.

Notkers humoristische Art zeigt uns zugleich, welch heiterer, sonniger, schalkhafter Ton in dem warmen Neste St. Gallen herrschte. Diese Mönche waren durchaus keine finsteren Asketen. Der Ton der deutschen Karlsanekdoten mit ihrer gutnationalen Gesinnung, der Treue gegen Kaiser und Reich, mit ihrem leuchtenden Humor ist der Ton St. Gallens überhaupt.

Vom mittelalterlichen Humore zeugen in unserem Dichterbuche ferner noch der Schwank vom Schneekinde, der den mittelalterlichen Mimen und Jokulatoren gehört, und vom König, der alles glaubte, die lustige Satire „Von des Papstes Gerechtigkeit" und „Des Schottenmönches Himmelreich".

Merkwürdig ist die Vielseitigkeit der poetischen Veranlagung bei Notker. Dieser kräftige Humorist ist zugleich ein zarter, innigtiefer Lyriker. Diese merkwürdige Verbindung finden wir später auch wieder bei einem Landsmann Notkers, dem Schwaben Mörike.

Notker ist der größte Lyriker des frühen lateinischen Mittelalters. Er hat kirchliche Hymnen in der alten Form gedichtet, aber auch eine neue Form geistlicher Lyrik ausgebildet, die Sequenz, das Höchste, was das lateinische Mittelalter aus inniger, seelischer Bewegung heraus in der Poesie geleistet hat. Diese geistlichen Lieder erheben sich zur Höhe alttestamentarischer Lyrik und zeigen höchsten, religiösen Schwung und Gedankenreichtum.

Mit dieser religiösen Dichtung hat Notker Schule gemacht. In St. Gallen wie in der Reichenau waren nach ihm viele Sequenzendichter, so Ekkehard I., der Dichter des Waltharius, Abt Berno, Hermann der Lahme, Wipo. Auch in Italien, Lothringen, Bayern und Sachsen blühte die neue geistliche Dichtung auf. Die hohe Kraft der Notkerischen Sequenz erreichte aber nur die heilige Hildegard.

Für unser Dichterbuch habe ich als Beispiele aus Paul von Winterfelds „Dichterschule von St. Gallen und der Reichenau“ sowie aus seinen „Stilfragen und Stilproben aus der lateinischen Poesie des Mittelalters“ folgende Sequenzen als Beispiele abdrucken lassen:

1. Die Sequenz auf die unschuldigen Kindlein. Es ist die biblische Geschichte vom Bethlehemitischen Kindermord. Man hat im Mittelalter diese Kinder gern als die Erstlinge unter den Märtyrern gefeiert. Ihr Fest war in St. Gallen wie in anderen Klöstern das Fest der Klosterschüler. Zu der Liebe, mit der Notker seine Schüler umfing, gehört die Innigkeit dieser wunderschönen Sequenz. Konrad Ferdinand Meyer hat in einem schönen Gedicht hier einmal eine Notker verwandte Stimmung ausgedrückt:

Die Kapelle der unschuldigen Kindlein

Aus Henkerfäusten flogen zum Himmel sie empor,
Sie treten, zwei und zweie, hinein ins sel'ge Tor,
Einand an Händchen haltend und singend wohlgemut,
Sie tragen in den Locken ein leuchtend Mal von Blut.

Wir kommen in den Himmel und solches ist uns lieb,
Weil das gelobte Kindlein statt unser unten blieb.
Wir litten für das Büblein den herben Todeskuß,
Den es am bittren Kreuze statt unsrer leiden muß.

Die Engel alle kamen heran in hellem Flug,
Sie bringen schönes Spielzeug und Blumenduft genug.
Jetzt führen sie den Reigen mit Fiedel and Schalmei,
Es klagt aus ferner Tiefe der Mütter Wehgeschrei.

2. Es folgt dann eine Sequenz auf Neujahr. Sie preist die heilige Jungfrau und mit ihr den Heiland, der eben zu Weihnacht geboren wurde.

3. Eine Ostersequenz. Der Heiland ist aus Grabesnacht auferstanden. Nun jubelt die ganze Natur, die jetzt gleichfalls ihre Auferstehung feiert. Hier gestaltet sich zum ersten Male im Mittelalter tiefstes Naturempfinden.

4. Eine Sequenz auf den Samstag nach Ostern. Christus wird nach dem Hohen Liede und der Offenbarung Sankt Johannis als Bräutigam der Kirche gefeiert.

5. Eine Sequenz auf Marien Himmelfahrt.

6. Eine Sequenz der heiligen Hildegard auf den heiligen Maximin. Hier schwingt eine ekstatische, verzückte Frauenseele in einer seltsam sich drängenden Bilderfülle und einem überströmenden Reichtum visionären Schauens.

Mit diesen Schöpfungen ist Notkers Genie zu seiner höchsten, suggestiven Wirkung gelangt. Mit diesen Liedern und ihrer herrlichen Musik, die die weiten Hallen der Dome füllte, stieg des Mittelalters heiligstes Empfinden zum Himmel empor, von dem herab die Gottheit selbst, die Himmelskönigin und alle Engel und Heiligen den hehren Klängen lauschten.

Die geistliche Sequenz erlangte solche Macht über die Gemüter, daß selbst das weltliche fahrende Volk, die Spielleute, sich dieser neuen poetischen Form bemächtigte und sie mit weltlichem Inhalt erfüllte. Das Spielmannslied auf die Ottonen ist in Sequenzenform gedichtet, desgleichen der lustige Schwank „Das Schneekind“. Hier erfüllt sich die Sequenz mit dem mittelalterlichen Humore. Schließlich redet die Sequenz die deutsche Sprache vor allem in dem Leich Walthers von der Vogelweide.

4.
EKKEHARDS WALTHARIUS

Der Mönch Ekkehard I. von St. Gallen, der Dichter des Liedes von Walther und Hildegund, lebte bald nach Notker und ist wie er ein Schwabe. Er ist um 900 geboren und hat vier Könige erlebt, Ludwig das Kind, König Konrad, Heinrich I. und Otto den Großen. Er hat als Mann unter Kaiser Otto des Reiches Herrlichkeit gesehen, vorher als Jüngling die tiefe Erniedrigung durch die Horden der Ungarn. Die Deutschen brachten sie damals mit den Hunnen zusammen, als deren Nachkommen sie galten. Auch Ekkehard hat bei seiner Schilderung der Hunnen die Ungarn im Sinne. Sein Gedicht fällt vor die siegreiche Ungarnschlacht bei Riade, denn sein Hunnenreich besteht noch in unantastbarer Gewalt.

In der Chronik des St. Galler Mönches Ekkehard IV. wird uns das deutsche Klosterleben jener Zeit in der anmutigsten Weise lebendig. Viel davon hat Scheffel in seinen Roman Ekkehard getan. Allerdings jener Ekkehard, dem Scheffel in seinem Romane mit dem Rechte des Dichters die Abfassung des Waltharius zuschreibt, der Lehrer der schönen Herzogin Hedwig auf dem Hohentwiel, den man den Höfling nannte, Ekkehard II., hat nichts mit unserm Epos zu tun.

Von Ekkehard I., dem Dichter des Waltharius, berichtet nun ausführlich die St. Galler Chronik. Er hat das Epos noch als Klosterschüler für seinen Lehrer geschrieben. Später hat er dann schlecht und recht wie andere Mönche geistliche Lieder und Sequenzen gedichtet und sich auch durch große Gelehrsamkeit ausgezeichnet. Er wurde Dekan und sollte Abt werden. Durch einen Sturz mit dem Pferde wurde er lahm. Dann verzichtete er auf diese Würde. Er machte später eine Wallfahrt nach Rom, und der Papst würdigte ihn persönlichen Verkehres.

Mehr und mehr kommt man zur Erkenntnis, welch hohes, poetisches Genie dieser Ekkehard gewesen ist; bedenkt man die Ungunst der Zeiten, so muß man ihn für eines der größten halten, die unsere Nation je gehabt hat. Er hat nicht, wie man ursprünglich dachte, ein altes, deutsches Heldenlied nach dem Muster des Vergil und des christlichen Dichters Prudentius einfach in lateinische Verse gebracht. Ihn hat vielmehr seine Freude an den uralten Heldenliedern und Sagen unseres Volkes zu einer selbständigen Dichtung angeregt.

Es ist einer der glücklichsten Griffe, die je ein junger Poet getan hat. Die Nation seufzte unter der furchtbaren Ungarngeißel. Jahr für Jahr überschwemmten diese furchtbaren Reiterscharen das blühende deutsche Land, Mord und Brand in ihrem Gefolge. Auch St. Gallen hat sie schaudernd gesehen. Und noch wußte man nicht, ob es je gelingen würde, der Fürchterlichen Herr zu werden. Da erinnerte sich der junge Klosterschüler der Hunnen, die ihm als die Vorfahren der Ungarn gelten. Und wie zum Troste erzählt er die Geschichte, wie Walther und Hildegunde sich aus der Vergeiselung bei den Hunnen erlösen und nach schweren Kämpfen zu Freiheit und Freude gelangen.

Dieses kleine Epos ist etwas ganz Großes geworden, mit Recht hat ein Beurteiler erklärt, man könne von aller deutschen Epik noch bei ihm am ehesten an die Kunst Homers denken.

Es zeigt eine wundervolle Konzentration der Handlung. Nicht wie im Nibelungenliede wird das ganze Leben des Helden einfach von der Wiege bis zur Bahre erzählt, der Untergang und dann noch die Rache. Sondern hier wird ein einziges, großes Abenteuer ausgewählt, ähnlich wie die Heimkehr des Odysseus und der Freiermord oder der Zorn des Achilleus. Die Heimkehr Walthers macht uns die ganze Urzeit germanischen Heldentums lebendig.

In diesem kurzen Gedichte weht der starke Atem großer Epik, altgermanische Heldenkraft ist hier lebendig, dieselbe Kraft, die

später bei Riade und auf dem Lechfelde die Horden der Ungarn in sinnlose Flucht jagte. Wie Walther und Hildegunde wurden Germaniens Männer und Frauen des Joches der Sklaverei ledig.

Man hört, wie heimlich das Herz des Klosterschülers jauchzt, wenn die Speere splittern und die Seelen der Helden aufsteigen nach Walhall; doch nein, in den Himmel des weißen Christ. Urgermanischer Heldentrotz und inbrünstige, entsagende Christenliebe streiten in der Seele dieses trotzigen Jungen, der ein so großes, himmelstürmendes Genie war und später ein so korrekter Mönch.

Wie muß er die Helden der Vorzeit und die alten Volkslieder und Sagen geliebt haben, daß er es gewagt hat, den geistlichen Bann zu brechen, der auf ihnen lag. Und wie weiß er seine lieben, alten Germanenrecken zu schildern. Was für ein ganzer Mann ist Walthari, nicht bloß ein übermächtiger, trotziger Held: das sind Riesen und Zyklopen auch. Wie selbstbeherrscht ist er in seiner Liebe zu Hildegunde. Nie naht der Braut ein begehrender Gedanke in den vielen Tagen, da er einsam mit ihr schweift und in Wald und Kluft an ihrer Seite schläft. Wahrlich, dieser Germane ist höchst unmodern, aber doch so, wie Tacitus die alten Deutschen rühmt.

Wie unverzagt, bewußt, beherrscht und groß zeigt er sich nachher im wilden Kampf gegen die überwältigende Übermacht. Und ähnlich Hagen, wie hält er dem großen Freund die Treue, warnt den habgierigen König und hält sich zurück vom Kampf trotz Hohn und Ungnade, bis endlich Königstreue über Freundestreue siegen muß. In ihm ist wenig von dem furchtbaren Hagen des Nibelungenliedes, dem finstern Neidling auf Siegfrieds sonnige Schönheit und Kraft.

Dann der Schluß mit seinen Riesenspäßen und herben Humoren, wenn die Recken in ihrer unverwüstlichen Lebenskraft über die fürchterlichen Wunden scherzen, die sie sich schlugen. Von hier aus versteht man besser den Humor, der

hier und da wie Wetterleuchten über den tragischen Szenen von der Nibelungennot liegt. Es ist eben überall der echte germanische Ton. Von alledem weiß Vergilius nichts. Sein Aeneas ist ein von Götterhänden sorgsam behütetes Prinzlein, kein schicksalzwingender Held.

Doch trotz allem wilden Urgermanentum ist in diesem kleinen Epos alles mit fast südlicher Klarheit geschildert und rein menschlich motiviert. In allen diesen Dingen ist der Waltharius auch dem ältesten in germanischer Sprache erhaltenen Epos, dem Beowulf, weit überlegen. Dort herrscht zuviel nordische Düsternis, verfinsterte Phantasie. Wie soll das zum Schluß in das wohltuende, über den Dingen schwebende, homerische oder hier besser germanische Lachen ausgehen?

Dennoch ist Blut genug im Waltharius geflossen und Grausiges genug geschehen. Und im Hintergrunde droht noch die schreckliche Hunnengefahr. Hier ist eben der Heroismus lebendig, der auch noch über dem Abgrund der Vernichtung sein seliges Lachen erhebt. Dieser große Heroismus, der auch des klassischen Griechentums sicherstes Kennzeichen ist, der in Homers Odyssee und Ilias lebt und in den klassischen Dramen, der nach Marathon und Salamis geführt hat und König Alexander belebte, als er auszog, Herr der Welt zu werden. Aus seinem Vorbild Vergil konnte der junge Klosterschüler diesen Heroismus nicht kennen lernen. Ekkehard hat ihn von sich selber, von seinem germanischen Herzen. Es ist der Geist der alten, deutschen Sage, der da lebendig wird; das Urgermanische, in dem Hellenen und Germanen sich am nächsten verwandt sind.

Aber nicht nur in der großen Menschendarstellung und Weltanschauung, nicht bloß im Sujet und Wurf des Ganzen, auch in allen Einzelheiten bewährt sich dieser junge Dichter.

Wie schwer war es, bei der Schilderung des Zweikampfes, den Walther mit den zwölf Frankenrecken, immer mit einem nach

dem anderen, zu bestehen hat, sich nicht zu wiederholen und langweilig zu werden. Selbst in Homers Ilias wird uns das Waffengetöse gelegentlich doch recht eintönig. Doch mit überlegener Kunst hat Ekkehard in das von Natur höchst Eintönige Abwechslung und Spannung gebracht und diese Klippe mit spielender Genialität vermieden. Ich mag die Kunst Ekkehards nicht weiter rühmen, es wäre noch allzuviel zu sagen.

Es ist etwas ganz Erstaunliches. Ein junger Klosterschüler, ein Primaner, ein Student, hat knapp bei seinem Magister gelernt, lateinische Verse zu bauen und schafft dann sofort im kecken Jugendübermut ein klassisches, durch und durch deutsches Kunstwerk, dem nur eins fehlt: die deutsche Sprache.

Es ist eine sehr melancholische Geschichte. Hätte Ekkehard es gewagt, den kühnen Weg weiter zu gehen bis ans Ende, hätte er nach dem kleinen noch das große Epos gedichtet, er hätte die deutsche Ilias und Odyssee geschaffen. Seinen Weg ging nachher der Dichter des Nibelungenliedes. Er hat Großes vollbracht. Aber ihm fehlt Ekkehards leuchtende, plastische Kunst, sein technisches, an der Antike geschultes Vermögen, fehlt die hohe Kunst klassisch einfacher Komposition und Konzentrierung. Dieses letzte Können ist unserem so wundervollen Volksepos versagt geblieben.

Freilich in des Chronisten Ekkehard IV. Augen steht der Waltharius nicht allzu hoch. Er erscheint so halb und halb als Jugendsünde. Ekkehard IV. findet, der Dichter habe keine guten lateinischen Verse gemacht, er sei ja auch, wenn auch nicht nach dem Alter, so doch seinen Neigungen nach, damals noch ein Knabe gewesen. Auch blicke aus seinem Gedichte überall der Deutsche hervor, er sei nur langsam ein Römer geworden. Da hat nun Ekkehard IV. ein übriges getan und auf Aufforderung des Erzbischofs Aribo von Mainz das Werk noch einmal auf den Stil überarbeitet.

Es ist eine große Ironie. Gerade was an dem Werke das Riesige ist, was es zu einer weltgeschichtlichen, literarischen Leistung stempelt, das lautere, germanische Wesen in ihm erscheint den gelehrten Zeitgenossen und Kunstrichtern als ein Tadel. Ekkehard IV. bessert an dieser etwas stümperhaften Schülerarbeit wenigstens noch die lateinischen Verse. Man hat offenbar in St. Gallen Ekkehard I. seine poetische Jugendsünde verziehen. Denn er war ja mit der Zeit ein gesetzter Mann geworden, ein tüchtiger Gelehrter, ordentlicher Mönch und geistlicher Vorgesetzter und er ließ später seine Muse nur noch die gewohnten Pfade anerkannter mönchischer Poesie gehen. Man hat sich in St. Gallen gar nicht um die Erhaltung dieses Werkes bemüht, es gibt dort in der Heimat des Dichters keine Handschrift des Waltharius.

So ist dieses große poetische Talent nach einem ungeheuren Anlauf in Verständnislosigkeit verkümmert, nicht als Mensch, dazu war er zu stark, aber als Genie. Die Geschichte der Nationalliteratur unseres Volkes ist leider nicht arm an solchen schlimmen Fällen, die das Leben und den Ruhm unseres Volkes ärger schädigen als man denkt; aber wer weiß solchen geheimen Schaden zu ermessen.

Doch hat wenigstens der Waltharius trotz allem seinen Weg gemacht. Das lehren die zahlreichen Handschriften. Hrotsvit und auch der Verfasser des Rudlieb haben den Waltharius vielleicht gekannt und gelegentlich nachgeahmt. Vielleicht hat er auch nach einer schönen Vermutung Gustav Roethes den Meister Konrad angeregt zu seiner lateinischen Nibelungias, die leider spurlos verloren ist.

Von allen lateinischen Gedichten des Mittelalters hat Winterfeld zuerst den Waltharius übersetzt. Dieses Lied hat mit seinem urgermanischen Heldenschwunge in ihm die Dichterkraft entzündet. Kein Wunder! Hat doch Winterfeld in seiner ganzen Art

als Mönch und Asket und erfüllt von altem Germanentrotz und Glauben viel Ähnlichkeit mit Ekkehard. Auch ist Winterfeld in der Heimat des Dichters gewesen unter den Mönchen St. Gallens und in ihrer Bibliothek. Vor Scheffel und seiner Übersetzung, die zuerst das Werk den weiten Kreisen der Nation vermittelte, hat Winterfeld nicht nur die tiefere Kenntnis des Gelehrten, er hat vor ihm auch den passenderen, poetischen Stil voraus, und der Stil ist hier alles. In Winterfelds Stabreimversen schwebt etwas von dem urgermanischen, kraftvollen Wesen des Waltharius. Möchte seine Verdeutschung ihn uns ganz zurückgewinnen, damit er durch die Jahrhunderte weiter gehen kann mit der Nation, aus deren bestem Blute und Geiste er gezeugt ist.

5.
HROTSVIT

Hrotsvit ist um 935 aus edlem Sachsenstamm entsprossen. Ihr Leben fällt in die Regierung Ottos I. und Ottos II. Als junges Mädchen trat sie in das Nonnenkloster zu Gandersheim. Dieses Kloster war von dem sächsischen Grafen Ludolf, einem Urahn Kaiser Ottos, gegründet worden. Es wurde vielfach von Äbtissinnen aus der sächsischen Herzogs- und Königsfamilie geleitet.

Seit Ottos des Großen Römerzügen hatte sich eine Welle lateinischer und klassischer Bildung von den romanischen Ländern und besonders von Italien her über das deutsche Land ergossen. Nach der karolingischen kam die ottonische Renaissance. Und gerade die fürstlichen Frauen sind im Bunde mit den Geistlichen eifrig den klassischen Studien zugewendet. Ottos I. Gemahlin Adelheid ist, in Italien aufgewachsen, ganz von romanischer und lateinischer Bildung durchdrungen. Die Kaiserin Theophanu, die Byzantinerin, Ottos II. Gemahlin, war gleichfalls hochgebildet, ja gelehrt. Die Prinzessinnen des sächsischen Hauses fangen an Latein zu lernen, Hedwig, Ottos I. Nichte, liest mit Ekkehard II.

von St. Gallen den Vergil. Auch ihre Schwester Gerbirg und später Ottos III. Schwester Adelheid haben, modern ausgedrückt, studiert.

Gerbirg war die Äbtissin unserer Hrotsvit. So hat die Nonne von vornherein in den hohen lateinischen Bildungskreisen der Zeit gestanden. Sie hat ordentlich Latein und Verse machen gelernt, trotz jedem Mönche. Sie kennt die lateinische, kirchliche Literatur, kennt Legenden und Kirchenväter; vor allem aber auch Prudentius, Vergil, Terenz und vielleicht auch Ekkehards Waltharius. Ihre Lehrerin war die Klosterfrau Riccardis und dann die Äbtissin Gerbirg selber.

Freilich sonst hat die lateinische Gelehrsamkeit gar zu leicht das kräftige, persönliche Eigenleben, den neuen, germanischen Menschen erdrückt. Aber in diesem Sachsenmädchen sprudelte ein so starker Quell persönlichen, genialen Empfindens, daß es sie mit Gewalt zu eigener, dichterischer Produktion drängte.

Als Nonne beginnt sie mit Legenden und als junges Mädchen, das der Liebe und irdischer Lust entsagt hat, feiert sie zunächst die Jungfrau Maria, schildert ihr reines, heiliges Mädchenleben und ihre keusche Gottesmutterschaft. Sie preist später auch die heilige Agnes, die lieber das Martyrium auf sich nahm, als daß sie die Liebe eines fürstlichen Jünglings erhörte, preist Christus und auch den heiligen Gangolf. Aus dieser Legende findet sich ein leise humoristisch gefärbtes Stück in unserm Dichterbuch.

Bald tut Hrotsvit dann einen glücklichen Griff von hoher, dichterischer Genialität. Sie hat zuerst auf deutscher Erde die Sage vom Bunde mit dem Teufel gestaltet, und zwar gleich in zwei Legenden, vom Wunder des heiligen Basilius und vom Fall und der Rettung des Theophilus. Hier sind schon die meisten Züge der späteren Faustsage beisammen. Und wenn die letzten Szenen in Goethes Faust die hochthronende, gnadenreiche Himmelskönigin zeigen, so spendet auch Maria im Theophilus

Rettung und Gnade und zieht die reuige Seele hinan. Der Teufel bleibt zähneknirschend zurück und hat sein Spiel verloren.

Dann nimmt das Genie der Dichterin einen für jene völlig dramenlosen Zeiten unerhörten Flug. Statt weiter Legenden in epischer Form zu dichten, gestaltet sie die religiöse Novelle zum geistlichen Drama. Das ist der Weg, den später in glückhafteren Zeiten ein glücklicheres Genie mit rauschendem Erfolge bis ans Ende ging. So hat Shakespeare später uralte Novellen und Romanstoffe in die Form des Dramas gegossen. Hier ist der Weg aller großen Dramatik, und Hrotsvit fand ihn aus sich selbst. Dabei wird ihr die dramatische Form nur durch Terenz vermittelt, der doch auf ganz anderem Boden steht, wie die ernste Nonne.

Die dramatische Gestaltung gelingt ihr fast im ersten Griff. So ist zum Beispiel ihr Schauspiel Abraham ein ganz kunstgerechtes, aufführbares Drama. Das Thema der schuldig-unschuldigen von einem Kleriker verführten jungen Nonne, die auf ihrer Irrfahrt in die Welt gar ins Bordell gerät, um endlich von ihrem geistlichen Vater gerettet zu werden, könnte auch heute bei szenischer Darstellung einem christlichen, ja vielleicht sogar jedem Theaterpublikum gefallen. Es ist viel dramatische Spannung und Rührung darin. Dann der Dulcitius, neben dem Rührstück die geistliche Burleske.

Zwischen Hrotsvits Drama Callimachus und Shakespeares Romeo und Julie hat man viel Ähnlichkeiten entdecken wollen. Wie bei Shakespeare der melancholische Romeo seinen Freunden seine überschwengliche Liebe gesteht, so bei Hrotsvit Callimachus. Freilich ist diese Liebe ziemlich hoffnungslos. Denn die wunderschöne Christin Drusiana, des Apostel Johannes Schülerin, ist vermählt und lebt völlig enthaltsam und keusch in glücklicher Ehe mit ihrem Manne Andronicus. Dennoch gesteht ihr Callimachus im Liebeswahnsinn seine Leidenschaft.

Sie weist ihn ab. Da stürzt er verstört von dannen mit dem Schwur, nicht zu rasten, bis sie ihn erhöre. Die heilige Frau sieht die schlimmsten Verwickelungen für ihren Mann und die ganze Stadt voraus und bittet in ihrer himmlischen Sanftmut Gott, sie zu sich zu nehmen. Entseelt sinkt sie nieder.

Wie bei Shakespeare spielen dann die letzten Szenen im Grabgewölbe, am Sarge der Geliebten. Callimachus stürmt wie Romeo herein mit dem bestochenen Wächter des Grabmals. Ihn macht seine Leidenschaft toll, er will die Geliebte wenigstens im Tode umarmen. Wie er sich dem Leichnahm nähert, schnellt eine große Schlange empor und tötet ihn und den Wächter. Und wie in Romeo und Julie zuletzt der Prinz und sein Gefolge erscheint, so hier der Apostel Johannes und Andronicus. Bald verstehen sie das Rätsel der drei Leichen. Doch Gottes Gnade erweist sich wunderbar. Drusiana und Callimachus erwachen vom Scheintod, und Callimachus tut Reue und Buße und wird Christ. Auch in diesem Drama sind wieder die Züge uralter Märchen und Novellen lebendig geworden. Selbst die Leichenwächterin, die große Schlange, findet sich wieder in Tausendundeine Nacht.

Von den beiden letzten Dramen, dem Pafnutius und der Sapientia abgesehen, in denen Hrotsvit in merkwürdiger Verblendung sich mit den Pfauenfedern abstruser, mittelalterlicher Gelehrsamkeit bis zur Geschmacklosigkeit herausgeputzt hat und auch sonst von den Pfaden ihres dramatischen Instinkts gewichen ist, zeigen ihre übrigen Stücke, etwa vom Gallicanus abgesehen, sicheren dramatischen Wurf, gewandte Exposition und schnelle Einführung ins Herz der Sache, geschickte Dialogführung, erfreuliche und sichere Charakteristik und Psychologie. Kurz, diese ersten romantischen Dramen, welche die europäische Literatur kennt, sind wirklich, wie einst französische Gelehrte rühmten, würdige Vorläufer Shakespeares.

Diese Dramen schreien ordentlich nach Aufführung; Hrotsvit hat sich offenbar während des Dichtens alles szenisch vorgestellt; sie hat Theaterblut in den Adern, obwohl es damals gar kein Theater gab. Sie hat sicher die Aufführung erstrebt, wenn auch nicht mit lauter Bitte; dazu war sie zu verschlossen, herb und zurückhaltend. Aber die hohen, geistlichen Gelehrten und Vorgesetzten, denen sie ihre ersten Dramen vorlegte, haben sich dazu nicht verstanden — damals gab es ja nur die profane Szene der Gaukler und Mimen — wie durfte man geistliche Stoffe so profanieren. So ward Hrotsvit um ihren höchsten Erfolg betrogen und die deutsche Poesie um eine der höchsten Anregungen. Hrotsvits Dramen moderten bald vergessen im Staube der Bibliotheken. Es hat jahrhundertelange Anstrengung gekostet, ehe in Deutschland die dramatische Stufe erreicht wurde, die Hrotsvits genialer Schwung mit einem Mal erflog.

Enttäuscht wendete sich dann das geniale Mädchen anderen Stoffen und Gestaltungen zu. Ihre Äbtissin Gerburg, der sie wiederholt mit Widmungen Ehre erwies, schätzte ihre Dichtungen hoch; ihr Ruhm galt an dem glänzenden Hofe der Ottonen. So veranlaßte Gerbirg noch zu Ottos des Großen Lebzeiten unsere Hrotsvit von den Taten des Kaisers zu singen; das sind die „Gesta Oddonis". Doch nicht bei den Kriegen und Schlachten Ottos verweilt sie, sie gibt als Weib mehr eine Familiengeschichte des kaiserlichen Hauses, Memoiren, wie man sie am Hofe und dem dem Hofe nahe verbundenen Kloster Gandersheim erzählte. Sie berichtet, wie Otto sich mit seinem Bruder Heinrich versöhnt, der im härenen Bußgewande im Dom zu Quedlinburg zu Weihnachten erscheint, erzählt von Ottos Hochzeit mit der schönen und guten Edith, der englischen Königstochter, die der König über alles liebte und neben der er im Magdeburger Dom bestattet liegt. Viel Liebes und Schönes weiß sie auch von der Kaiserin Adelheid zu berichten. Die Er-

zählung von Adelheids Flucht aus der Gewalt des schlimmen Markgrafen Berengar steht in unserm Dichterbuch.

In dieser Richtung ging dann Hrotsvit weiter und schuf die legendenhafte Dichtung von der Gründung des Klosters Gandersheim. Dieses Gedicht ist zugleich eine Art Einleitung zu den Gesta Oddonis. Denn es verfolgt das sächsische Herrschergeschlecht, bis es sich in sagenhafte Dämmerung verliert, zusamt der Gründung des Klosters Gandersheim, das eine Familienstiftung der sächsischen Herzöge ist, vor allem Herzog Ludolfs und seiner frommen Gemahlin Oda.

Es sind Heimatklänge, die durch dieses Büchlein wehen. Mit Recht hat es Winterfeld als das erste Beispiel echter deutscher Heimatskunst gepriesen. Er hat auch die Einleitung zu dem Gedichte übersetzt im niederdeutschen Dialekt. Desgleichen steht die Erzählung von den Wunderzeichen bei Gandersheims Gründung in unserem Dichterbuch.

Trotz ihres Lateins ist Hrotsvits Dichtung überall von deutschem Geist durchdrungen. Gerade die ausgezeichneten französischen Gelehrten, die ihr in neuerer Zeit ihr Interesse zuwendeten, vor allem Magnin, der Herausgeber und Übersetzer der Dramen, sehen in ihr eine Vertreterin urgermanischen Wesens und Geistes. Hat doch auch im Drama; was Hrotsvit, die Sächsin, begann, Shakespeares „sächsischer Genius“ vollendet. So bringt sie mit den Farben weltlicher, deutscher Auffassung Leben in die etwas blutleeren Legenden der apostolischen Zeit und der ersten christlichen Jahrhunderte. Sie faßt die geistlichen Schattenbilder in den derben deutschen Rahmen ihrer eigenen Zeit. Sie führt uns in die Wirtshäuser, auf die Märkte, an das kaiserliche Hoflager der Ottonenzeit, in die deutschen Klöster, Beichtstühle, Büßerzellen. Und die glutvollen, sehnsüchtigen Liebesklagen ihrer Apostelschüler hörte man später ähnlich aus dem Mund der deutschen Minnesänger.

Wenn ihre Gedichte voll sind von Zauber, Wundern und Mirakeln, wenn man in ihnen beständig den Himmel offen sieht, und Engel und Heilige zu den Menschen herniedersteigen, so ist das der lebendige Glaube ihrer Zeit. Auch damals geschahen noch viele Wunder. Und ist Hrotsvits Poesie voll vorbedeutender Träume und Visionen, so hatten damals ja nicht nur Mönche und Nonnen Gesichte, selbst den Königen ging es nicht anders. Auch Kaiser Otto III., der Freund Gerberts und des heiligen Adalbert von Prag, ward gleichfalls, während er sich in Bußübungen kasteite und geißelte, von Visionen heimgesucht. Kurz, bei dieser Nonne ist alles nicht Traum und Schemen, wie man es bei der Bewohnerin eines Klosters sich so leicht vorstellt, sondern wirkliches, erlebtes Leben. Durch die stillen Zellen Gandersheims pulsierte das große Erleben jener Zeit, dessen höchste Autoritäten ja von geistlichem Interesse erfüllt sind. Die sächsische Prinzessin Gerbirg stand mit dem königlichen Hofe wie mit den Gelehrten, mit Bischöfen und Erzbischöfen in naher geistiger Berührung. Oft werden auch die Nonnen für den Erfolg der ottonischen Waffen zu den Heiligen gebetet haben. Nicht selten war hier hoher, fürstlicher Besuch, so ward Hrotsvit Otto II. vorgestellt. Sie stand trotz ihrer Klosterzelle mitten im großen Leben viel mehr als heute mancher Dichter, der niemals mit den leitenden Stellen des Reiches in Berührung kommt.

Im Mittelalter ward dann Hrotsvit sofort nach ihrem Tod vergessen. Erst die Renaissance brachte sie wieder zu Ehren. Konrad Celtes, der Humanist, hat sie neu entdeckt und eine Ausgabe ihrer Dichtungen veranstaltet. Er war voller Staunen über seinen Fund. Meine Überraschung, schrieb er an Kaiser Maximilian, kann ich nicht schildern, als das Werk einer germanischen Jungfrau, die in lateinischer Sprache und in Versen dichtete, vor mir lag. Wie konnte der hell glänzende Stern der

deutschen Dichtung so lange hinter den Wolken der Mißachtung verborgen bleiben? Unglaublich ist es, daß ein Mädchen von zartem Alter, in seinem rauhen Vaterlande und während der dunklen Barbarei erzogen, solche Dinge schrieb. Danach priesen Celtes Zeitgenossen unsere Dichterin als christliche Sappho und zehnte Muse.

Für die neuere Zeit hat Gottsched den Dichterruhm Hrotsvits wiederhergestellt. Seinen „Nötigen Vorrat zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtung" beginnt er mit Hrotsvit. Die französischen Bewunderer priesen dann Hrotsvit als ein Wunder in Deutschland und eine Ehre für ganz Europa.

Vor allem aber muß Hrotsvit den emporstrebenden Frauen unserer eigenen Zeit, unseren Gymnasiastinnen, Studentinnen, Lehrerinnen, Dichterinnen als die große, um Jahrhunderte voraus geeilte Standartenträgerin erscheinen. Hrotsvit ist sich selbst deutlich bewußt, mit ihren Schöpfungen für das Recht der Frauen zu streiten und nach Ruhm und Ehre der Männer zu ringen. Ihre Dramen sind in dieser Hinsicht fast soziale Tendenzstücke. Überall bleibt in ihnen die Frau Siegerin im Kampf gegen männliche Gewalt und Brutalität. Aber all dieses hohe, fast männliche Streben, zugleich verbunden mit harter, geistlicher Askese, hat doch in Hrotsvit das innige, weibliche Gemüt nicht erstickt. So wäre diese Nonne wohl die rechte Patronin der modernen, neuen Zielen zugewendeten Frau, die ja wie sie oft der fraulichen Krone des Lebens, der Liebe, entsagen muß, wenn sie auf Stolz und Ehre hält.

6.
DER RUDLIEB

Der Verfasser dieses ersten Romanes aus dem Mittelalter ist dem Namen nach unbekannt. Er lebte wenige Jahrzehnte nach Hrotsvit am Anfang des elften Jahrhunderts. Er war Mönch im bayrischen Kloster Tegernsee. Sein Landesherr war Herzog Heinrich

von Bayern, der spätere Kaiser Heinrich II. Aus Tegernsee stammen auch die zahlreichen Bruchstücke seines Romanes, der nicht vollständig überliefert, aber wohl auch gar nicht von dem Verfasser ganz vollendet und zu Ende gebracht ist. Sie werden als ein kostbarer Schatz aufbewahrt in der Münchener Bibliothek.

Der Rudlieb ist der erste höfische Abenteurerroman. Dieses einzigartige Werk bricht ganz mit der Tradition der mittelalterlichen, lateinischen Poesie vor ihm. Ekkehard hatte doch uralte Heldensage, Hrotsvit die alten Heiligenlegenden, die sie formte, also immer Überlieferung, Tradition, aber der Dichter des Rudlieb scheint nur einen großen Lehrmeister zu haben, das Leben selber. Diese Poesie ist weltlich durch und durch.

Die Helden späterer Ritterromane sind alle Muster überschwenglicher Heldentugend und Schönheit. Vor ihnen sinken Riesen, Löwen und furchtbare Zauberer winselnd in den Staub. Alle edlen und schönen Frauen entbrennen für sie in heißer Minne. Diese phantastischen, überidealisierten, abenteuerlichen Helden hat später Cervantes Don Quixote in Grund und Boden verspottet.

Rudlieb dagegen ist einfach ein braver Rittersmann, dem es in der Heimat nicht recht gelingen will. Darum reitet er von einem einzigen Knappen begleitet aus, ob er nicht vielleicht im Auslande sein Glück machen kann. Er hat gelernt, was einem wohlerzogenen Ritter zukommt, versteht sich auf Krieg und Jagd, auch auf Schachspiel und Lauteschlagen, hält auf Anstand und ritterliche Zucht und ist ein aufrichtiger, ehrenwerter Mensch und guter Kamerad.

Der fremde Fürst, in dessen Dienst er nachher tritt, ist, obwohl ein wenig idealisiert, doch auch durchaus kein Fabelkönig. Er ist leutselig, freigebig, gütig, gerecht, milde, auf Frieden bedacht, im Siege großmütig und bereit, zu vergeben und zu ver-

gessen, dabei ein Freund des edlen Waidwerks, kurz, ein König, wie es die besten aus dem sächsischen Herrscherhause waren. Der Dichter ist in seiner Schilderung sehr genau und gegenständlich. Er kennt offenbar aus persönlichem Erleben die Hofsitten genau, das Zeremoniell bei Empfängen, bei Friedensschlüssen, bei Begegnungen der gekrönten Häupter. Nicht einmal das Mittagsschläfchen des Königs schenkt er uns oder die Freude am edlen Schachspiel oder an allerlei seltsamem Getier, wie es als Geschenk an den Hof kam. Solche Geschenke erhielten zum Beispiel auch Karl der Große und Otto I. Diese Schilderung ist so sehr dem Leben entnommen, so stark realistisch, daß man sogar das Vorbild und Urbild dieses guten Königs hat erraten können, es wird Kaiser Heinrich II. sein.

Rudlieb steigt sehr hoch in der Gunst seines königlichen Herrn; aber ein Brief seiner guten, alten Mutter ruft ihn nach Hause. Er erhält vom Könige die ehrenvollste Entlassung. Nun erst schlägt die fast historische Realistik des Romans ins Märchenhafte, Novellistische und Romanhafte um. Beim Abschiede gibt ihm der König zwei Brote. Er soll sie aber erst zu Hause anschneiden. In Wirklichkeit sind es zwei silberne Behälter mit Goldstücken und goldenen Kleinoden gefüllt. Außerdem erhält er zwölf gute Lehren zum Lohn. Die Richtigkeit der ersten drei erweist dann die Handlung des Romans.

Rudlieb reitet über Land. Wir werden plötzlich von der glänzenden Hofburg zu den Bauern versetzt. Es beginnt die älteste deutsche „Dorfgeschichte“. Dann werden wir in die Kreise des Landadels geführt, der behaglich auf seinen Gütern sitzt. Rudliebs Neffe verlobt sich. Dann folgt des Ritters Heimkehr und Begrüßung, Familientag des Geschlechts. Man stimmt der Verlobung zu und gibt das junge Paar zusammen in ritterlicher Hochzeit mit allen erforderlichen Zeremonien. Braut und Bräutigam sind hübsche, junge Leute; aber er war vor der Hochzeit

ein Bruder Liederlich, und sie ist etwas allzu beredt und keck und schnippisch.

Nun soll auch Rudlieb auf Bitten seiner alten Mutter heiraten. Auf einem neuen Familientage wird ihm von den Verwandten eine Braut vorgeschlagen. Die Erkorene ist reich und schön, dazu von gutem Adel, aber leider ein verdorbenes Geschöpf. Rudlieb überführt die heimliche Sünderin mit überlegener, etwas burlesker Ironie; aus der Hochzeit wird nichts. Zum Schlusse geht der Roman, ganz von seiner realistischen Lebenswahrheit abweichend, in die reine Phantastik des späteren Ritterromans über. Die gute Mutter hat einen Traum, Rudlieb soll eine Prinzessin zur Frau bekommen und König werden. Er fängt auch wirklich einen Zwerg, der ihm als Lösegeld den Schatz zweier Könige verraten und ihm die schöne Prinzessin Heriburg zur Gemahlin gewinnen will. Hier bricht der Roman ab. Der Dichter ist wohl überhaupt nicht zu Ende gekommen, vielleicht fühlte er, daß Phantastik und Realistik sich so nicht verschmelzen ließen.

Aus diesem Romane lernt man das Leben jener Zeit genauer kennen als aus alten Chroniken und Historien und auch aus modernen Kulturgeschichten, für die er eine unerschöpfliche Quelle ist. Hier spricht das mittelalterliche Leben selber, aber nur das weltliche, das geistliche ist fast völlig ausgeschaltet, obwohl der Verfasser ein Mönch war. Darin ist er der völlige Gegensatz zu Hrotsvit, die durch und durch geistlich fühlt, und er ist es wohl auch mit Bewußtsein. Eine große Keckheit in jener durch und durch geistlichen Epoche. Dieser Mönch will durchaus nicht erwecken und erbauen, er ist wahrscheinlich fromm wie damals alle Welt, aber er predigt und moralisiert nicht. Er erfreut sich einfach an den bunten Bildern des Lebens und Seins und malt sie mit wohligem Behagen. Daß die Welt eben gelegentlich auch üppig, frech und gemein ist, er hat das nicht zu verantworten, sie ist eben wie sie ist, und so malt er sie.

Darin ist er ein rechter Dichter und erinnert ganz an die großen Realisten der Antike, besonders an Petronius' Sittenroman und an den „Goldenen Esel" des Apuleius. Ihr Geist ist im Rudlieb lebendig, ihre Gegenständlichkeit, ihre überlegene Ironie gegenüber Menschen und Dingen; aber gekannt hat er sie nicht.

7.
DER MIMUS ALS QUELLE DES RUDLIEB UND DER HUMORISTISCHEN DICHTUNG DES MITTELALTERS

Woher stammt also die Ähnlichkeit zwischen Lebensauffassung und Darstellung im Realroman der Antike und des lateinischen Mittelalters? Die antiken realistischen Romanciers sind angeregt von der Lebensschilderung des antiken Volksdramas, des Mimus. In den goldenen Esel des Apuleius wie in den Sittenroman des Petronius sind viele Sujets, viele Szenen, Typen und Figuren alter Mimen übergegangen. Petron hat selber wiederholt auf den Mimus als seine Quelle und sein großes Vorbild gewiesen. Paul von Winterfeld hat nun dieses große Problem für den Rudlieb gelöst. Seine Lösung lautet: Der Rudlieb ist dem antiken Realroman nach Ton und Farbe so ähnlich, weil er aus den gleichen Quellen geschöpft hat, weil er gleichfalls viele Anregungen aus dem Mimus nahm und viel von den Mimen gelernt hat.

Wie wäre aber der Verfasser des Rudlieb zum Mimus gekommen? War der alte Mimus nicht im Mittelalter längst tot und verschollen?

Wir kennen heute das mimische Schauspiel und seine mehr als tausendjährige Geschichte. Mimische Tänze uralter Fruchtbarkeitsdämonen, die regelmäßig zur Zeit der Ernte wie der Saat aufgeführt wurden, um durch ihren Zauber Mutter Erde fruchtbar zu machen, daß sie von neuem Saat und Blumen sprießen ließ, stehen am Uranfange des Mimus. Aus ihnen erwuchs schon in vorgeschichtlicher Zeit ein kleines burleskes Volksdrama, der Mimus. Die griechischen Jongleure, die schon im fünften und

vierten Jahrhundert vor Christus wie später im Mittelalter zu Tausenden die Welt durchschwärmten, nahmen allmählich diese Possen zu ihren gauklerischen Darbietungen hinzu. Aus den Jongleuren entwickelte sich ein berufsmäßiger Stand von Mimen, unstetes Wandervolk und aller bürgerlichen Ehre bar — ganz im Gegensatz zum Schauspieler des klassischen Dramas, der ein ehrenwerter Bürger war und blieb. In der alexandrinischen Epoche wird dieses Volksdrama allmählich zu einem größeren Schauspiel. Von der Gaukelbühne, dem auf vier Pfählen aufgeschlagenen Bretterboden, dringt dieses volksmäßige Stück auf das große Theater des Dionysos. Schließlich verdrängt das Volksstück ganz die klassischen und klassizistischen Dramen, und am Ende der Antike herrscht der große Theatermimus unumschränkt auf allen Bühnen der römischen Reiche im Orient und Occident. Philistion, der Klassiker dieses mimischen Schauspiels, war der Shakespeare der Antike.

In diesem Drama wechseln wie bei Shakespeare Prosa, Sprechvers und Couplet. Auch der Clown spielte in ihm eine wichtige Rolle. Alle Typen und Figuren des bunten, mannigfaltigen Lebens traten in ihm auf. Die Fabeln dieser Stücke waren lustige Novellen mit oft überraschendem Schlusse. In diesen Dramen wurde dem Volke der unerschöpfliche Schatz von übermütigen Novellen und Schwänken, Götterparodien, Offenbachiaden, und Münchhauseniaden, Tollheiten und Phantasmagorien mit immer erneuter Gestaltungskraft vorgeführt. Die Helden des klassischen und klassizistischen Dramas waren längst verblaßte Schemen und Gespenster geworden, hier aber huschte das bunte, wirkliche Leben mit allen seinen Typen und Figuren, Narren und Närrinnen in schnellen Szenen über die Bretter, die die Welt bedeuten.

Der Mimus ist die Nachahmung des Lebens, sagt schon Theophrast, der Schüler des großen Aristoteles. Nachahmung des wirklichen Lebens ist aber auch das Ziel des Rudlieb. —

S*

Die Beliebtheit dieser mimischen Theaterstücke, dieser lustigen Lebensbilder kannte beim griechisch-römischen Volke keine Grenzen. Von König Philipp dem Makedonen und Alexander dem Großen bis auf Cäsar und Augustus und die späteren Kaiser von Rom und dann von Byzanz standen selbst die Häupter der Welt unter ihrem Banne. Kein Triumph, keine feierliche Staatsaktion, kein Volksfest, kein Pferderennen, kein Jahrmarkt, kein Gastmahl, keine Hochzeit war ohne Mimus und ohne Mimen zu denken. Die Mimen wanderten auch mit den römischen Legionen, denn der Mimus war im Heere privilegiert. Man hört von römischen Kaisern, die von Kriegszügen im Orient statt der Gefangenen Hunderte und Tausende von Mimen nach Rom brachten. Die Mimen traten nicht nur im Theater auf, sondern auch in ihren niedrigsten Vertretern auf dem Markt und auf der Straße. Es gab selbst ein mimisches Puppenspiel, ähnlich wie heute unser Kasperletheater. In fürstlichen und reichen Häusern hielt man Mimen als Hofnarren und Clowns zur täglichen Belustigung. Umsonst haben später die christlichen Kirchenväter, allen voran Johannes Chrysostomus, jeden Christen, der ins Theater und zum Mimus ging, für Knechte des Satans erklärt und schließlich gar exkommuniziert. Und wenn man nachher die schwerste Kirchenbuße tun mußte oder gar allen Strafen der Hölle verfiel, diese bunten, rauschenden Bilder des Lebens mußte man sehen und einstimmen in das jubelnde, übermütige Lachen der Mimen.

Nichts liebte das antike, heidnische wie christliche Volk so sehr wie seine mimischen Clowns, seine mimi et ioculatores. Die Mimenbanden zogen von Land zu Land, vom Norden Englands bis zu den Katarakten des Nils, von den Säulen des Herakles bis zu den Grenzen Indiens und darüber hinaus, in allen Hauptstädten der Welt, London und Paris, Rom und Konstantinopel, bis Babylon und Alexandria jubelte und lachte der Mimus.

So sind die Mimen aus der Antike zu Tausenden ins Mittelalter hinübergezogen.

Im byzantinischen Reich blieben zum Teil auch im Mittelalter die Theater erhalten und auf ihnen das mimische Volksstück. Im lateinischen Westen sanken im Sturm der Völkerwanderung allmählich die Theater in den Staub. Da besann sich der Mime darauf, daß er ursprünglich ein Jongleur und Gaukler gewesen, und ward wieder zum ioculator. Er übte von neuem die uralte Gaukelkunst und daneben auf einer schnell improvisierten Gaukelbühne den Mimus. Die mimi et ioculatores des Mittelalters sind nicht weniger zahlreich gewesen als die Mimen der antiken Welt und nicht weniger beim Volke beliebt. Traten sie früher vor Cäsar und Augustus auf, vor Nero und vor Hadrian, so spielten sie jetzt vor Attila und Dieterich von Bern, vor den Königen der Goten und Franken, vor Karl dem Großen und Otto dem Großen.

War der Vater ein Mime, der Sohn wurde es gleichfalls, und durch die Jahrhunderte hin von Geschlecht zu Geschlecht lernte einer vom andern die Kunst und gab sie weiter. Hatte jetzt der Mimus keine große Bühne mehr, höchstens die primitive Gaukelbühne, so erzählte und sang der Mime die uralten Novellen und Schwänke, Schnurren und Burlesken, die einst die Fabel der Mimen bildeten. Dieser Faden uralter mimischer Überlieferung riß niemals ab.

Es ist hier mit dem Mimus wie mit dem Märchen gegangen. Auch er wurde durch Jahrtausende hindurch immer von neuem in gleicher und ähnlicher Gestalt überliefert. Dabei ist seine Überlieferung an sich eine gesichertere als die des Märchens. Denn einen festen Stand von Märchenerzählern gibt's im lateinischen Westen nicht, wohl aber von Mimen.

Wir wissen heute, daß noch der französische Farceur der alte Meister Mime ist, Maistre Mimin. Und auch bei Shakespeare lebt

noch uraltes Mimengut. So ist zum Beispiel das Urbild der Szene zwischen dem eselköpfigen Zettel und der Feenkönigin Titania ein uralter griechischer Eselmimus. Noch heute ist uns das Bild des alten, eselköpfigen Schauspielers erhalten.

Auf diesem Wege also wäre der Mimus auch zu dem Verfasser des Rudlieb gekommen, wie Paul von Winterfeld meinte.

Aber der Verfasser des Rudlieb ist doch ein Geistlicher, wahrscheinlich ein Mönch. Wie kam gerade ein Mönch zum Mimus?

Nun, die Beziehungen des Mimus zur christlichen Geistlichkeit waren immer sehr nahe, zuerst im Sinne intimster Feindschaft, später dann wieder großer, oft allzu großer Freundschaft. Der Mimus hatte, wie er die antiken Götter in übermütigen Parodien vorführte, sich nicht gescheut, auch die christlichen Mysterien in burlesken Szenen zu profanieren. Es gab Tauf- und Kreuzigungsmimen, in denen der Clown als christlicher Glaubensheld auftrat und das lustige mimische Gelächter erweckte. Wir wissen heute, daß die schreckliche Szene von Christi Verhöhnung als König mit der Dornenkrone ein Mimus ist, den sich die mimenfrohe römische Soldateska mit dem Herrn zu spielen erlaubte. In den Mimus flüchtete sich schließlich der letzte heidnische Widerstand gegen die neue Weltreligion, der Mimus ist der letzte Verfechter alten, fröhlichen, heidnischen Wesens.

Das alles haben ihm die Kirche und ihre Väter mit unauslöschlichem Hasse vergolten. In den ersten christlichen Jahrhunderten hallten alle Kirchen von Predigten gegen den Mimus wider. Und durch alle Jahrhunderte finden sich Konzilienbeschlüsse, welche die Mimen exkommunizieren. Merkwürdigerweise aber sind selbst Kirchenväter wie der heilige Augustinus und Hieronymus genaue Kenner des Mimus. Sie müssen mindestens in ihrer Jugend als Studenten an ihm ihre Freude gehabt haben. Besonders dem heiligen Hieronymus fallen gern in seinen Schriften

Szenen und Figuren aus dem Mimus ein, und seine satirischen Schilderungen folgen nicht selten dem Vorbild des Mimus.

Später hat der Mimus seinen Frieden mit der Kirche gemacht, Mimen sind Märtyrer und Heilige geworden, und schließlich spielte in dem heilig-ernsten Mysterium des Mittelalters der Mime in den burlesken Intermezzos mit.

Die Geistlichen, selbst Mönche und Nonnen waren später der Mimen beste Freunde und Gönner. Das wurde so arg, daß unablässig vom frühesten Mittelalter an in Konzilien und Kapitularien den Geistlichen die Freude am Mimus beschnitten und verboten werden mußte. Dieses Verbot wurde immer wieder erneuert, weil es nichts half. Diese Freude der Geistlichen am Mimus hat der Verfasser des Rudlieb geteilt.

Längst wußte man, daß im Rudlieb uralter Novellenstoff aufgehäuft ist. Dahin gehört die Erzählung von dem Manne, der in fremde Dienste zieht und nachher von seinem Herrn statt des klingenden Lohnes drei gute Lehren erhält. Dahin gehört die Novelle von der leichtsinnigen, jungen Bauersfrau, die der Rote verführt, oder von der Liebschaft der jungen adligen Dame und dem Kleriker. Rudlieb überführt sie ihrer Schuld so lustig, wie nur je ein Bösewicht im Mimus überführt wurde. Die Träger solcher Novellen aber sind eben, wie Paul von Winterfeld betonte, die alten mimi et ioculatores und ihr Gehalt ist auch ganz der des übermütigen Mimus mit seiner freien Lebensschilderung. Die Geschichte von dem Roten und der Bauersfrau ist der Stoff eines alten Ehebruchsmimus.

Wir haben uns überhaupt über die Haltung des Rudlieb gewundert, der das Leben mit heller Freude sieht und schildert, wie es wirklich ist, unerhört für diese durch und durch geistliche und asketische Zeit. — Nun, diese Auffassung ist eben von jeher die des alten Mimus gewesen, – sie ist weltlich und fast ein wenig heidnisch. Der Verfasser des Rudlieb gedenkt

sogar selbst der Mimen, einmal als harpatores, einmal geradezu als mimi. Er ist überhaupt ein Freund des alten mimischen Gaukelwesens. Freilich, sein Held Rudlieb — hier denkt er wohl ein wenig an sich selbst — versteht noch besser die gauklerische Kunst als die mimi et ioculatores. Er ist ein besserer Musikant und spielt besser zum Tanz auf. Sogar sein Hund kann erstaunlichere Kunststücke als sonst ein wohldressiertes Gaukeltier.

Man hat es längst bemerkt, der Verfasser kennt das Leben, wie es kein Mönch in seiner Zelle kennen kann. Er muß an den Höfen der Kaiser und Könige, bei Edelleuten und Bauern weit herumgekommen sein. Er hat gründlich die Welt gesehen und ist auf ihren Straßen gewandert. Dort hat er die Mimen kennen gelernt und ihre Kunst; die kann er nun besser als sie selbst. In der Tat steht so auch der Rudlieb als Kunstwerk sehr viel höher als eine einfache Novelle oder Schnurre, wie sie der Mime erzählt. Des Verfassers Stolz gegenüber den Mimen ist berechtigt.

Aber trotz allem: Mönch und Mime, Geistlicher und ioculator, welche Zusammenstellung! Nun, dieser Dichter ist dem Geiste nach ein Vorläufer der Goliarden, der wandernden Kleriker und Studenten des 12. und 13. Jahrhunderts mit ihrer prächtigen, freien, dem Leben zugewendeten Vagantenpoesie, die in des Archipoeta prachtvollen lateinischen Liedern und Reimen gipfelt.

Diese geistlichen fahrenden Studenten und Poeten waren die rechten Nebenbuhler der wandernden Mimen und Jongleure und hatten ihre Konkurrenz schwer zu empfinden. Klagt doch der berühmteste aller Goliarden, der Archipoeta, über den Geiz der geistlichen Fürsten. Die Vaganten lassen sie hungern, aber die Mimen nehmen sie an ihren Höfen wohl auf, diese Mimen, die doch nichts wie Tollheiten wüßten:

Mimi solent cameras
Vestras introire,
Qui nihil sciunt facere
Praeter insanire —

Unser Dichter ist damals nicht der einzige wandernde Kleriker, Vagant und Mimengenosse gewesen. — Der Spielmann, der vor Otto III. das Lied auf die Ottonen sang und zum Schluß, wie es sich für einen Mimen gebührt, um ein anständiges Trinkgeld bittet, war auch ein Kleriker, denn er spricht Latein. Ebenso steht es mit dem Dichter der Fabel vom Schneekind, die gleichfalls von Hause aus ein Mimus ist, wie auch dort ausdrücklich mimi erwähnt werden.

So wird uns denn das literarische Wunder des Rudlieb erklärbar und das Rätsel gelöst. Die große Freude Paul von Winterfelds über seinen Fund ist begreiflich genug, wenn man bedenkt, daß nun der Rudlieb, dem er viele Jahre hindurch so viel Liebe und Arbeit geschenkt hatte, für ihn nicht mehr wie bisher ein vereinzeltes und quälendes Phänomen blieb — und mit ihm die ganze humoristische Poesie des Mittelalters —, sondern sich einreihen ließ in die große, welthistorische Literaturentwicklung, die durch das Wort Mimus gekennzeichnet ist.

Was aber unser deutscher Dichter auch dem Mimus verdankt, er hat es ganz mit nationalem Geiste erfüllt und mit seiner klugen Welt-, Menschen- und Lebenserfahrung und mit dem Geruch der deutschen Erde.

Auch Notkers, des Humoristen, Kunst ist nach Winterfeld vom Mimus angeregt. Vielleicht hat auch Hrotsvit von der Gaukelbühne her szenische Anregungen, die ihr Terenz, weil er damals im frühen, dramenlosen Mittelalter nicht aufgeführt wurde, nicht gewähren konnte. Freilich, ihre geistlichen Dramen auf die Gaukelbühne zu bringen, solchen verwegenen Wunsch hat die scheue Nonne nie über die Lippen gebracht, durfte sie nie aussprechen, und auch unausgesprochen ward er ihr versagt. Aber später haben die Mimen im geistlichen Mysterium ganz vergnügt mitgespielt und ihre Possen getrieben.

Jedenfalls, wenn man Ähnlichkeiten zwischen Hrotsvit und

Shakespeare gefunden hat, so beruht das darauf, daß beide etwas vom Erbe des Mimus haben.

Wer sich für diese Dinge weiter interessiert, der lese im Anhange Paul von Winterfelds Abhandlung über Hrotsvit und den Mimus. Zu ihrem nicht ganz leichten Verständnis sollen diese kurzen Andeutungen, die ich hier vor allem nach meinem „Mimus“ gab, nur die Wege öffnen und die Brücken schlagen.

8.

VON DER GOLIARDENDICHTUNG UND DEM FAHRENDEN GEISTLICHEN VOLKE. DER ARCHIPOETA

Aus dem 12. und 13. Jahrhundert sind uns allerlei wunderhübsche lateinische Studentenlieder erhalten. Sie reden von der Lust fröhlicher Kneipen und Kommerse, von Wein und Liebe und dem „himmlischen Behagen“ fröhlicher Zecher. Hier erschallt schon das fröhliche Gaudeamus igitur. Keine geringeren Dichter als Goethe und Bürger haben sich später bemüht, den Ton dieser alten, unverwüstlichen Lieder zu treffen. Wir hören auch von den weiten Fahrten der Vaganten, die in Scharen von einer berühmten Schule des Mittelalters nach der anderen wanderten und unterwegs sich bei den geistlichen Herren und andern Gönnern ein Viatikum erbettelten. Auch allerlei Satiren auf die Geistlichkeit und selbst politische und patriotische Lieder finden sich darunter. Kurz, das mittellateinische Kommersbuch ist dem modernen in Ton und Inhalt ähnlich genug. Vor allem aber zeigen diese Lieder den frischen, freien, fröhlichen Studentengeist und sind voll echter und oft höchst genialer Poesie. Freilich spricht auch oft geniale Liederlichkeit und Ungebundenheit aus ihnen.

Diese fahrenden Schüler des 12. und 13. Jahrhunderts nannten sich Goliarden, und ihre ganze Dichtung geht unter der Bezeichnung Goliardenpoesie.

Im 12. und 13. Jahrhundert wurde der Wandertrieb mächtig unter allen Nationen Europas. Die Kreuzzüge stillten diese Lust. Dann aber mehrte sich damals auch gewaltig das fahrende Volk der Spielleute und Mimen an Zahl und Einfluß. Und schließlich ergriff dieser Trieb auch die Geistlichkeit. So entsprangen die jungen Kleriker der Zelle und der strengen Zucht der Klosterschule und zogen hinaus ins lachende Leben, von Land zu Land, von einer berühmten Schule zur andern; besonders die französischen Schulen, wo unter anderen berühmten Häuptern damals Abälard lehrte, zogen die Vaganten an. Und statt zu büßen und sich zu kasteien führten sie nun wandernd „ein freies Leben, ein Leben voller Wonne". Das Ideal der freien Weltlichkeit tritt dem Ideal der Weltentsagung und des Asketismus gegenüber, wovon die Anfänge sich schon im Rudlieb zeigen.

Freilich mischen sich in diese Weltfreude, die sich in dem frohen Studentenübermut der Trink- und Liebeslieder der Vaganten äußert, auch gemeine und häßliche Züge. Diese Vaganten führten oft ein sehr wüstes Leben. Sie bettelten auf den Straßen, erzwangen Geld von den Geistlichen, prügelten sich in den Schenken, und wie heute gar mancher Student im lustigen Leben verbummelt, so verkamen auch viele von den vagierenden Klerikern und kamen nie zu den höheren Weihen und in Amt und Würden. Sie blieben ihr Lebenlang Bettelstudenten, gingen wohl ganz in dem fahrenden Volke auf und wurden schließlich einfach Mimen und Spielleute.

Trotzdem waren anfangs Kaiser und Könige diesen fahrenden Geistlichen hold; Kaiser Friedrich verlieh ihnen sogar in einem besonderen privilegium scholasticum sicheres Geleit auf allen Straßen des heiligen römischen Reiches. Als sie aber später in ihrem Übermut ihre Satire gegen die Kirche und die Geistlichkeit richteten, die Kirche für eine „Lasterhöhle", Kardinäle und Prälaten für Spitzbuben erklärten, da ging die Kirche gegen sie

vor, entkleidete sie ihrer geistlichen Vorrechte und tat sie zusammen mit dem übrigen fahrenden Volk, Spielleuten und Mimen, in Acht und Bann. So nahmen die Goliarden schließlich ein unrühmliches Ende.

Aber die alte, fröhliche Goliardenpoesie und ihre unverwüstlichen Studentenlieder lebten weiter. Freilich ist von diesen Liedern meistens kein Verfasser genannt. Sie sind namenlos wie richtige Volkslieder, deren Ton sie oft nachahmen und treffen. Aus der Masse dieser namenlosen Goliarden hebt sich ein deutscher Dichter heraus, der sogenannte Archipoeta. Jakob Grimm hat zum ersten Male seine geniale Persönlichkeit gekennzeichnet in dem berühmten Vortrage über „Gedichte des Mittelalters auf König Friedrich I. den Staufer und aus seiner sowie der nachfolgenden Zeit".

Dieser Archipoeta — seinen eigentlichen Namen nennt keine Chronik und keine Quelle — war ein Deutscher.

Als fahrender Scholar war er nach Italien gegangen. Ihn hatte wohl die alte Sehnsucht der Deutschen nach dem sonnigen Süden geführt. Dort trieb er sich in den italienischen Städten umher — er nennt Pavia, Novara, Salerno — und führte ein übermütiges, lustiges, unbekümmertes Vagantenleben als ein fahrender Schüler, ein wüster Gesell.

Es war die Zeit der ersten Römerzüge des Kaisers Friedrich Barbarossa. Schon hatte der Kaiser die lombardischen Städte niedergeworfen und Mailand erobert und hart gezüchtigt. Überall in deutschen und welschen Landen klang des Kaisers Ruhm und Name. Damals lebte unser fahrender Poet in der Umgebung Rainalds von Dassel, des Erzkanzlers Kaiser Friedrichs, des späteren Erzbischofs von Köln. Möglich, daß Rainald, der große Freude hatte an der Dichtung dieses Genies, ihn schon aus Deutschland nach Italien mitgenommen hatte. Kanzler und Dichter hatten ein Verhältnis miteinander wie etwa Mäcenas mit Horaz. Manche

lustige Stunde hat wohl Rainald mit seinem fröhlichen Kumpan beim Wein verbracht und bei des Scholaren Liedern und Scherzen.

Der Erzbischof war viel mehr ein streitbarer Kriegsmann und großer Politiker als ein geistlicher Kirchenfürst, er, der erfolgreiche Verfechter der kaiserlichen Macht gegenüber den Päpsten und den widerwilligen italienischen Städten und Fürsten. Er konnte in seinem ernsten, strengen und gefährlichen Leben, das er als Vertreter Kaiser Friedrichs in Italien führte, die Heiterkeit brauchen, die der lustige Vagant an seinen Hof trug.

Dort fand der Archipoeta nicht nur Beifall und Lebensunterhalt, es ward ihm auch sonst manch reiche Spende zuteil. Auch scheute er sich nicht, wo es nottat, den hohen Herrn immer von neuem kräftig anzubetteln. — Aber das ist Poetenart in jenen Zeiten, wo der Dichter von der Gnade der reichen Herren leben mußte. Auch ein so selbstbewußter Sänger wie Walther von der Vogelweide hat es nicht anders gehalten. Schließlich sendet Rainald den Poeten, um ihm zu einem ordentlichen, bürgerlichen Beruf zu verhelfen, nach Salerno auf die medizinische Hochschule, um dort auszustudieren. Aber bald kehrte der Vagant, „arm am Beutel, krank am Herzen“, abgerissen und ausgeplündert wieder an den Hof seines Gönners zurück. Der mußte ihn dann wieder von neuem ausstatten und versorgen.

Dafür singt der Archipoeta auch überall das Lob seines hohen Herrn in prachtvollen lateinischen Strophen, — und doch wird sein Preisen und Rühmen nie würdelos. Er bewahrt überall die Haltung des stolzen und freien Geistes. Gegenüber dem Kirchenfürsten vertritt er die Bettelfürstlichkeit der freien Vaganten. Er ist sich seines unersetzlichen Wertes als dichterische Genialität durchaus bewußt. Er bezahlt Gunst und Gabe mit dem schweren Golde seiner Poesie und seines reichen Geistes. Rainald von Dassel scheint ihn auch wirklich dementsprechend behandelt zu haben — Mäcenas und Horaz.

Auch gab der Archipoeta nie seine Freiheit auf und ließ sich nicht fest in den goldnen Käfig sperren. In den kalten Tagen des Winters blieb er an Rainalds warmem, behaglichem Hofe. Aber wenn der Frühling kam, streifte er mit seiner Laute durch die schönen italienischen Lande und zog von Abenteuer zu Abenteuer.

Dann war er in den Kneipen und Schenken zu Haus, zechte mit den tollsten Kumpanen den schweren Wein des Südens, ließ sich beim Würfelspiel oft bis aufs Hemd ausplündern und ging der Liebe der schönen Italienerinnen nach. Er erinnert in seinem heißen Drange nach dem Leben und Lebensgenuß an die starken Menschen der Renaissance.

Oft ward er wegen seines wilden Lebens beim Erzbischof von dessen Hofleuten verklagt, er hat seinen geistlichen Herrn gelegentlich wohl durch böse Abenteuer schwer kompromittiert. Einer solchen Anklage verdanken wir des Archipoeta hochberühmte Goliardenbeichte mit den prachtvollen Versen, die noch heute die Studenten singen:

Meum est propositum
In taberna mori,
Vinum sit appositum
Morientis ori.
Tunc cantabunt laetius
Angelorum chori,
Sit deus propitius
Huic potatori.

Und der Erzbischof verzieh wieder wie so oft seinem genialen Vaganten und hieß seine Ankläger schweigen.

Wie das Lob des Erzkanzlers sollte der Archipoeta auch das Friedrich Barbarossas singen. Er hat es in wundervoll klingenden Strophen getan, die er in Novara im Beisein des Kanzlers und des ganzen Hofes dem Kaiser ins Gesicht gesungen hat. In diesen Strophen lebt die ganze Bewunderung der deutschen Nation für ihren großen Kaiser.

1. Salve, mundi domine, Caesar noster, ave,
Cuius bonis omnibus iugum est suave.
Quisquis contra calcitrat putans illud grave,
Obstinati cordis est et cervicis pravae.

2. Princeps terrae principum, Caesar Friderice,
Cuius tuba titubant arces inimicae,
Tibi colla subdimus tigres et formicae
Et cum cedris Libani vepres et myricae.

3. Nemo prudens ambigit, te per dei nutum
Super reges alios regem constitutum
Et in dei populo digne consecutum
Tam vindictae gladium quam tutelae scutum.

4. Unde diu cogitans, quod non esset tutum,
Caesari non reddere censum vel tributum,
Vidua pauperior tibi do minutum,
De cuius me laudibus pudet esse mutum. — —

15. Quanta sit potentia vel laus Friderici,
Cum sit patens omnibus, non est opus dici:
Qui rebelles lancea fodiens ultrici
Repraesentat Karolum dextera victrici. — —

29. Iterum describitur orbis ab Augusto,
Redditur res publica statui vetusto.
Pax terras ingreditur habitu venusto,
Et iam non opprimitur iustus ab iniusto. — —

32. Archicancellarius viam praeparavit,
Dilatavit semitas, vepres exstirpavit,
Ipso iugo Caesaris terram subiugavit
Et me de miseriae lacu liberavit.

33. Imperator nobilis, age, sicut agis,
Sicut exaltatus es, exaltare magis,
Fove tuos subditos, hostes caede plagis
Super eos irruens ultione stragis.

Größere Worte, schönere Verse hat später für nationale Begeisterung auch Walther von der Vogelweide nicht gefunden. Dieser mittelalterliche Poet ist eines der größten Genies deutscher Dichtung gewesen, und obwohl ein Bruder Liederlich, war er doch ein ganzer deutscher Mann und wackerer Patriot.

DEUTSCHE DICHTUNGEN

DES

LATEINISCHEN MITTELALTERS



ST. MEDARDUS

Gott wunderbar, in den Recken dein
Wie groß ist deine Kraft!
Aus aller Welt zu Hofe
Eilt deine Ritterschaft.

Du schöpftest von der Wellen Schlamm
Einen Bronnen sprudelnd rein,
Erkorst aus heidnischem Volke
Medardum den Priester dein.

Er floh der falschen Götzen Bild
Und kniet' allein vor Gott;
Der heil'gen Eschen Rauschen
War ihm ein ekler Spott.

Er hat mit vielem Fasten
Seinen Leib kasteit;
Ihn schieden Wachen und Gebet
Von der Erden Lockung allzeit.

In lichter Schöne leuchtet er
Geläutert durch Not und Pein,
Gleichwie das Gold im Feuer
Ob alles Silbers Schein.

Nicht sengt ihn der Weltlust glimmender Brand,
Denn ein Regen erquickt sein Herz;
So war ihm der Lohn beschieden,
Der Lohn nach der Erden Schmerz.

In Trübsal blieb er fröhlich,
Nicht macht ihn stolz des Glückes Lauf;
Er brach die Brücken ab zur Welt,
Drum nahm ihn des Himmels Scheuer auf.

Er hat gedient im Schildesamt,
Drum ward ihm der Lorbeer zum Lohn;
Er trug als wackrer Kämpe
Ewigen Nachruhm davon.

Den Blinden macht er sehend,
Des Nacht kein Lichtstrahl durchdrang;
Kein Wort vernahm des Tauben Ohr:
Nun hört's der Stimme Klang.

Zum Himmel schickt er ein Gebet:
Da geht des Lahmen Fuß.
In des Gelähmten Gliedern
Kommt neu das Blut in Fluß;

Die Fessel fällt, es bricht der Bann,
Da ist keine Kette zu fest;
Ein Wort von ihm, und der Kerker
Den Gefangnen ans Licht entläßt.

Und den Besessnen, er macht ihn rein,
Treibt aus den bösen Geist;
Durch seinen Beistand der Kranke
Mit Jauchzen den Heiland preist.

Hoch thront er nun in des Himmels Höh'n,
Dieweil er verdoppelt sein Pfund;
Dem Siechen hilft er zum Heile,
Den Gesunden erhält er gesund.

Ehr' sei dem Vater und dem Sohn,
Dem heil'gen Geist in einem Thron;
Der heiligen Dreifaltigkeit
Sei Lob und Preis in Ewigkeit.

Herr Chilperich dieses Lied ersann;
Dem Geist gelingt, was das Fleisch nicht kann:
Wer da verzweifelt am Heil,
Dem wird es gewisser zu teil.
Gerne der Herr allen beschert,
Aber nur wenige sind es wert;
Gib Macht und weltlich Ehre,
Auf daß sich der Mann bewähre.
Falsche Demut mit arger List
Großen Herren ein fährlicher Fallstrick ist:
Speise ging aus des Fressers Mark
Und Süßigkeit von dem Leuen stark.

MARIENLIED

Laßt Tag für Tag ertönen
Ein Lied von hellem Klang,
Laßt schallen zu Gottes Ehren
Der Jungfrau Lobgesang.

Lobsinget der Magd Marien,
Lobsinget im Wechselchor,
Es schlage von hier und dorten
Der Sang an jedes Ohr. —

Marie von Judas Stamme,
Die Mutter unsres Herrn,
Sie hat zum Heile geholfen
Dem kranken Menschengeschlecht.

Es brachte der Engel das Wort herab
Wohl aus des Vaters Schoß,
Daß es alsbald die Mutter
In ihren Leib verschloß.

Sie ist die hoh' und hehre,
Die hochgelobte Magd,
Die nicht vom Glauben fallen,
Die fest erfunden ward.

Es ist der Mutter Marien nie
Ein ander Wesen gleich,
Ob allen Menschenkindern
Ist sie erhaben weit.

Es ging verloren die Welt zuvor
Durch eines Weibes Schuld;
Nun dankt sie einem Weibe
Wieder des Höchsten Huld.

Sie hat empfangen die Perle,
Das ist gewißlich wahr,
Darum verkauft ihr ganzes Gut
Der frommen Christen Schar.

Sie hat dem Herrn gewoben
Den ungenähten Rock,
Darum die Knechte warfen
Auf Golgatha das Los.

So legen des Lichtes Rüstung,
Brünn' und Helm, wir an;
Uns hat entboten Maria,
Zu streiten auf dem Plan.

Amen, Amen! wir beugen
Uns vor der Mutter Ruhm;
So mögen der Hölle Flammen
Uns nimmer Schaden tun.

Es hören's die Engel, wir preisen
Den Namen Christi frei,
Daß unser Nam' im Himmel
Ewig behalten sei.

AUF EINEN SCHELMEN ANDERTHALBE

I.

Dem Herrn und Bruder Importun, | Dem der Heiligen Verdienst helfen möge zur ew'gen Ruh.

Geliebter Herr und Bruder wert!
Was ihr vernahmt, hat euch so beschwert,
Derweilen wir litten bittere Not
Und vor Hunger schier blieben tot,
Daß ihr uns tatet ein Korn verehren —
Nicht für Geld, nicht geschenkt wir ein solches begehren.
Nahmen wir's und buken Brot daraus:
Helf' uns der Himmel, war das ein Graus!
Außen die Kruste, verhutzelt zu schaun,
Innen die Krume, hübsch dunkelbraun;
Na, wer's beißen will, muß gute Zähne haben,
Doch dann darf er — am Stank auch die Nase laben . . .
Uraltes Korn und heuriges, in trauter Gemein;
Das gab ein Nachtmahlsbrot — die Sorte war mehr als fein!
Wollen's euch dankbar allzeit gedenken,
Daß ihr uns so freigebig mochtet beschenken;
Gönn' euch der Herrgott ein langes Leben,
Daß ihr uns solch schönes Korn gegeben!
Freilich, ihr dürft ja zu Hause lungern;
Ein andrer kann in der Klause hungern!
Wahr und wahrhaftig, Mann, ich laß euch grüßen
Und bitt' schön, in euer Gebet uns einzuschließen!

Täten von dem Brot euch ein Kosthäppchen schicken;
Probiert, ob ihr's runterbringt, ohne zu sticken!
Nein, uns bewahre der liebe Gott,
So lang wir leben, vor solchem Brot!

Nonnen wie meine, müßt ihr wissen,
Danken ergebenst für solche Leckerbissen!
Wir schreiben, wie uns der Schnabel gewachsen,
Nehmt's nicht für ungut, ohne viel Faxen.
Mög' es euch immerdar wohl ergeh'n
Und der Lohn eurer Guttat euch nicht erstehn!

II.

Dem frommen Herrn und Bruder Chrodebert.

Herr Chrodebert, wir haben vernommen,
Unser Korn, ihr hießet es übel willkommen,
Wollet lieber an die eigne Nase fassen
Und mit euresgleichen solche Scherze bleiben lassen.
Es sieht einem Bischof wenig gleich,
Was ihr getan in Herrn Sigeberts Reich
Mit dem Hausmeier Grimald,
dem habt ihr sein einzig Schaf, sein Weib, genommen,
Daß er im Reiche hernach
nimmer mochte zu Ehren kommen.
Und als ein reisiges Heer sich zeigte zu Tours im Land,
Da habt ihr sie flugs zu den Nonnen ins Kloster gesandt;
Habt dort nicht in der Bibel gelesen,
Triebt mit ihr euer sündlich Wesen.
Mögt es wenden, wie ihr wollt, und dreh'n —
Nicht vor Gott, nicht vor Menschen mögt ihr besteh'n.
Noch eines, Herr Bruder: zu gutem End'
Gabt ihr das Korn dem Nonnenkonvent;
So ist es doch hübsch in der Familie blieben,
Und ihr tatet euren Basen eine Liebe.
Seid ja selbst einer Nonne Sohn,
So 'was verdient schon seinen Lohn!
Gott befohlen, Herr Bruder, all miteinand'!
Importunus, Bischof im Pariser Land.

III.

Meinem Herrn Chrodebert,
der lebt ohne Gott in den Tag hinein,
Mag weder heilig, weder Bischof sein,
Noch ein rechter Pfaff im Pfaffenkleid,
Daß er komme an den Ort,
da der Gottseibeiuns haust in Ewigkeit.
Braucht kein Mensch mir aufs Wort zu trau'n;
Kann ein jeder selbst eure Werke schau'n.
Eines geht euch ab; des habt ihr euch abgetan:
Ihr habt Gott nicht lieb und glaubt nicht an seinen Sohn.
Gegen den, der euch zuwider ist,
Gebraucht ihr euch ohne Scheu stets arger List.
Haltet euch für weise — doch uns dünkt das ein Lügengewebe;
Ihr fürchtet Christen nicht, noch mögt ihr seines Willens leben.
Den ihr liebhabt, das ist sein Widerpart;
Drum tut in euren Werken nach des Teufels Art.
Haben doch eure Eltern schon Christen veracht',
Da sie im Kloster euch gemacht;
Kein heilig Ding ist's gewesen trau'n,
Was euer Vater trieb mit der Klosterfrau'n.
Dann ließ euer Herr euch los, nahm sich euer in Treuen an. —
Hat ihm hernach leid genug getan!
Lebet nimmer nach Gottes Wort;
Bös sind eure Werke fort und fort.
Denkt, wie ihr Grimald vergolten mit üblem Dank,
Und wissen's Gott und Menschen,
er tat euch nur Gutes sein Leben lang.
Und was hat es ihm all für Lohn gebracht?
Zum Danke habt ihr euch an sein Weib gemacht.
Liebt weit und breit jedes hübsche Mägdelein,
Mag aber dabei wenig Heiligkeit sein;

Um euch es allezeit übel steht,
So lang ihr auf solch krummen Wegen geht!
  Nein, so wahr ihr ein Bock seid, ihr treibt es zu toll!
Ist euer Maß denn noch immer nicht voll?
Laßt euch ja rasch verschneiden, will ich euch raten,
Sonst müßt ihr einmal in der Hölle braten:
Denn euch geht's schlimm beim Jüngsten Gericht,
Sintemalen die Hurer sind verstoßen von Gottes Angesicht!
  Könnte leichtlich noch weiterfahren;
Doch will ich mir etliche Pfeile versparen:
Kommt mir Antwort von euch in Hulden zu Handen,
Soll auch die Fortsetzung ausgeh'n nach allen Landen.
  Doch nun zum Schlusse: seht ihr einen guten Freund,
Der euch solches kundmacht und es wohl mit euch meint,
So entfaltet den Brief und les't und laßt euch das Gewissen schärfen;
Oder mögt ihn auch in den Papierkorb werfen ...

FUCHS UND BÄR

Der Löwe läge krank, so hieß es;
Man glaubt', es ginge mit ihm zu Ende.
Als die Tiere vernahmen die Trauerkunde,
Daß um ihren König so schlimm es stünde,
Da eilten sie all zu Hauf mit Tränen
Und riefen Ärzte, dem Kranken zu helfen,
Daß der König ihnen erhalten bliebe.
Die Büffel kamen, die mächtigen Ure,
Der trutzige Stier und Ochsen die Menge.
Der bunte Panther, mit breiten Schaufeln
Der Elch, und das Roß, sie waren zur Stelle.
Nicht fehlte der Hirsch mit stolzem Geweihe,
Die Gemse nicht noch der Ziegen Sippe.
Der Eber erschien mit blitzenden Hauern,
Der Bär, die Tatzen unbeschnitten,
Und Has' und Wolf. Die Luchse kamen,
Die Schafe in Scharen, und Hund und Hündchen. —
Der Fuchs allein war nicht in der Menge,
Und hielt es für Raub, nach dem Herrn zu sehen.
Da meldete sich als erster zum Worte
Der Bär und poltert' eins ins andre:
'Herr König, der mächtig ihr und siegreich
Den Tieren gebietet, vernehmt in Gnaden
Mein Wort, und sie alle sollen es hören,
Die untertänig eurer gewalt'gen
Herrschaft sind, mein gerechter Herr König!
Was hat den Fuchs für Wahnwitz befallen,
Was ist in den Knirps für Trotz gefahren,
Daß er allein es verschmäht, zum König

Zu kommen, den seine Untertanen
Alle besuchen? Fürwahr, empörend
Ist solch übermütiger Sinn des Fuchses,
Und schwerer Strafe ist er verfallen!'
  Also der Bär; und vor allem Volke
Sprach der König: 'Des Todes ist er schuldig;
Zerrissen fall' er sonder Säumen!'
Und zum Himmel scholl des Volkes Rufen,
Der Spruch des Königs sei gut und gerecht. —
  Das erfuhr der Fuchs; er wendet' es klüglich
Und war um Listen nimmer verlegen.
Zerrissener Schuhe verschafft' er sich viel,
Lud sie auf die Schulter, und so erschien er
Am Lager des Königs. Als der ihn gewahrte,
Ward milde sein Sinn; er mußte lachen
Und harrte gespannt, was der alte Schlaukopf
Zu Markte brächte. Und wie er nun dastand
Vor allen Großen, begann der König:
'Was bringst uns du, der den Tod verwirkt hat?
Zerrissen wirst du, dein Los ist gefallen!'
Zitternd stand der Fuchs und schien in Ängsten
Zu überlegen; endlich sprudelt'
Er rasch heraus, was daheim er ersonnen:
'Herr König fromm, Herr König voll Gnaden,
Herr König, ihr, der Unbesiegte,
Nehmt wohl zu Herzen, was ich euch melde.
Diese Schuhe hier, ich hab' sie zerrissen
Auf weiter Wandrung durch alle Lande,
Einen Arzt erfragend, der meines Königs
Schweres Siechtum zu heilen wüßte
Und die Trauer nähme von eurem Volke.
Und ich fand auch zuletzt einen weisen Meister;

Doch was der mich gelehrt hat, wag' ich euch nimmer
Zu offenbaren.'
Darauf der König:
'Ist wahr dein Wort, mein liebes Füchslein,
So sag' mir nun an, was der Arzt dir gesagt hat.'
Drauf der arge Fuchs, der es nicht vergessen,
Wie der Bär ihn verklagt: 'Vernehmet sorglich
Eures Knechtes Rede: dürft' euren Leib ich
In ein Bärenfell hüllen, so wiche zur Stunde
Von euch die Krankheit: ihr würdet gesund.'
Auf der Stelle warfen den Bären
Zur Erde, die jüngst ihm zugejubelt,
Und zogen das Fell ihm über die Ohren.
Und wie sie darein den Löwen hüllten,
Ward Schmerz und Siechtum von ihm genommen.
Doch als nachher der Fuchs den Bären
Liegen sah, seines Pelzes entkleidet,
Spottet' er sein in frohem Mute:
'Gevatter Bär, seid ihr geistlich geworden?
Wer gab euch aufs Haupt die Bischofsmütze
Und vorn an die Arme die prächtigen Handschuh?'

Als getreuer Knecht hab' ich diese Verslein
Für dich geschrieben; denk' einmal nach,
Was die Fabel bedeutet: du kriegst es heraus! —

DER PILZ

Meister Notker von Sankt Gallen
War der Schule treuster Lehrer,
War ein Sänger und ein Heil'ger,
Und dazu ein loser Schalk.

Kamen einst die Reichenauer
Klosterbrüder zum Besuche,
Und es ward beim Glase Weines
Viel gewettet, viel geprahlt.

'Hörtet ihr vom Riesenaale
Nicht die vielberühmte Märe,
Des das gute Dörflein Alsbach
Heute noch den Namen trägt?

Gut fünf Ellen in die Länge
Haben wir ihn dort gefangen;
Denn das gute Dörflein Alsbach,
Wißt ihr, zinst der Reichenau.'

Ihr Latein durchschaute Notker;
Doch er sprach, und nickte gläubig:
'Ja, in unserm Schwabenlande
Gibt es solcher Wunder viel.

Hab ich doch mit eignen Augen
In Sankt Gallen hier, im Winter,
Schnee bedeckte Tal und Hügel,
Einstmals einen Pilz gesehn.'

Und die Reichenauer Gäste
Riefen wie aus einem Munde:
'Geh mit deinen Lügenschwänken,
Die ein andrer glauben mag!'

Doch er wußte wohl die Stelle,
Wo im Winter, nah der Küche,
Von dem Dunst und von der Wärme
Vor der Zeit der Pilz gesproßt. —

Und es wechselten die Monde,
Und mit Reif und weißen Flocken
Hielt der Winter seinen Einzug,
Und er harrte still der Zeit.

Und als er des Pilzes Prachtstück
Sich herangepflegt voll Sorgfalt,
Bracht er es mit list'gem Schmunzeln
Eines Tags zur Reichenau:

'Mir habt ihr nicht trauen wollen —
Traut ihr nun dem eignen Auge?
Hätte gern als Gegengabe —
Ein paar Knorpeln eures Aals.'

DER FRANKE IN BYZANZ

Kaiser Karl, der nimmer müde
Seiner Lande Wohl bedachte,
Sandt' auch einstmals einen Boten
  Hin zum Hofe von Byzanz.

Dort empfing man ihn mit Ehren,
Setzt' ihn an des Kaisers Tafel,
Und ihm ward sein Platz gewiesen
  Mitten in der Großen Kreis.

Nun war ein Gesetz gegeben,
An des Kaisers Tische dürfe
Niemand auf die andre Seite
  Wenden, was ihm vorgelegt.

Doch der Franke, dieser Satzung
Unerfahren, wendet' arglos
Seinen Fisch, der andern Seite
  Ebenfalls ihr Recht zu tun.

Da erhoben sich die Fürsten
Mann für Mann, des Kaisers Ehre
Zu vertreten wider solche
  Unerhörte Freveltat.

Und der Kaiser sprach mit Seufzen:
'Zwar dein Leben ist verfallen;
Doch es steht vor deinem Ende
  Dir noch eine Bitte frei.

Was es immer sei, ich will es
Dir gewähren.' Und der Franke
Dachte nach, und sprach bedächtig,
  Alles lauschte seinem Wort:

'Eine kleine Bitte hab' ich,
Eine einz'ge nur, Herr Kaiser.'
Und der Kaiser sprach: 'Wohlan denn,
  Sprich: sie ist voraus gewährt.

Nur das Leben dir zu schenken,
Ginge gegen unsrer Väter
Altgeheiligte Bestimmung;
  Jedes andre steht dir frei.'

Drauf der Franke: 'Gerne sterb ich;
Nur ein einziges begehr' ich,
Eh sie mich zum Tode führen:
  Wer den Fisch mich wenden sah,

Soll das Augenlicht verlieren.'
Und der Kaiser rief erschrocken:
'So mir Gott, die andern sagten's —
  Ich, ich habe nichts gesehn.'

Und die Kaiserin desgleichen:
'Bei der heil'gen Gottesmutter,
Bei der Königin des Himmels
  Schwör' ich, daß ich nichts gesehn.'

Und des Reiches Große schwuren,
Bei den Fürsten der Apostel,
Bei der Engel und der Heil'gen
  Scharen, daß sie nichts gesehn. —

Also schlug der schlaue Franke
Sie mit ihren eignen Waffen,
Und er kehrte wohl und munter
  Wieder heim ins Frankenland.

DER ABT VON ANGERS

Zu Angers, hört' ich, soll ein Pfäfflein leben,
Sein Name der des ersten Menschen ist;
Das trinke, munkeln sie, vom Saft der Reben
So viel wie nimmer Jud' noch Christ.

Man sagt, daß niemals Tag und Stund erscheine,
Da Pfaff und Fläschchen nicht zusammen sind,
Da er nicht trunken schwankt von süßem Weine,
Als wie das Bäumchen schwankt im Wind.

Nie wird in Ewigkeit sein Leib vergehen,
Zu gut hat er ihn innen ausgepicht;
Fürwahr, ein Wunder ist es anzusehen:
So konserviert kein Balsam nicht.

Ein Weinfaß selber, legt er nicht mit Bechern
Wie andre Menschenkinder schüchtern los;
Er ist ein Zecher hoch ob allen Zechern
Und schlürft aus Kannen extragroß.

Stirbt er, so werden viele Tränen fließen
Und nie verwindet Angers seinen Schmerz:
Kein zweiter wird so viel hinuntergießen;
Sein Ruhm lebt fort in Stein und Erz.

ST. EUSTACHIUS

Placidas war geheißen der Römer Feldhauptmann,
Reich an irdischem Gute, ein tapfrer Held im Streit;
Der half, schon eh' er wußte von Christi Himmelreich,
So viel er irgend vermochte, den Armen in ihrer Not:
Drum war er auch ohne Taufe wohlgefällig dem Herrn.

Er war ein großer Jäger, ein Bogenschütze gut;
So zog er eines Tages gleich als die Jäger tun.
Da sah er wohl von weitem ein Rudel Hirsche stehn
Und einen in ihrer Mitten, der leuchtet' weiß wie Schnee:
Des ließ er ab von den andern und jagte diesem nach.

Und wie er hinter ihm her war über das weite Gefild,
So floh der Hirsch am Ende auf eines Felsens Höh'.
Placidas stund in Sinnen, was er jetzt sollte tun:
Da sah er ob dem Geweihe plötzlich des Kreuzes Bild
Und dazwischen erstrahlend Christi Angesicht.

Placidas sah das Zeichen, ihm stockt im Munde das Wort;
Eine Stimme vernahm er, so diese Worte sprach:
'Placidas, stehe Rede, warum verfolgst du mich?
Jesus bin ich, des Namen noch nicht dein Mund bekennt,
Aber in deinen Werken lebst du des Willens mein.'

Placidas wohl mit Beben sank auf die Erde hin;
Dann sachte das Haupt erhoben also er begann
'Sag mir, mein Herr und Heiland, was ist's? was soll ich tun?'
'Gehe zu einem Priester,' ertönt es, 'der Christen hin;
Selbiger wird dich lehren, was du beginnen sollst.'

Aufstund er von der Erden und kehrte heim in sein Haus,
Ging hin zu einem Priester und ließ sich taufen zur Stund,
Taufen samt seinem Weibe, dazu den Söhnen sein
Und seinem ganzen Hause, Männern und Frauen zumal;
Sein Name ward in der Taufe geheißen Eustachius.

Darnach so kehrt er zurücke   an den Felsen zum andern Mal,
Wo er zuvor gesehen   solch Geheimnis hoch;
Und dorten vernahm er   zu sich des Herren Wort:
'Fährnis wirst du leiden   hienieden und Ängste viel;
Doch will ich zuletzt dir verleihen   des Märtyrertumes Kranz.

Da kam ein großes Sterben   seit jenem selbigen Tag;
Des starb sein Ingesinde   und fiel seiner Herden Vieh.
Sein Haus ward überfallen,   alles nahm man ihm fort,
Und von all seinem Reichtum   blieb ihm nichts mehr zurück
Als sein Weib alleine   und seine Knaben zween.

Nicht länger mocht' er tragen   der Nachbarn bitteren Spott;
So nahm er seine Söhne   zu sich, dazu sein Weib:
Die war Theupiste geheißen   in der Taufe Bad,
Die Knaben Theupistus der eine,   der andre Agapet;
So zog er von dannen mit ihnen   bei Nacht gen Ägyptenland.

Er kam ans Meeresufer   und fand einen Schiffer da;
Der setzte sie hinüber   wohl an das andere Land.
Nun war sein Weib zu schauen   gar schön von Angesicht,
Begehren faßte den Schiffer,   er raubte sie mit Gewalt,
Und dachte, wie er möchte   ermorden mit List ihren Mann.

Eustachius samt den Knaben   entrann mit knapper Not
Und ging durch die Nacht mit Tränen: 'Weh meine Kindelein,
Es hat eure liebe Mutter   der böse Mann geraubt:
Nun müßt ihr armen Kinder   gleich als Waisen sein.'
Während er also klagte,   kam er an einen Fluß.

Seinen einen Knaben   er auf den Nacken nahm
Und trug ihn so hinüber   an den andern Strand
Dann wandt' er sich, daß den zweiten   er nun auch hole nach;
Doch da er just gekommen   bis in des Flusses Mitt',
Ein Löwe raubte den einen,   den andern holt' ein Wolf.

Gottes gnädig Erbarmen ließ die Knaben gedeihn;
Den einen jagten die Hirten gesund dem Wolfe ab;
Den andern erretteten Bauern und entrissen ihn dem Leun.
So lebten bei ihren Rettern sie manches lange Jahr
Und wußten alle beide einer vom andern nicht.

Eustachius aber wähnte, die Knaben wären tot;
Es kam ihm schier zu Sinne, er würfe sich in den Fluß.
Da mußt' er plötzlich gedenken an des Herren Wort,
So zu ihm zuvor geredet der Heiland aller Welt,
Daß er nach Not und Trübsal noch Freude solle sehn.

Doch wie er ans Land gestiegen, da sank er am Ufer hin;
Sein Haar er sich schier zerraufte, zerraufte sich den Bart,
Und hub um seine Knaben also zu klagen an:
'Wehe über mich Armen, wie muß ich so einsam sein;
Kein Trost ist mir geblieben auf der weiten Welt.

Fürwahr, selbst Hiob wurde nimmer so geplagt:
Ihm blieb in seinen Nöten zum Beistand doch sein Weib;
Auch hatt' er seine Freunde, die kamen und trösteten ihn:
Mir müssen nun statt der Freunde die wilden Tiere sein,
Die mir in meinem Elend auch noch die Kinder geraubt.

Weh mir, wie stund ich herrlich, ein Baum in Blütenpracht;
Nun hab ich all verloren Zweige und Blätter zumal.
Weh mir, wenn du mir nimmer Geduld, mein Gott, verleihst
Und vor frevlen Worten bewahrest meinen Mund,
Daß ich vor dir nicht sünd'ge, der die Welt erschaffen hat.'

Er machte sich auf mit Tränen und ging gen Ägyptenland;
Dort waltet' er viele Jahre auf eines Bauern Gut,
Erbaute sich auf dem Hofe eine Hütte arm und schlecht,
Und was er sparen mochte von seines Dienstes Lohn,
Das gab er all den Armen, der Bettler wanderndem Volk. —

* * *
* *

Da mittlerweile vergangen zwölf Jahre oder mehr,
Brachen der Feinde Heere hinein zur hunnischen Mark
Und hausten im Land erschrecklich mit Mord und Feuersbrand.
Seine Streiter alle entbot der Kaiser zu Hauf,
Placidas aber fehlte; und also hub er an:

'Placidas hieß mit Namen der Hauptmann meines Heers:
Was ist mit ihm ergangen? das sollt ihr sagen mir.'
Da gab ihm einer Antwort: 'Er hat verloren sein Gut,
Und alles, was er hatte, ist worden ein armer Mann
Und ist von Haus und Herde verjagt mit Schimpf und Spott.

Da sandte Trajan der Kaiser seine Krieger aus
Weit hin in alle Lande, zu suchen den Hauptmann wert.
Und als sie nirgend ihn fanden, so weit die Erde reicht,
Kamen ihrer zweie auch gen Ägyptenland,
Und kamen zu jener Stätte, wo seine Hütte stund.

Er ging entgegen ihnen, wie sie sein Aug ersah.
Sprachen zu ihm die beiden: 'Hast etwan einen Mann
Du hier zu Lande gesehen, der da heißt Placidas?'
Gab er ihnen Antwort: 'Ich hab' in Ägyptenland
Keinen Mann ersehen, der diesen Namen trägt.'

Denn Eustachius erkannte die beiden Krieger wohl;
Aber sie erkannten mit nichten sein Angesicht.
Da lud er ein die beiden zu sich in sein Haus:
'Tretet ein, verschmähet des Armen Hütte nicht;
Esset ein wenig Speise: dann mögt ihr weiterziehn.'

Und da sie mit ihm gegessen unter seinem Dach,
Begannen sie zu erkennen mählich sein Angesicht.
Und der eine zum andern beiseiten also sprach:
'Gib acht, wie gar so ähnlich sieht er dem Placidas,
Den wir suchen gehen: ob er's nicht selber ist?'

Und wie sie so mit Fleiße sein Antlitz schauten an,
Gewahrten sie die Narbe, so er empfangen im Streit;
Da umhalsten sie einander und riefen in frohem Mut:
'Du bist es, den wir suchen, bist unser Feldhauptmann,'
Und führten mit hohen Ehren ihn vor den Kaiser hin.

Da wurde des Kaisers Freude schier aus der Maßen groß;
Er gab ihm auf der Stelle Gutes und Ehren viel,
Gab ihm Gold und Silber, Gewand' und Ingesind',
Setzt ihn zur selbigen Stunde über sein ganzes Heer,
Und sandt' ihn aus zu kämpfen wider der Feinde Volk.

Eustachius, gehoben durch des Herren Kraft,
Machte sich auf gen Osten und zog zur hunnischen Mark.
Von allen Enden eilten in Scharen die Krieger herbei,
Mit ihnen kamen zur Stelle auch seine Söhne zween,
Die waren nun Männer worden in voller Jugend Zier.

Es lag in selbigem Lande jenes Schiffers Haus,
Der da geraubt vor Zeiten das Weib dem Eustachio.
Derweilen sie nun droben auf hoher Söller stund,
Drangen ihre Söhne in den Garten ein;
Und wußten, wer sie waren, einer vom andern nicht.

Als nun das Weib durchs Fenster die jungen Krieger sah,
Da hub sie an zu weinen und schlug an ihre Brust:
'Lebten noch zur Stunde die lieben Kinder mein,
Sie stünden in blühender Jugend wie diese Jünglinge;
Es deckte ihre Wangen der Bart mit zartem Flaum.'

Sprach der eine zum andern: 'Wer bist du? sage mir's.'
Und der hub an zu seufzen aus tiefstem Herzensgrund;
Er nannte seinen Vater und nannte die Mutter sein,
Erzählte, was er gelitten, alles der Reihe nach,
Wie ihn geraubt das Untier, und wie ihm Rettung kam.

Da, sieh, es fiel ihm der andre auf einmal um den Hals,
Und er begann zu weinen und sprach zu ihm das Wort:
'Bei Gotte dem Allmächt'gen, so bist mein Bruder du:
Ich weiß es noch, wie der Vater uns führte durch die Nacht,
Wie dich der Löwe davontrug und mich der Wolf geraubt.'

Die Mutter in ihren Ängsten hörte der beiden Wort.
Von Freuden überwältigt brach sie in Tränen aus;
Eilend stieg sie hernieder und breitet' die Arme weit:
Die Mutter und die Söhne sie erkannten einand
Und küßten sich voll Freuden und umarmten sich.

Da trat ihre Mutter vor den Feldherrn hin,
Kunde ihm zu sagen, wie sie gefangen ward.
Und als sie sich niederwerfen wollte zu Füßen ihm,
Erkannte sie ihn zur Stelle und fiel ihm um den Hals
Und sprach mit heißen Tränen also zu ihrem Mann:

'Sieh, ich bin Theupiste, dein Weib und deine Magd,
Die einstmals auf dem Schiffe dir genommen ward;
Doch bin durch Christi Beistand ich blieben unberührt:
Der Schiffer, der uns trennte, der böse harte Mann,
Er starb zur selbigen Stunde, als er mich dir geraubt.'

Da war auch er voller Freuden ob seines Weibes Wort,
Doch sagt' er ihr in Trauern von ihrer Söhne Geschick:
'Unsere Knaben fielen wilden Tieren zum Raub.'
Gab sie ihm zur Antwort: 'Gott hat es wohl gefügt
Mit unsren Söhnen beiden, gleichwie er mit uns getan.'

So rief herein die Mutter die jungen Krieger beid';
Der Vater und die Söhne, sie erkannten einand.
Wer vermöchte auszusagen, wie groß die Freude war?
Mit seinem Feldherrn freute sich da das ganze Heer;
Des Höchsten Namen lobten sie all aus einem Mund.

Zu der Feinde Heere hinüber die Kunde drang,
Daß Placidas sich nahe, der Held gewaltig im Streit,
Wider sie zu kämpfen: des flohen sie allzugleich;
So ward von Not und Ängsten erlöst die hunnische Mark,
Und es kehrte mit Freuden heimwärts Eustachius.

Inzwischen war zum Throne gekommen Hadrian;
Der machte sich auf, entgegen seinem siegreichen Heer.
Doch als er seinen Göttern das Opfer brachte dar
Anbetend vor ihnen auf Knieen samt seiner Krieger Volk,
Weigert' des Heeres Hauptmann den Götzenbildern den Dienst.

Sprach zu ihm der Kaiser: 'Tritt her und opfr' auch du.'
Gab ihm Eustachius Antwort: 'Diese sind Götter nicht;
Wir dienen dem wahren Gotte, der die Welt erschaffen hat,
Der Freuden uns geschenkt hat nach langer Trübsal Nacht
Und ewigliche Freude im Himmel uns noch verhieß.'

Da wurde voller Zornes Kaiser Hadrian;
Einen wilden Löwen ließ er auf die Christen los —
Aber wedelnd das Untier ihnen die Füße leckt.
Ließ der Kaiser den Löwen töten alsobald
Und einen Stier von Erze mit Feuer schüren heiß.

Derweil sie unter dem Stiere das Feuer schürten an,
Betet' indes zum Herren also Eustachius:
'Mein Herr und Gott im Himmel erhöre mein Gebet:
Gib, daß unsere Leiber nimmer geschieden sei'n;
Laß uns in einem Grabe alle beisammen ruhn.

Der ob der Engel Scharen du hoch als König thronst,
So bitt' ich dich in Demut auch um ein andres noch:
Wenn einer um unsertwillen zu deinem Namen fleht,
Erhöre du sein Rufen, Vater, in deiner Huld,
Auf daß er froh und glücklich von Leide sei befreit.

Der du der Demut gnädig als Herrscher aller Welt
Gebeutst in Himmelshöhen und schaust auf der Höllen Grund,
Der du den reuig Zerknirschten, den Weinenden mild erhebst,
Nimm an in deiner Gnade dieses unser Flehn.'
Und Antwort scholl vom Himmel; erhört war sein Gebet.

Da warf man alle viere hinein in den ehernen Stier,
Da brachten zu gutem Ende sie all ihr Märtyrertum,
Und durften nun im Himmel ewig bei Christo sein;
In einem Grabe beisammen ruht ihr irdisch Teil
Und strahlt für alle Zeiten in steter Wunder Glanz.

DIE ZERSTÖRUNG JERUSALEMS

Der die Welt erschaffen, Himmel, Meer und Land,
Er starb am Kreuzesholze von der Juden Hand;
Spät hat ihn Vespasian durch seinen Sohn gerächt:
Es kamen zu Haufe die Fürsten, zu vertilgen das frevle Geschlecht.

Des Kaisers Sohn Titus der war ihr Feldhauptmann.
Er führte vor Jerusalem seines Heeres Bann;
Die Juden zu strafen eilt' er mit wildem Dräun,
Wider die Frevler tobend gleich dem brüllenden Leun.

Er lagert vor den Mauern, Drommeten umdröhnen die Stadt;
Am Tage des Passahfestes er sie umzingelt hat:
Er zog von allen Enden zusammen die Krieger sein,
Die plündernd das Land durchzogen, und schloß die Veste ein.

Es waren dahingegangen vier mal zehen Jahr,
Seit Jesus aufgehoben als Sieger gen Himmel war
Wohl auf der Engel Schultern, da er thront zu des Vaters Seit'
Als König des Himmels nun und in Ewigkeit.

Es traf das Volk der Juden gerechte Rache jach,
Das war verdiente Strafe, weil es zuvor verbrach
Solches ungeheuren Frevels Missetat;
Drum ward in den Tod gegeben ihr Leib nach des Herren Rat.

Vor Pilato, da hatten die Verruchten ihn
Geschlagen und sein heil'ges Angesicht bespie'n,
Nun sanken zur Vergeltung sie allesamt in Tod,
Und wen das Schwert verschonte, den raffte Hungersnot.

Schließlich wollten sie sterben und drängten sich herbei,
Auf daß des Feindes Schwert ihrer Leiden Ende sei.
Jeder an seinem Leibe trug des Herrn Gericht:
Sie wankten einher wie Schatten mit bleichem Angesicht.

Sie schlichen, wie tolle Hunde verlechzend in Wassersnot,
Sie aßen Zaum und Leder, als wär' es weiches Brot,
Dazu vom Tor den Riemen; sie schleppten sich blaß und stumm
Durch die Straßen und Gassen und sanken sterbend um.

Gelöst sind alle Bande: es heben wider einand
Einer Mutter Söhne, und Eltern und Kinder die Hand;
Sie reißen aus den Händen und aus dem Munde schier
Einander den letzten Bissen, vergehend in wilder Gier.

Es sanken um die Wette des Volkes Älteste hin,
Die vordem gerufen das 'kreuzigt, kreuzigt ihn'
Über der Engel höchsten, den Gott hat auferweckt
Judas Schuldgenossen, nun lagen sie hingestreckt

Die Jesum Christum einst gelästert mit gift'gem Mund,
Die mußten nun verstummen und schwiegen als zur Stund,
Sie aßen zuletzt vor Hunger ihr eigen Fleisch und Blut,
Was nimmer noch getan der wilden Tiere Wut.

Es geschah in jenen Tagen, da tötete ein Weib
Mit dem Messer den eignen Sohn, den eh' getragen ihr Leib,
Die war geheißen Mirjam, reich vor den andern all;
Und nährte sich seines Fleisches bis an der Veste Fall.

Den säugenden Frauen verdorrt der Brüste Quell,
Die neugebornen Kindlein, sie sterben hin zur Stell';
Hinsterben alt und jung, hinsterben Weib und Mann,
Und niemand, der den Nächsten zur Erde begraben kann.

Über Leichenhaufen eindrangen mit Gewalt
Der stürmenden Römer Scharen; kein Erbarmen galt:
Vor ihren Geißelhieben der müde Greis erlag,
Hinsanken die Männer vor ihres Schwertes Schlag.

Nirgend schallt um die Freunde der Totenklage Ton,
Sie mögen atmen kaum; als wär' die Seel' entflohn,
Kein Laut aus keuchender Brust. Es trägt die blaue Luft
Bis zu des Kaisers Lager hinüber den Leichenduft.

Da Kaiser Titus nun ersah der Leichen Zahl,
Von Leichen voll den Morast, von Leichen voll das Tal,
Gleich wie ein Totenheer zu schaun in langen Reihn,
Da zog in seine Brust Grau'n und Entsetzen ein.

Nur wenige waren übrig von Knechten und von Frei'n.
Die Knaben ließen sie leben und schlugen die Männer allein;
Und die das Leben hatten, die mußten in Bergwerks Schacht
Frohnen in Kett' und Banden tief in der Erde Nacht.

Den Wucherern wurden und Wechslern die Hände festgeschnürt,
So wurden sie aus dem Lande der Väter fortgeführt;
Nun lag sie wüst, die Stätte, darauf ihr Haus einst stand,
Sie mußten Sklaven sein in der heidnischen Römer Land.

Sie hatten nun auf Erden keine Heimat mehr;
Mit Klagen und mit Seufzen irrten sie hin und her;
Wie wilde Hunde schweifen, irrten sie durch die Welt.
Nimmer ihren Irrwahn das Licht des Herrn erhellt.

Christum, Gottes Sohn, erhebt mit Freudenschall;
Der Demut ist er gnädig, die Stolzen bringt er zu Fall:
So hat er sie verworfen, die giftige Natternbrut
Und nimmt, die zu ihm flehen, getreulich in seine Hut.

Drum singet Gott, ihr Priester, ihm Lob und Preis und Ehr',
Der Ruhm und Sieg verliehen der Römer streitbarem Heer,
Daß die Heiden den Herrn an dem Otterngezüchte gerächt,
Da die Fürsten kamen zu Hauf und vertilgten das frevle Geschlecht.

TOTENKLAGE UM KARL DEN GROSSEN

Von Sonnenaufgang bis zum Westmeer weit
Schlägt alles an die Brust in tiefem Leid;

Selbst drüben an des Meeres anderm Strand
Versenkt in Trauern ist das ganze Land.

Franken und Römer, was an Christum glaubt,
Sie alle neigen schmerzgebeugt das Haupt;

Den Kaiser klagen alt und jung zugleich,
Die Frau'n, der Kirche Fürsten ruhmesreich.

Der Tränen Ströme fließen alle Stund;
Um Kaiser Karl ruft Weh der Erden Rund;

Vater der Waisen war er immerdar,
Den Pilgern, Witwen und der Mägde Schar.

Herr Christe, ob den Engeln herrschest du —
Schenk' ihm in deinem Reich die ew'ge Ruh';

Darum zu dir die Schar der Gläub'gen fleht,
Jungfrauen, Witwen, Greise, im Gebet.

Herr Karl stolz geherrsch't in Kaiserpracht
Nun ruht sein Leib, gehüllt in Grabes Nacht;

Heiliger Geist, ob allem herrschest du —
Erhöh' die Seele sein zur ew'gen Ruh. —

Der Kaiser ist, der ruhmgekrönte, tot:
Nun, Roma, wehe dir in deiner Not;

Italia, schöne, mußt nun einsam sein;
Weh dir und all den stolzen Städten dein.

Wohl traf der Franken Land viel Prüfung schwer;
Doch solches Weh ersah es nimmermehr.

Als da sie Karl, den Kaiser reich und groß,
Zu Aachen senkten in der Erden Schoß.

Grausiges Traumbild zeigte mir die Nacht,
Nicht hat der Tag wie sonsten Licht gebracht,

Der allem Volke, das an Christum glaubt,
Den teuren Herrn und Kaiser hat geraubt.

O Columban, hemm' deiner Tränen Strom,
Schick' ein Gebet empor zum Himmelsdom:

Der Herr der Welt vergißt die Seinen nicht —
Er schenk' ihm seinen Platz im ew'gen Licht.

Herr, dessen rings gehört der Erden Rund,
Des Himmels Höhen und der Höllen Schlund,

Laß Karl, den frommen, gleich den Jüngern dein,
Herr Christ, im Himmel ewig bei dir sein.

MERCHDUF

Es lebt' ein Mönch in Klosters Zelle
Adlig vor der Welt; des Nam' hieß Merchduf.
  Lang hatt' ihm Krankheit einst den Leib gequält;
Da schied er von hinnen
Und lenkte mit Beben den Schritt
Ins unbekannte Land.
Innen brannte sein Herz,
Grauen faßt' ihn an;
Drohend schreckten seine Seele
Spukgespenster in dichtem Gedränge,
Und von allen Enden
Peitschten ihn heulende Winde.
So irrt' er lange zitternd um
Unter den düstern Gestalten:
Und auf einmal erschienen
Ihm der Knaben zween
Strahlenden Angesichts,
So Krankheit entrafft in zarter Kindheit
Aus des Lebens Lande, dem kaum betret'nen,
Gleich nach der Taufe;
Doch ewiges Leben
Nahm sie im weißen Taufgewande
In seinen Schoß.
  Da er sie ersah, ward stille sein Herz;
Freudig folgt er ihnen
Vor den Stuhl des Richters,
Der jeglicher Seele, die den Leib verlassen,
Recht spricht auf hohem Throne.
  Diesem beugt er das Knie
Und fleht in Demut,

Er mög' ihm gnädig sein, dem Unwürd'gen.
Der aber gab ihm diese Antwort
Von seinem Throne:
'Übertreten hast du deines Weibes Wort,
Hast ihr nicht die Treue gehalten
Und hast dich vermählt zum andern Male.
Was heischest du nun, da der Tod dich antritt,
Hier Vergebung, wo keine Vergebung mehr ist?'
  Doch die Knaben bogen das Knie
Und huben an, beid' im Wechsel
Um Gnade zu flehn für ihren Vater.
  Er aber, ungerührt,
Heißt ihn hingehn zur Frauen,
Und aus seines Weibes Munde
Den Spruch der Gnade vernehmen
Oder der Verdammnis.
So, die Knaben zitternd vorauf,
Er ihnen nach mit Bangen,
Wallen sie hin zur Statt seines Weibes,
Die ihnen wies,
Zu den Sternen steigend mit ragenden Mauern,
Auf Bergeshöhen ein stolzer Bau.
  Eintritt der Vater,
Mit ihm die Söhne
Im weißen Kleide.
Nun, Aug in Aug, erkennt ihn sein Weib;
Zusammen schrickt sie
Und weist den Versucher hinaus.
Die Knaben fallen
Aufs heilige Antlitz nieder
Und netzen die Schläfen
Mit heißen Zähren ob der Mutter Zorne.

Sie bitten und flehn:
'Erbarm dich, Mutter, erbarm dich unser;
Löse des Gatten Schuld,
Ob er's gleich nicht verdient.'
Doch das Weib, erstrahlend in schimmerndem Lichtglanz,
Den Leib gehüllt in güldnes Gewand,
Schilt vom Hochsitz
Also mit bittrem Wort des Gatten Tun:
'Was hast du, Tor, in treulosem Sinne
Hegend irren Wunsch,
Hochzeitlich Band zu knüpfen gewagt,
Den Leib befleckend mit andrer Ehe,
Da heiligen Eid beim Namen des Höchsten
Wir beide geschworen, ehe denn ich starb,
Daß, wenn eines von uns gestorben,
Rein sich hielte das andre?'
Des ward unfroh sein Herz;
Es schnürt ihm die Kehle,
Er warf sich nieder zur Stelle,
Daß sein Mund den Boden rührte,
Und Tränen betauten sein Antlitz.
Aber mit neuem Scheltwort
Heißt sie ihn gehn zu den Schatten im Kerker,
Bis er, gepeinigt von Höllenflammen,
All gebüßt der Sünden Menge.
Der Mutter zu Füßen fallen die Kinder;
'Beim Namen Gottes', flehn sie, 'hab Erbarmen:
Laß wenigstens des Gatten Seele
Wiederkehren zu ihrem Leibe,
Daß er lebend löse, was er gefehlt.'
Sie läßt sich erweichen und willigt ein,
Daß die Kinder den Vater

Wieder geleiten zu seinem Leibe,
Und mahnt ihn, hinfüro
Wohl acht zu nehmen seines Wandels,
Daß er nicht, wenn er wiederum komme,
Um der Sünden halben in Finsternis falle,
Da Heulen ohn' Ende und Zähneklappern.
 Also führten ihn wieder
Der Knaben Lichtgestalten
Zu seinem Leibe zurück;
Und alles staunte, daß, der gestorben,
Nun von neuem lebte.
 Er aber, wiedergekehrt von des Todes Gestade,
Geht mit sich selber zu Rat in weisem Sinne,
Dem Herrn sein Leben zu weihn;
Und war hinfort sein Wandel
Allen ein klärlich Zeugnis,
Er hab' erschaut der Höllen Qualen,
Ob auch sein Mund davon schwiege.
In Klosters Mauern heilt' er mählich
Durch linden Verband seiner Seele Wunden.
Dann ließ er, gereinigt, des Leibes Hülle,
Und keiner zweifelt, daß er droben
Wiedergesehen sein Weib, wie sie
Geschmückt mit ewigen Lichtes Krone.

DIE SCHLACHT BEI FONTENOY

Des Frührots erster Strahl das Dunkel der Nacht zerriß,
Da wurde Macht gegeben dem Fürsten der Finsternis;
Kein Sabbat war's, der graute: gebrochen der Brüder Bund,
Mit wildem Hohngelächter frohlockte der Hölle Schlund.

Dröhnend aller Enden der Hall der Hörner gellt,
Vom Schlachtgeschrei der Gegner erzittert rings das Feld;
Zum Todeskampfe sind Brüder, sind Neffe und Ohm entbrannt,
Frevelnd wider den Vater erhebt der Sohn die Hand.

Nie hob sich in heidnischer Vorzeit fürchterlicher Gefecht;
Nicht galt, das sonst gegolten, der Christen Christenrecht:
Eines Heilands Erlöste vergossen der Brüder Blut,
Daß der Hölle Geister jauchzten in wilder Wut.

Herr Lothar der Kaiser, der stand in des Höchsten Schutz;
Er hat sich als Held gehalten und bot den Feinden Trutz.
Hätte sein Heer gekämpft wie er mit kühner Hand,
Bald sollten Friedensglocken läuten übers Land.

Aber wie einst seinen Heiland Judas Ischarioth,
Verrieten sie dich und die Führer, mein König, in Schwertesnot.
So leicht der Wolf mit Listen das Lamm zu trügen weiß,
Trifft er's auf dem Wege; drum wehre dich mit Fleiß!

Fontenoy heißt von der Quelle der Hof in Volkes Mund,
Allwo das Blut der Franken getrunken der Erde Grund.
In Schauern beben die Felder, in Schauern bebt der Wald,
Schaurig der Sterbenden Ächzen in Sumpf und Moor verhallt.

Auf der verfluchten Stätte, da sprosse nie das Gras;
Nimmer werd' ihr Boden von Tau und Regen naß,
Wo die Helden erlagen, wohlbewährt im Streit,
Drum Eltern und Geschwister und Freunde tragen Leid.

Und der ich euch gemeldet, was Frevel dort geschehn,
Bin Angilbert geheißen und hab' es selbst gesehn;
Hab' selber mitgestritten wohl in der Freunde Reih'n
Und bin von der vordersten Reihe entronnen — ich allein.

Ich ließ mein Auge schweifen noch ein einzig Mal
Zur Bergeswand zurück und abwärts tief ins Tal.
Dort jagte Kaiser Lothar der Feinde Scharen nach,
Und trieb sie all zu Paaren, weithin bis an den Bach.

Von Karls und Ludwigs Heere decken das Blachfeld weit
Mann bei Mann die Toten im weißen Linnenkleid;
Es sind so weiß die Felder, wie wenn zum Süden hin,
Wann der Herbst gekommen, der Störche Scharen ziehn.

Nie werde Lob gesungen je von dieser Schlacht,
Aus Abend und aus Morgen, aus Mittag und Mitternacht
Sollen Klagelieder ertönen mit lautem Schall
Und sollen Wehe rufen über der Helden Fall.

Verflucht für alle Zeiten sei der Tag der Schlacht,
Er werde ausgestrichen und nimmer sein gedacht;
So lange die Erde steht, soll ihm nie ein Morgen graun,
So lange die Erde steht, soll er keine Sonne schaun.

Weh und dreimal wehe: nackt liegen sie im Staub,
Sie werden der gierigen Wölfe, der Geier und Raben Raub;
Nicht schließt geweihte Erde ihre Leiber ein,
Frei auf wüstem Felde vermodert ihr Gebein.

Indes genug der Klage, so weh auch unser Mut!
Wir müssen zurücke dämmen unserer Tränen Flut,
Und wollen beten zum Herrn für der Gefall'nen Heil,
Daß seine Gnade leuchte über ihr himmlisch Teil.

GEDICHTE WALAHFRIDS

I.

HEIMWEH

Schwester Muse, hilf mir klagen,
Melde, wie vom Heimatlande
Ich geschieden trüb und traurig,
Tief gebeugt von bittrer Armut.

Weisheit sucht' ich armer Knabe;
Ließ darum das Land der Väter,
Muß darum im Elend schmachten,
Keiner sieht den Fremden gerne.

Keines Meisters Milde tröstet,
Keines Lehrers Liebe hegt mich;
Kümmerlich das bißchen Leben
Fristet mir des Leibes Nahrung.

Stehe nackt und bloß dem Froste,
Kalte Hände, starr die Füße
Wie erfroren, und das Antlitz
Zittert vor des Winters Strenge.

Eiseskälte herrscht im Hause,
Nimmer hilft das kalte Bette,
Nirgend mag der Leib erwarmend
Ruhe finden, drauß noch drinnen.

Aber hätte hohe Weisheit
Sich bemächtigt meines Geistes,
Nur ein wenig, wollt' ich's tragen;
Wärmen würd' mich innres Feuer.

Vater, dürft' allein ich schauen
Dich, zu dem ich kam, ein Pilgrim,
Hättest nicht so tief verwundet
Deines armen Schülers Herze.

Meine Tränen fließen, denk' ich,
Wie mir einst so wohl gewesen,
Da die Reichenau dem Knaben
Noch, die sel'ge, Obdach gönnte.

Heilig mir allzeit und teuer,
Mutter du, geweiht den Heil'gen,
Ehrenwürdig, hochgepriesen,
Frommer Brüder sel'ge Insel.

Heilig du zum andern Male,
Wo die hehre Gottesmutter
Wird vor allem Volk verehrt,
Nochmals tön' es: Sel'ge Insel.

Rings von Wassern wild umbrandet,
Stehst du fest, ein Fels der Liebe,
Streuest weit und breit der Lehre
Samenkörner, sel'ge Insel.

Immer steht nach dir mein Sehnen,
Dein gedenk ich tags und nächtens,
Die du uns versorgt mit allem,
Das wir brauchen, sel'ge Insel.

Mögest fröhlich du gedeihen,
Stets dem Willen Gottes folgend,
Daß die Reichenau man selig
Preisen mög' und ihre Söhne.

Also füg' es Christi Gnade,
Daß ich einst dich wiedersehe
Und begrüße: 'Sei gesegnet
Immerdar, erhabne Mutter.'

Christe, König du der Kön'ge,
Weisheit heißest du des Vaters:
Wollest unser Herz erlaben
Mit der Lehre ew'gen Lebens;

Friste meine Erdenwallfahrt,
Bis ich, in des Heimatlandes
Schoß gekehrt mit Lobgesängen
Deiner Gnade Spenden rühme.

Lob und Preis dem höchsten Vater,
Und dem Sohne gleichermaßen,
Und dem Geist, der gleichen Wesens
Lenkt die Welt in Ewigkeit.

II.

EIN TRAUM

Es war in dieser schweren Leidenszeit,
Als Trug und List die Frommen rings bedrängte,
Das Volk samt seinem Vater, als die Treue
Man auszurotten strebte durch Verbannung,
Gewalt und Haß, durch Kerker und Gericht.
Die Guten lagen tiefgebeugt darnieder,
Das Reich begann zu wanken, der Verrat
Allein erhob mit dreistem Dräu'n das Haupt.
Von banger Sorge ward mein Herz gequält,
Daß nicht das Recht dem Unrecht unterläge;
Und keines Traumes mocht' ich mich getrösten,

Bis der allmächt'ge Gott, die Wolken scheuchend
Der alten Ängste, neue Klarheit mich
Erhoffen ließ, als Nacht die Erde deckte.
  Derweilen Schlummer alle Kreatur
Umfing, daß sie, des langen Tages Pein
Vergessend, neue Kräfte schöpfen mochte,
Da träumte mir, als säh' ich aufgeschlagen
Vor mir ein Buch; das war gar schön beschrieben
Mit Versen viel, die ganze Seite lang.
Ich wollte wissen, wie es weiter ging,
Und las, und las das Unglück all des Reiches
Und seines Herrschers, keine Verse mehr.
Doch war des Kaisers Name nicht genannt:
Statt Kaiser Ludwigs hieß es jedesmal
Der 'Reitersmann'; allein ich stutzte nicht
Des fremden Namens — klar zu lesen stand,
Was ihm geschehen ist, wie jeder weiß.
Zu lesen stand allda: 'Zwiefacher Abfall —
Verruchtheit — zweimal Raub — der Dulder siegt,
Und wiederhergestellt wird Fürst und Reich.'
Mein Aug' und Ohr entbrannte, da ich las
Und wieder las, und meines Herzens Tiefen.
Da nahm der Bruder, der mich lesen ließ
Der Wunder Zahl, das Buch mir fort und sprach:
'So bittre Tränen ziemen schlecht dem Herzen,
Des Trübsal nimmer lange währen wird.'
  Nun wach' ich auf und will mir alles merken;
Doch blieben mir die letzten Verse bloß,
Dazu der Rätselname, weiter nichts.
Des Namens Deutung lieh mir wieder Trost:
Der Reitersmann weist schnell und starke Hilfe,
Und ganz dasselbe sagt das andre Wort:

Daß nicht zu sehr im Leide trauern dürfe,
Wes Leid sich bald in Freude wandeln soll.
Der Traum, ich seh's, ist wahr; was soll ich drum
Ihn bergen? nein ich meld' ihn euch, daß ihr
Gut heißet, was im stillen mich getröstet.

III.

WIDMUNG DES GEDICHTES VOM GARTENBAU

Hier diese Gabe beut dein Walahfrid
Dir, Vater Grimald, dar. Sie wiegt nur leicht,
Und du bist freilich ein gelahrter Mann;
Allein verschmäh' sie nicht: sie kommt von Herzen.
Wenn hinterm Zaune, im bescheid'nen Gärtlein
Du still in deiner Bäume Schatten sitzest,
Wo durch des Pfirsichs Laub die Sonne bricht
Und ihre Lichter auf dem Boden spielen,
Derweilen deiner Schüler muntres Völkchen
Die Früchte aufliest mit dem zarten Flaum
Und eifrig sammelt in die weiten Netze —
Kaum will die kleine Hand die Frucht umspannen :
Dann lies dies Büchlein, beßre, was mißlungen,
Laß stehn, was mir geriet, und denk' an mich,
Geliebter Vater mein. Des Höchsten Segen
Geleite dich und helfe dir dereinst
Zur ew'gen Seligkeit. Das walte Gott.

DER WUNSCHBOCK

Es waren einmal drei Brüder, Kinder
Eines Vaters, so hört ich sagen;
Der hatte nicht viel. Da er kam zu sterben,
Ließ einen Bock er seinen Söhnen,
Den allereinzigsten, den der Arme
Mit Müh und Not sich, solang er lebte,
Gehalten hatte. Keine Ställe
Dicht voller Schafe nannt' er sein eigen,
Nicht weideten Scharen fetter Stiere
Ihm auf saftiger Wiese, keine Böcklein
Sprangen tollend im Übermute
Mit den Hörnern gegeneinander
Im grünen Grase. Der Bock war ihr alles,
Ihre Freud und Wonne und einzige Nahrung.
Da dieser Bock nach des Vaters Tode
Ihnen zugefallen, traten sie im Kreise
Um ihn herum, um Rates zu pflegen,
Was nun am besten mit ihm zu beginnen.
Sie waren Brüder; so hatte jeder
Das gleiche Anrecht und jeder ein Drittel
Des Erbes zu fordern. Da hob von ihnen
Der älteste an mit weisem Vorschlag:
'Nicht mag es frommen, daß wir teilen
Solchen Bock, ein so schönes, edles
Exemplar. Auf seinen zwei Augen
Steht die Zukunft der Rasse. Da wär es doch besser,
Wir einigten uns, daß unser einer,
Der klüger ist als seine Brüder,
Wie die Klugheit es erheischt, ihn ganz erhalte.'

Was er gesprochen, fand aller Beifall.
Sie machten aus, wer sich von ihnen
Den größten Bock — wünschen könnte,
Daß die andern ihn nicht übertrumpfen möchten,
Dem sollte ganz der Bock gehören.
Und bedächtigen Sinnes, im tiefsten Brustton,
Begann der erste: 'O schenke der Herr mir
So einen Bock, — so weit als der Himmel
Blau ist, müssen alle Tale
Bis hoch hinauf zum höchsten Berge
Mit Salz gefüllt sein und neue Berge
(Von Salz versteht sich) darüber ragen,
Und all dies Salz müsse dennoch nicht reichen,
Auch nur eine Keule des Bocks — nicht zu salzen,
Gott behüte! sie obenhin nur
Ganz leicht zu bestreun; und was die Keule
Verspricht, das müsse der Leib dann halten.'
Nun kam der andre: 'Herr Christ im Himmel,
Schenk mir einen Bock von solcher Größe, —
Alle Fäden, die je, seit die Welt erschaffen,
Gesponnen wurden, zu einem einz'gen
Zusammengeknüpft, müssen dennoch
Viel zu kurz sein, einen Huf nur
Des Bocks zu umspannen, auch nur den kleinsten;
Und der übrige Leib, der sei noch viel größer.'
Zuletzt sprach der jüngste mit tiefem Seufzer:
'O wollte der Herr einen Bock mir gewähren,
Des Hörner so weit voneinander stünden,
Daß der Vogel Phönix, der rüstigen Fluges
Zum Libanon heimfliegt tief aus der Wüste,
Ermattet die Schwingen sinken ließe,
Eh von einem Horn er zum andern flöge.'

So wünschten die drei wohl in die Wette —
Und, wer sich nun klug dünkt, entscheide den Casus,
Wer des Sieges wert ist, den Preis zu empfahen,
Dies Prachtexemplar von einem Bocke.

KALB UND STORCH

Das Kalb irrte betrübt umher auf einer Wiese und suchte nach seiner Mutter. Kam ihm der Storch entgegengestelzt und sprach: 'He, Bruder, was brüllst du so kläglich? was läufst du so traurig herum, hier, wo alles grünt und blüht?' Sprach das Kalb: 'Ach, Bruder, nun sind es schon drei Tage, daß ich keine Milch mehr gekriegt habe und mit leerem Magen umherlaufen muß.' 'Sei doch kein Tor, dich darum zu härmen,' erwiderte der Storch; 'daß ich nicht sauge, ist nun schon volle drei Jahr her.' Das Kalb aber sah ihn verächtlich an: 'Was das für Nahrung sein muß, wovon du lebst, das zeigen auch klärlich deine Beine.'

FLOH UND ZIPPERLEIN

Wie man sagt, hat einst die reichen
Leute nur der Floh gebissen
Und das Zipperlein geplagt
Nur des armen Mannes Glieder.

Aber wenn der Floh die Reichen
Nachts im Finstern zwicken wollte,
Ward ein Licht herzugebracht,
Und es war um ihn geschehen.

Ließ das Zipperlein sich nieder
In des armen Mannes Füßen,
Durft' er darum doch nicht ruhn,
Und es hatte nichts als Unrast.

Solchermaßen hatten beide
Böse Tage auszustehen:
Eins ward hin- und hergejagt,
Und dem andern ging's ans Leben.

Trafen einst die zwei zusammen,
Klagten sich ihr Leid einander,
Und sie kamen überein,
Ihre Rollen auszutauschen.

Zipperlein seit jenem Tage
Zwickt des reichen Mannes Füße,
Und den Armen beißt der Floh,
Wenn zu Bette er gegangen.

Der hat nichts zu tun und faulenzt:
Da mag Zipperlein sich pflegen;
Und es stört ein müder Mann
Nicht den Floh bei seiner Arbeit.

DER KOBOLD

Alle Nacht ein Kobold hauste
Einst in eines Schmiedes Werkstatt,
Und vollführte mit den Hämmern
Auf dem Amboß ein Konzert.
Kam der Schmied mit Kreuz und Bannspruch;
Doch der Kobold sprach gemütlich:
'Herr Gevatter, laßt in eurer
Werkstatt mich nach Lust hantieren;
Stellt dafür mir euer Fläschchen
Her: ich füll' es jeden Tag.'
Tat der Schmied, wie ihm geheißen;
Und der Kobold nahm die Flasche
(Wahrlich keine von den kleinsten),
Ging damit zum Bischofskeller,
Füllte sie mit feinem Weine,
Und, weil's nicht vom Sein'gen ging,
Ließ er allemal den Hahn auf.
Doch der Bischof wittert' Unrat,
Macht' ein Kreuz an jedes Fäßchen,
Sprengte mit geweihtem Wasser
Rings die Wände seines Kellers, —
Und der Kobold war gefangen,
Als ein Mensch von Angesicht.
Seine Flasche ging in Scherben;
Und der Kellermeister band ihn,
Schleppt' ihn im Triumph zum Pranger
Und ließ ihm die Peitsche geben,
Wie es heischt des Diebes Recht.
Und was schrie er jedesmal,
Wenn die Hiebe niedersausten?
'Schad' um des Gevatters Fläschchen!'

DIE MAUS

In des Kaisers Reichen, die vom Aufgang
Sich zum Abend erstrecken, von der Nordsee
Bis zum blauen Meeressaum des Südens,
Hielt ein Bischof Hof, gar stolz und prächtig.
Stets gebrach es ihm, des Nackten Blöße
Zu bekleiden, Hungernde zu speisen;
Galt es aber Falken, Hund und Rosse,
Fand er allzeit auf des Säckels Grunde,
Was er brauchte. — Gott versorgt die Seinen.
Dachte Karl bei sich, wie diesem Manne
Eine Lehre nimmer schaden könne;
Und er sprach zu einem weisen Juden,
Der schon oft zum Lande der Verheißung
Fuhr und ferner Länder Wunderdinge,
So man nie gesehn im Abendlande,
Mit sich brachte: 'Zeige du dem Bischof
Seine Torheit, daß er in sich geht.
Wie du es beginnst, sei deine Sache.'
Und der Jude ging. Zu Hause nahm er
Eine Maus; in Spezereien hüllt' er
Sie und Wohlgerüche; so bereitet
Bot er sie dem Bischof an zum Kaufe:
Aus Judäa sei's ein kostbar Tierlein,
Dessen gleichen nimmer man gesehen.
Das war einmal etwas für den Bischof!
Drei Pfund Silbers bot er auf der Stelle,
Wenn der Jude ihm das Kleinod ließe.
Sprach der Jude: 'Traun, das wär ein schöner
Handel! Lieber würf' ich es zur Stunde
Gleich ins Meer, als daß ich für ein Spottgeld

Es verkaufte.' Und der gier'ge Bischof
Bot ihm zehn Pfund. Gleich als ob er zürne,
Wandte sich der Schlaukopf: 'Helfen soll mir
Der Gott Abrahams, wenn ich die Reise
So umsonst getan mit vielen Mühen.'
Blind vor Gier bot zwanzig Pfund der Bischof.
Doch der aufgebrachte Jude hüllte
In sein Tuch die Maus und wollte gehn.
Aber rasch rief ihn zurück der Bischof,
Meint, er hätte dennoch sich verrechnet;
Einen vollen Scheffel Silbers bot er
Jetzt ihm für das köstlich-werte Kleinod.
Endlich ließ der Jude sich erweichen
Und gab nach; er nahm das Geld und brachte
Es dem Kaiser und erzählt ihm alles.

Wen'ge Tage später hielt der Kaiser
Seinen Reichstag ab in jenen Landen.
Als man dies und jenes nun beraten,
Ließ er her den Scheffel Silbers bringen,
In die Mitte setzen, und begann:
'Meiner Kirche Fürsten, Christi Arme
Zu versorgen, nicht auf Eitelkeiten
Euren Sinn zu richten, seid ihr da.
Doch ihr handelt übel. Euer einer
Hat für eine tote Maus dies Silber
Einem Juden jüngst bezahlt!' Der Bischof
Warf dem Kaiser weinend sich zu Füßen
Und gelobte Bess'rung. Den Beschämten
Hieß der Kaiser aufstehn und verzieh ihm.

GUTER RAT

Standen einst dem Kaiser nach dem Leben
Edelinge viel des Frankenvolkes.
Nicht verborgen blieb ihm ihr Beginnen;
Doch es dauert' ihn, Gericht zu halten,
Dauert' ihn, die Männer zu verderben,
Die bei gutem Willen allem Volke
Schutz und Schirm im Kampfe werden konnten
Mit den Heiden. Und der Kaiser dachte
Alter Tage, wo der eigne Sohn sich
Wider ihn verschworen, wo den Schuld'gen
Fern in Klostermauern er verbannt.
Und er sandte Boten aus und sprach:
'Lenket euren Schritt zum heil'gen Gallus,
Bei den Vätern dort in enger Zelle
Lebt mein Sohn Pippin; den sollt ihr fragen.'
Und die Boten fanden ihn im Garten,
Nesseln reutend mit dem Spaten, alles
Unkraut jätend, daß der Pflanzen Wachstum
Ungehindert sich entfalten möchte.
Und sie sagten ihm des Vaters Botschaft,
Sagten ihm, weshalb sie hergekommen.
Aus der Brust des Mönches stieg ein Seufzen:
'Wollte meines Rats mein Vater achten,
Hätt' er nimmer mich hieher verwiesen.
Sagt ihm an, wobei ihr mich getroffen —
Das ist alles, was ich ihm entbiete.'
Doch die Boten fürchteten sich, also
Ohne Antwort vor des Kaisers Antlitz
Hinzutreten, und sie drangen in ihn,

Was dem Kaiser sie vermelden sollten.
Ärgerlich erwidert er: ‘Ich lasse
Weiter nichts ihm sagen, nur das eine,
Was ich tue: Unkraut reut ich hier
Aus, damit der Kohl mir baß gedeihe.’
Also gingen traurig sie von dannen;
Und sie traten klagend vor den Kaiser,
Schier vergebens sei der Weg gewesen.
Doch der Kaiser forschte, wie den Sohn sie
Angetroffen, was er just getan
Und was Antwort er gegeben habe.
Sprachen sie: ‘Auf einem Schemel saß er,
Jätete den Kohl im Klostergarten.
Und wir sagten ihm, weshalb wir kämen;
Doch so viel wir fragten, keine andre
Antwort ward uns: „Weiter laß ich nichts
Ihm entbieten; sagt ihm, was ich tue:
Unkraut reut ich aus, damit der Kohl mir
Baß gedeihe.“ Und der Kaiser fuhr sich
An die Stirn; in seinem Auge blitzt’ es:
‘Rechte Antwort habt ihr mir gebracht!’
Und er hielt Gericht: die Frevler mußten
Sterben, und er gab ihr Gut zu Lehen
Denen, die getreu geblieben waren,
Um zu wachsen und sich auszubreiten,
Wo das Unkraut eben noch gewuchert;
Doch Pippins Verbannung war zu Ende.

PIPPINS SIEG ÜBER DIE HUNNEN

Christe, du Sohn Gottes, der du die Völker all
Erschaffen und Land und Quellen, Bach und Berge zumal,
Der du nach deinem Bilde den Menschen hast gemacht,
Du hast in der letzten Frist auch die Hunnen heimgebracht.
Sie haben des Bösen viel getan seit alter Zeit:
Sie machten gleich der Erden der Tempel Herrlichkeit,
Zerstörten der Klöster Bau und führten ihr Gut davon,
Die heiligen Geräte von Gold und Silber und Ton;
Des heiligen Altars Decken haben sie entweiht,
Sie gaben mit frechem Spotte der Priester Linnenkleid,
Sie gaben ihren Weibern der Nonnen Kutte hin:
Also hat verleitet Satan ihren Sinn. —
Da sah der Herr darein vom hohen Himmelsthron:
Es zog wohl wider die Hunnen Pippin der Königssohn;
Und ward ihm zum Geleite Sankt Peter von Gott gesandt,
Daß über ihm und den Seinen er hielte seine Hand.
Das war in der Kraft des Höchsten Pippin, der König fromm,
Er zog mit seinem Heere hin an den Donaustrom,
Er schlug ein festes Lager und schloß die Feinde ein:
Aller Enden mochte kein Entrinnen sein.
Nun war im Hunnenvolke ein Mann Ingwiomar,
Der stellte sonder Zagen sich vor dem Fürsten dar,
Den hießen sie Caganum, und vor des Fürsten Weib,
Die hießen sie Catunam: 'Weh' über euren Leib,
Weh' über euer Reich! es mag nicht länger stehn;
Nicht möget ihr hinfüro der Herrschaft Tage sehn:
Es ward euer Reich seit langem gegeben den Christen hin;
Nun bringt es an ein Ende der fromme König Pippin.
Mit gewaltigem Heere naht Pippin zur Hand;
Er wird in kurzer Frist einnehmen dein ganzes Land,

Er wird das Volk der Hunnen verstören mit Heeresmacht,
Es werden auf allen Höhen die Franken stehn zur Wacht.

Eines kann dich retten: mach' auf dich allsogleich
Und nimm mit dir zur Stelle Geschenke köstlich und reich;
Biet' ihm Gold und Geschmeide und wirf dich in den Staub:
So läßt er dir das Leben; sonst bist du des Todes Raub.'

Wie das der Fürst vernahm, verzagte das Herz ihm schier:
Mitsamt des Landes Großen bestieg er zur Stunde sein Tier
Und warf sich in den Staub zu des Königs Füßen hin
Und bot ihm Gaben dar, zu versöhnen seinen Sinn.

Und sprach: 'Heil dir, Herr König; du sollst unser Herrscher sein;
Ich gebe mein ganzes Reich dir in die Hände dein;
Mit Blatt und Halm gehört es dein von dieser Frist,
Wald und Berg und Höhen und was darinnen ist.

Nimm unsre Kinder zu Geiseln: dein ist jeder Dienst;
Nimm des Landes Erste: es ist uns reicher Gewinst,
Daß du nur von dannen führest dein Heergesind;
Dein sind wir mit Leib und Leben, mit Kind und Kindeskind.' —

So singen als fromme Christen wir Gotte Preis und Ehr,
Der uns den Sieg verliehen über der Heiden Heer;
Der Herr gab Macht und Ehr in unsres Königs Hand,
Daß sich jetzo muß beugen vor ihm der Hunnen Land.

Es lebe König Pippin in der Furcht des Herrn;
Er komme hoch zu Jahren, ein König nah und fern,
Sein Auge möge Kinder und Kindeskinder sehn:
So wird das Reich der Franken je und je bestehn.

Doch, des das Reich der Reiche und Macht ist aller Macht,
Der das vollbringt, was nimmer Menschenkraft vollbracht,
Das ist der Kaiser nicht, das ist nicht der Heiden Heer,
Das ist nur Gott allein: ihm sei Lob, Preis und Ehr.

DER EISERNE KARL

Im Langobardenlande das Orlogbanner weht;
Der König zu Pavia auf steiler Warte steht
Und schaut mit seinem Gaste hernieder ins lachende Land.
Ein Graf aus Franken ist es, landflüchtig und gebannt.

Erst kam der Troß gezogen schier endlos ohne Zahl;
Auf Roß und Reitern blitzte der Morgensonne Strahl.
Der Langobarde fragend zu seinem Gaste spricht:
'Ist Karl bei diesem Haufen?' Antwortet der: 'Noch nicht.'

Und weiter, neue Scharen und immer neue traun;
Das ist der Franken Heerbann, der kommt aus allen Gau'n.
'So ist Herr Karl gewißlich bei diesen? Gib Bericht.'
Graf Ottokar dawider: 'Noch nicht, noch immer nicht.'

Des Königs Herz entbrannte: 'Und werden es noch mehr,
Wie soll es uns ergehen vor Karl und seinem Heer?'
'Ihr werdet ihn von selber erkennen, wenn er naht;
Doch was mit uns ergehe, des weiß ich nimmer Rat.'

Nun kam das Ingesinde und scholl der Pfaffen Sang,
Vom Morgenwind getragen, das weite Feld entlang.
'So laß uns niedersteigen tief in der Erde Schacht,
Ob wir uns bergen mögen vor solches Feindes Macht.'

Graf Ottokar gedachte fernferner bessrer Zeit:
'Seht Ihr in Eisen starren die Felder weit und breit,
Und dringt zu Tor und Mauern Tessin und Po herein
Mit eisenschwarzen Wellen, so mag er nahe sein.'

Und eh' das Wort verklungen, im Westen es wallt und webt
Gleich dunkler Wetterwolke, daß jedes Herz erbebt;
Und Waffen über Waffen in eisengrauem Schein,
Und dort der Held von Eisen, das muß der Kaiser sein.

Von Eisen Helm und Brünne, so Haupt wie Brust ihm deckt,
Den Eisenspeer die Linke hoch auf zum Himmel reckt,
Es zückt das Schwert von Eisen die Rechte grimmigwild,
Von Eisen schier die Schienen, von Eisen schier der Schild.

In schwarzem Eisenpanzer sein feurig schnaubend Roß
Und eisern ihm zur Seite ringsher der Seinen Troß;
All Eisen nur und Eisen! Dem Grafen das Herz verzagt:
'Hier habt Ihr ihn vor Augen, nach dem Ihr so gefragt!'

NOTKER AN SALOMO

I.

MAHNUNG

Du bist zum Priester des Herrn geweiht:
Was kümmern dich Tand und Eitelkeit,
Daß du, der Weltlust zugewandt,
Unreines rührest mit reiner Hand?

Nicht darfst du wenden hell und klar
Nach schandbaren Dingen der Augen Paar;
Zu des Himmels Höhen schlage sie auf
Und betrachte der Sterne ewigen Lauf.

Dir heißt es Sünde, in Liebeslust
Zu küssen und kosen Brust an Brust;
Kein lüsternes Wort entfliehe dem Mund,
Dem Gottes Ruhm und Ehre kund.

Gar vieles befiehlt der Herr dein Gott;
Dein Ohr, es achte auf sein Gebot.
Die Nüster trinke des Himmels Luft,
Bis Gott im Himmel dich zu sich ruft.

Tust du nach diesen Worten mein,
So bleibst du an Leib und Sinnen rein;
Und läßt du noch deines Herzens Denken
Von seinem heiligen Willen lenken,
So werden die Leute dein Loblied singen,
Nicht schlechte Weiber dir Schande bringen.
Hast einer du vor den andern acht,
Gleich wirst du von allen ausgelacht;
Und liebst du sie alle, das ganze Geschlecht,

Dann ist es wieder der einen nicht recht.
Du sei ein Mann: affektierter Klang
In der Stimme, und müder, schlaffer Gang,
Geschminkte Brauen, rasierter Bart,
Dazu der Teint interessant und zart,
Dergleichen halte dir weit vom Leib:
Das ist des Teufels Zeitvertreib.
Dein Amt ist Beten, vergiß es nicht;
Die geistlich Blinden, du bist ihr Licht,
Bist Christi Glied. Sein Öl ergießt
Sich über deinen Scheitel und fließt
Von oben dir in den Bart hinein,
Zum Priestertume dich einzuweih'n. —
Ich schreib' dir nimmer in anderm Ton,
Und wäre Silber und Gold mein Lohn,
Noch schreckt mich, was mir viel ärger ist,
Wenn du deshalb auf mich böse bist.

II.

EIN FERIENTAG

Notker. Ei, lieber Bruder, sieh, da hast du nun,
Was du so oft gewünscht hast laut und leise;
Nun schau, wo jetzo wir beginnen sollen.
Salomo. Was sonst, Herr Lehrer? eine Schüssel nehm' ich,
Schaff' Öl und Senf, hol' Bohnen, Kürbisse,
Und guck' im Topfe nach, ob etwas drin ist,
Was einem flauen Magen frommen mag.
Ihr tut mir leid; ihr seid so ganz ermattet;
Und nicht bloß ihr seid müd' vom vielen Schreiben,
Auch ich hab' mir den Mund schier wund gebettelt.
Notker. So, du bist heiser? nun, Gott sei's gedankt!
Da werd' ich endlich etwas Ruhe kriegen.

Salomo. Was, Ruhe? da könnt ihr noch lange warten!
Doch saget selber, was ihr haben wollt.
Denn wer da schafft, ist seines Lohnes wert,
Steht in der Bibel. Notker. Also ist es auch.
Der Vogelsteller lebt von seinen Vögeln,
Und so der Fischer und die andern all:
Ein jeder lebt, wie's sein Gewerbe gibt,
Von seinem Kopf und seines Schweißes Lohn.
Doch du bist selber nur ein armer Schlucker.
Von dir begehr ich weiter nichts als Brot
Und was im Topf ist, — wenn es ein'germaßen
'was Gutes ist; und dann, vor allen Dingen
Begehr' ich eines noch. Salomo. Was ist es denn?
Möchtet ihr Gold? oder ist Milch euch lieber?
Warum betrübt ihr euch in eurem Herzen?
Ich geb' euch pures Gold, wenn ihr's begehrt,
Geläutert Silber, wenn ihr wollt; die Taschen
Will ich euch füllen — aber, bitte, bitte,
Macht doch ein freundliches Gesicht und sagt,
Was euch zuwider ist. Notker. Ich habe nichts
An deinem Wort zu tadeln. Was du sagst
Und 'bittest', will ich alles gerne tun.
Am Glanz von Gold und Silber hab' ich mich
Noch nie gefreut; weit lieber ist als dies
Dein Händefalten mir und dein Gebet,
Daß du für unser beider Seligkeit
Betest ohn' Unterlaß, daß hier und dorten
Uns beiden Freude sei beschert durch den,
Der lebt und herrscht in alle Ewigkeit.

NOTKERS SEQUENZEN

I.

AUF DIE UNSCHULDIGEN KINDER

Lob dir, Herr Jesu,
Vor dem Weisheit,
Was die Kinder
Dieser Welt
Achten als Torheit,
Dem zu Diensten
Jedes Alter
Und Geschlecht
Allzeit verbunden.
Als deine Streiter haben heut
Zart und klein,
Vom Mörderstahl getroffen
Des Herodes, die Kindelein
Dein Lob gesungen:
Wenn sie zu klein, als daß ihr Mund
Es vermocht,
So haben sie statt dessen
Für dich, Herr Christ, ihr Blut verspritzt
Und dich so gelobt,
Milch mit dem Blute
Vergießend,
Zu schreien
Vor Gottes Throne,
Welchen die Tränen
Erbarmen
Der Waisen
In ihrer Unschuld.

Wo war ein Streiter
Noch so voll Kraft
Jemals,
Daß den Scharen sein
Solchen Sieges Höhe
Er gewährt, Herr Jesu Christ,
Wie selbst ein Säugling
Den Kindern klein wie du
Du ihn verliehen,
Sie gen Himmel
Sendend,
Dort zu herrschen ewiglich.
Die Christum ihr laut gepriesen,
Der Zeugen Blüten ihr
Voll Prangens
Und der Bekenner
Erhabne Erstlinge,
Der heil'gen,
Dazu der Jungfrauen,
Unfruchtbar in der Welt,
Trauteste Kindelein,
Büblein, ihr hold und fein,
Steht uns mit Gebeten bei;
Die Christus
Eurer Unschuld
Halb und eurer Todesnot,
Die um ihn
Früh ihr littet,
Woll' erhören gnädiglich,
Auf daß wir erben den Himmel.

II.

AUF NEUJAHR

Jauchze, Maria,
Gottesmutter magedlich,
Die den Worten
Gabrielis
Fromm in Hoffnung
Du geglaubt hast.
Von der Kraft des heil'gen
Geistes überschattet
Hast als Jungfrau du den Sohn
Geboren, der die Welt regiert.
Da du gebarest,
Sangen die Engel
Bei der Hürden Bau:
Lag doch ihr König
In enger Krippe
Als ein Kindlein klein
In der Stadt zu Bethlehem.
Dir hat der Engel
Befehl getan,
Es solltest Jesum du
Das Kindlein heißen,
O Jungfrau rein,
An der Beschneidung Tag,
Das alleine unsrer Sünden Zahl
Samt Vater und heil'gem Geiste weiß
Zu beschneiden ganz und gar,
Zu deinen Handen
Gaben dreie
Bringen die Weisen her,

Für uns ein Zeichen.
Des sollen wir
Leben und glauben recht.
Dich ließ als erste,
Da du klagtest,
Christus
Ein Zeichen erschauen seiner Macht.
Dir tat zuliebe
Er der Wunder
Erstes,
Da er als Gott
Wein aus Wasser schuf.
Darum wir beten,
Daß unsre Verfehlung
Bei Gott dem gnäd'gen Vater
Du vertreten mögest,
Der dich hienieden
Seinem Sohn als Mutter
Erkoren, den er zeugte,
König er den König,
Und dir, die du leuchtest
Vor dem Angesicht Gottes,
Dir zerknirschten Herzens,
Dir nahn wir betend,
Auf daß du ihn uns,
Der in deinem Schoß gewohnt,
Gnädig stimmen wollest.

III.

AUF OSTERN

Dem aus Grabesnacht
Auferstandnen Heiland huldigt die Natur:
Blum' und Saatgefild
Sind erwacht zu neuem Leben;
Der Vögel Chor
Nach des Winters Rauhreif singt sein Jubellied.
Heller strahlen nun
Mond und Sonne, die des Heilands Tod verstört,
Und im frischen Grün
Preist die Erde den Erstandnen,
Die, als er starb,
Dumpf erbebend ihrem Einsturz nahe schien.

IV.

AUF DEN SAMSTAG NACH OSTERN

Preisend ihren Geliebten
Lobsinge laut Christi Kirche,
Um die Vater und Mutter er verließ,
Unsrer Schwachheit sich unterwand als Gott,
Dem Tempel gab den Scheidebrief.
Ihre Gnadengaben, Jesu Christ, sind entflossen der heil'gen Seite dein;
Deines Kreuzes Anker hält ihr Schiff
In der Brandung des Lebens dieser Welt.
Weil sie dir lieb als dein Weib,
Weilst du in Gaza, allein um ihre Tore zu sprengen;
Aus der Gewalt der Feinde sie zu erretten, bestrittest du den Riesen
Goliath, warfst ihn nieder mit einem einz'gen Stein:
Und sieh im Schatten der Rebe,

Christe, führt ihren Reigen friedlich die Kirche dein;
Da du im Garten erstandest, hast du den Blütengarten deines Paradieses
Den lang verschloss'nen aufgetan den Deinen, Herr Jesu.

V.

AUF MARIEN HIMMELFAHRT

Es freuen sich der Engel Chöre
Mit der Jungfrau ruhmesreich,
Die magdlichen Leibes
Den Sohn ans Licht geboren hat,
Der vom Bann des Todes
Mit seinem Blute hilft der Welt.
Denn sie ist voll Freuden,
Als Herrscher
Des Himmels jetzo zu erschaun,
Dem weiland hienieden
Als Jungfrau
Sie mütterlich die Brust gereicht.
Wie müssen hoch die Engel
Marien,
Jesu Mutter, benedein,
Die ihrem Sohn von Schulden
Als Diener
Sich bekennen untertan.
Wie hoch gelobt im Himmel
Muß der Jungfrau Name sein,
Die des Himmels König
Obdach dargeboten hat
In ihres Leibes Schrein heilig keusch;
Wie hellen Scheins leuchtet

Droben hoch des Meeres Stern,
Die ihn gebar, das Licht
Der Sterne, des Menschenvolks,
Dazu der seligen Geisterschar.
Dich, Herrin des Himmels,
Preist des Volkes Mund,
Das hier versammelt ist, frommen Sinns;
Dich mit Lobgesängen
Samt der Engel Chor
Hebt es empor zu des Himmels Höhn.
Dich, Jungfrau, kündet Rätselwort des Propheten,
Jauchzend singen dir Lob die Väter,
Die Jüngerschar
Und Christi Zeugen all
Preisen dich.
Dir folgt viel Volkes, Mann und Magd gleicherweise,
Wählend magedlich heil'ges Leben
An Reinheit gleich
Des Himmels Bürgerschaft
Nicht zu frein.
Also ist die ganze Kirche
Mit Herz und Liedern
Treu und zugetan
Deinem Dienst,
Bringt dir dar aus frommem Herzen
Der Ehrfurcht Opfer,
Mit Beten sich brünstiglich
Dir nahend,
Maria,
Auf daß du mit deinem Schutz sie vor Christo, unserm Herrn,
Wollest vertreten ohn' Ende.

SEQUENZ DER HEILIGEN HILDEGARD AUF DEN HEILIGEN MAXIMIN

Es schaute die Taube durch das Gitter des Fensters,
Wo vor ihrem Angesicht drinnen
Der Balsam hernieder träufelte
Von Maximins lichter Helle.
Glüh entbrannte die Sonne,
Und ihr Schein durchdrang die Finsternis;
Des entsproßte die Knospe,
Wuchs des Edelsteines Kleinod,
Des reinen Tempels Zier, das war sein Herze fromm.

Ragend steht er, dem Turme
Von Cedern gleich zu schaun und Cypressenholze;
Sardonyx und Hyacinth, die sind sein Schmuck,
Gleich der Stadt, der hehren, ob der Künste der Meister all.
Mit dem raschen Hirsche
Hinstrebt' er zur Quelle des lautersten Wassers,
Das sprudelt aus dem stärksten Stein hervor,
Aus dessen Naß die Süßigkeit strömt der Düfte.

O die ihr euch erlabt
Der Würze in dem frischen Grün,
Darin die Gärten des Königs prangen,
Die zur Höhe ihr anstiegt,
Nachdem ihr des Opfers Heiligtum,
Des Widders Weihgeschenk, dargebracht habt!
Unter euch leuchtet als Meister er, als des Baus Pfeiler,
Dessen Herz des Adlers Fittich sich ersehnt,
Der die Weisheit geküßt hat als die Amme sein:
Denn ihr zum Ruhme ist so an Söhnen die Kirche reich.

Bist Berges Gipfel, Tales Tiefe auch,
Und hier wie dorten
Erhebst du dich, ein stolzer Bau, gen Himmel,
Wo der Steinbock wandelt, des Elefanten Geselle,
Und wo der Weisheit Quell der Erquickungen höchste.
Voller Stärke und Milde bist du beim heil'gen Amt
An den lichtbeglänzten Stufen des Altars,
Aufsteigend wie ein Rauch von Düften schwer
Zu des Höchsten Throne,
Wo du mit Gebeten das Volk vertrittst,
Das hinstrebt wohl zu des Lichtes Warte,
Des Preis sei im Himmel.

DIE NORMANNEN VOR PARIS

Gezogen kam vor die Stadt Paris
Mit zahllosen Schiffen der Normänner Heer,
Auf dritthalb Meilen in mächtigem Zug
Bedeckten die Schiffe den Seinestrom,
Und nirgend ein Ende zu sehen.
Und am Morgen darnach bei des Frührots Schein,
Ihr Heerkönig Siegfried die Schritte lenkt
Zum Bischofssitz und das Haupt er neigt:
'Herr Gozelin, denkt an der Euren Heil,
Euer Leben zu retten, und folgt meinem Wort:
Laßt uns durch die Stadt; es geschieht ihr kein Leid,
Wir wollen die Ehre, die euch gebührt,
Und wahren Graf Odos Ehre.'
Voll Gottvertrauen der Bischof spricht:
'Es hat uns Herr Karl diese Stadt vertraut,
Dem rings sich neigt des Weltalls Kreis
Nächst aller Könige König,
Nicht darum fürwahr, daß das Reich durch sie
Ins Elend komme; sie soll zum Heil
Und Segen dem Reiche gedeihen!
Wär' dir wie uns befohlen die Stadt,
Und tätest du, was von uns du verlangst,
Sag selbst, was dann du verdientest!'
'Das blanke Schwert', Herr Siegfried spricht,
'Und mein blutig Haupt vor die Hunde!
Doch gibst du nicht nach, so senden wir dir
Des Todes Geschosse zum Morgengruß
Vom Lager herüber, und neigt sich der Tag,
So schleicht sich hinein des Hungers Gespenst,
Und nimmer kommt euch Erlösung!'

VON DER KÖNIGIN ADELHEID

Von hinnen geschieden nach schwerer Krankheit
War Herr Lothar, Italiens Herrscher.
Des Reiches Zügel ließ er zu Handen
Der erhabenen Frau, die sein Weib gewesen.
Die war eine Tochter König Rudolfs,
Aus edler Ahnen langer Reihe;
So führte mit Fug von der Eltern Adel
Sie selber den Namen Adelheide.
Und gar königlich war ihr Leib zu schauen,
Und all ihre Art und all ihr Leben
Entsprach ihrer Herkunft aus Königsgeschlecht.
Es strahlten so hell ihres Geistes Gaben,
Daß sie wohl das Reich zu lenken wußte,
Stund nicht auf Abfall der Sinn des Volkes.
Allein nach dem Tode König Lothars
War eine Partei im Volk ihr entgegen,
Die setzte sich frevelnd wider die Herrin
Und gab das Reich in Berengars Hände,
Des Ahn sich weiland unterwunden
Als Zwingherr des Thrones; nach dessen Tode
Es heimgefallen an König Hugo.
Als sich Berengar nun im Besitze der Macht sah,
Der lang ersehnten, barg er nicht länger
Den Groll, den stumm er im Busen geborgen,
Derweil ihm genommen der Väter Erbe.
Und, wutentbrannt ohn' alle Maßen,
Ließ er aus seinen Zorn an Adelheiden,
Die ihm nimmer, so lang sie Krone getragen,
Ein Leides getan. Mit arger Gewalt
Stieß er sie vom Thron, erbrach den Kronschatz,

Raubte, was er fand, mit gierigen Händen
Gold und Gestein und alles Geschmeide
Und der Krone Reif — nichts mocht' ihr bleiben;
Und entblödet' sich nicht, von ihren Dienern
Die Fürstin zu scheiden und allem Gesinde,
Wie's einer Königin ziemen mochte;
Ja er ließ ihr zuletzt die Freiheit nimmer,
Zu gehn und bleiben nach eignem Willen,
Und gab sie selber mit einer einz'gen
Magd zu hüten in strengem Gewahrsam
Der Grafen einem in seinen Diensten.
Der war ihm zu Willen und hielt seine Fürstin
Ohne Scham gefangen, die nichts verbrochen,
Und umgab sie mit Wächtern und Kerkermeistern,
Wie man Frevler hütet und Friedensbrecher.
Doch der Petrum erlöst aus Herodis Banden,
Hat auch sie befreit, als die Stunde kam.
  Während bange Sorge das Herz ihr quälte
Und nirgend Trost sich zeigen wollte,
Sandt' insgeheim ihr einen Boten
Bischof Adelhard, den ihr Los nicht länger
Rasten ließ, und riet ihr in Treuen,
Sie sollt' entfliehen, Schutz zu suchen
Hinter seiner Bischofsstadt festen Mauern:
Dort sei sie dann sicher; und er entbot ihr
Geziemenden Dienst. Ob dieser Botschaft
Fröhlichen Herzens sann die Fürstin,
Wie der Kerkerhaft sie entrinnen könnte.
Doch wußte sie nicht, was anzufangen:
Kein Tor stund offen, daß sie nächtens,
Wenn fester Schlaf die Wächter umfinge,
Entkommen möchte; dazu war niemand

Von ihren Leuten bei ihr im Kerker,
Der gewärtig gewesen ihres Winkes,
Bis auf jene Magd und einen Priester.
Als sie diesen geklagt, was ihr Herz bedrückte,
Kamen sie überein in gemeinsamem Ratschluß,
Es würde sich alles zum Bessern wenden,
Wofern sie heimlich unter der Erde
Grüben einen Gang, zu entfliehn dem Gefängnis.
Und so geschah's mit Gottes Hilfe.
Als der Gang vollendet, wie sie's beschlossen,
Kam die Nacht der Befreiung. In tiefem Schlafe
Lag alles Volk. Da floh von dannen
Mit den beiden Getreuen die fromme Fürstin
Und täuschte die List der Wärter alle.
Sie floh so weit bei nächtlicher Weile,
Wie die zarten Füße sie tragen mochten;
Doch da die Schleier der Nacht zerrissen
Und der Himmel sich mählich blaßgrau färbte,
Barg sie sich sorglich in heimlichen Höhlen,
Im Waldesdickicht, in Ackerfurchen
Unter wogenden Ähren des reifen Korns,
Bis das Dunkel wieder der Nacht herbeikam
Und die Erde hüllt in wallende Nebel:
Da setzte sie weiter den flüchtigen Fuß.
Als nun die Wächter sie nimmer fanden,
Taten sie mit Zittern Bericht dem Grafen,
Des Amt es war, die Fürstin zu hüten.
Sein Herz erbebt' in schrecklicher Furcht,
Und er machte sich auf mit vielen Begleitern,
Die Verschwundne zu suchen; doch alles umsonst.
Es gelang ihm nicht herauszubringen,
Wohin sich gewandt die hehre Fürstin.

So mußt' er die Sache schließlich melden
Herrn Berengar. Der entbrannte vor Zorn
Und sandte seine Leute nach allen Seiten,
Sie sollten nirgend vorübergehen
Und jedes Versteck genau durchforschen,
Ob sich irgendwo die Fürstin verborgen.
Und er selber nahm seine Mannen zu sich,
Eine auserlesene Schar, als gält' es,
Wildkühne Feinde zu bestehn im Kampfe;
Und ritt hindurch, gestreckten Trabes,
Durch das Ackerfeld, in dessen Furchen
Sie sich geschmiegt unter hohen Ähren.
Doch so viel er auch wohl aller Enden
Die Stätte durchsuchte, wo sie sich geborgen
In Todesangst, und mit seinem Speere
Auseinander die Halme teilte,
Er fand sie nicht: sie schirmte der Herr;
Und er mußte kehren mit Schaden und Spott.
Doch bald erschien der würdige Bischof
Herr Adelhard und führte die Fürstin
Voller Freuden in seine Veste,
Und dient' ihr dort mit allen Ehren,
Bis noch höhere Fülle der Macht ihr wurde
Durch Christi Gnade, denn die sie verloren,
Da Otto sie, der große König,
Zu seines Reiches Genossin erkor.

DIE OTTONEN

Otto war's der Große,
Dessen diese Weise
Den Namen trägt 'Otten Weise'.
Nächtens hatte er ermüdet sich hingestreckt,
Da lichterloh
Stund die Königsburg jäh in Flammen.
Und die Seinen zu schirmen erstund er,
Für die Feinde ein Schrecken zum Tode;
Denn es ging die Kunde um,
Der Ungern Volk
wäre wider ihn aufgestanden.
Und sie lagen am Ufer, gewappnet:
Stadt und Hof und Hütte stund in Flammen,
Um den Sohn die Mutter weint
Und er um sie:
Nirgend finden sie eine Stätte.
'Werd ich nicht den Hunnen schier',
Sprach der Kaiser, 'zu Spotte?
Lässig ist der Meinen Sinn
Und vergebens mein Rufen.
Derweilen wir verziehn,
Wächst die Drangsal weiter:
Darum rafft euch eilig auf
Und auf den Feind
Geht zur Seiten mir, auf die Hunnen!'
Herr Kunrad war unverzagt,
War der Kühnste von allen.
'Wem vor diesem Kampfe bangt',
Rief er, 'fahre zur Höllen!
Auf, legt die Waffen an!

Seht, die Feinde dräuen,
Selber geh' ich euch voran,
In Feindesblut
Meine Hand zuerst eintauchen.'
  Das entflammt sie, und sie rufen:
'Zu den Waffen! auf die Feinde!'
Folgen den Fahnen, Hörner blasen,
Dröhnend hebt sich Schlachtgeschrei,
Mit Tausenden
Hundert Deutsche nur im Gemenge.
  Manche weichen, mehr erliegen;
Vor dem Franken flieht der Hunne —
Die Zahl der Leichen staut die Wellen,
Rot von Blute sich der Lech
Zur Donau wälzt,
Weit der Hunnen Not zu verkünden,
  Wie die Hunnen er bezwungen,
Also siegreich aller Orten
Schied er, zur Trauer allem Volke;
Und er ließ dem Sohn zurück
Den Namen sein
Samt der Krone Zier und der Tugend. —
  Kam der junge nach dem Vater;
Er regierte viele Jahre,
Gerecht als Richter, stark und milde —
Eines nur war ihm versagt:
Gar selten nur
Stund das Schlachtenglück ihm zur Seiten.
  Doch sein Sprößling, der gepries'ne
Otto, aller Jugend Zierde,
War nicht bloß tapfer, war auch glücklich:
Denn die des Heeres Waffentat

Niemals besiegt,
Seines Namens Ruhm zwang sie alle.
  Stark im Kriege, groß im Frieden,
Aber milde hier wie dorten,
War er in Siegen, Krieg und Frieden
Allzeit hold dem armen Volk
Der Fahrenden:
Heißt ein Vater drum aller Armen.
  Doch ich mach ein Ende;
Man möchte mich zeihen,
Daß schuldhaft ich etwan
Der Fülle des Lobes
Abbruch tue durch Ungeschick,
Das nimmermehr
Eines Sängers Mund mag erreichen.

TOTENKLAGE UM OTTO III.

Wer leihet Wasser meinem Haupt,
Da des Schirmherrn ich beraubt?
Wer leiht den Augen strömend Naß,
Tränen uns ohn Unterlaß?
Ach, nimmermehr der Tränen Flut
Allem Weh Genüge tut.

König Otto erwuchs zum Mann;
Des die Kirche Sieg gewann.
Das Kaisertum ward ihm zuteil;
Und die Welt erschaut ihr Heil:
So lang als Ottos Reich gewährt,
War ihr Glück und Heil beschert.

Doch da die Bosheit dieser Welt
Schrie empor zum Sternenzelt,
Entschwang er sich zum ew'gen Licht,
Trat vor Gottes Angesicht;
Des Lebens Krone unverwandt
Trägt er jetzt im Himmelsland.

Das Reich der Reiche mit verdarb,
Da Otto des Todes starb;
Bei unsers Otto jähem Fall
Ward ein Sterben überall,
Es hat die Sonn verkehrt ihr'n Schein,
Das Gericht mag nahe sein.

Der Westen wein' um seinen Tod,
Klage heb' der Osten rot,

In Asche traure Nordens Reich
Und der Mittag, all' zugleich:
Verstummt ist unsrer Leier Klang;
Rings ertöne Wehgesang.

Welt bewein' ihn, Rom bewein' ihn,
Kirche Christi trage Leid;
Kein festlich Lied ertön' in Rom,
Wehe rufe Pfalz und Dom:
Des Kaisers Reich hat aufgehört,
Dessen ward die Welt verstört.

Nun droht dem bangen Erdenball
Neuer Sündflut Wasserschwall;
Der Wolf fällt in die Hürden ein
Und das Ende bricht herein:
Bald schaun wir Christi Angesicht,
Wie er naht zum Weltgericht.

DIE QUELLE

Herr Gongolf kehrt gekrönt mit Sieg
Nach Hause heim aus blut'gem Krieg;
Wo mancher sank, zu Tode wund,
War heil er blieben und gesund.
Er kam auf seinem Wege
An ein umzäunt' Gehege,
Drin wohnt ein armer Bauersmann:
Das hat's dem Herzog angetan.
Der Garten blüht' in Prangen,
Die Vöglein lustig sangen;
Inmitten klar und helle
Sprang murmelnd eine Quelle,
Gar lieblich klang ihr Rauschen:
Der Herr blieb stehn zu lauschen,
Er mag den Blick nicht wenden;
Tät seinen Knappen senden,
Den Herrn des Gartens herzuholen.
Der tritt heraus, wie ihm befohlen.
Der Herzog spricht mit Sitte:
'Sei willig meiner Bitte,
Mein Freund; laß mir das Brünnlein fein,
Dein Schade soll's gewiß nicht sein.'
Der Bauer hat's vernommen;
Es klingt ihm hochwillkommen,
Schier traut er seinen Ohren nicht,
Voll Freuden strahlt sein Angesicht;
Hoch klopft sein Herz in hast'gen Schlägen
Ob solchem unerhörten Segen:
'Herr, euer Lob ist allen kund;
Euch preist das Volk mit frohem Mund,

Ich weiß die Worte schlecht zu wählen.
Ach Herr, ihr habt ja zu befehlen;
Was ihr gebietet, das ist recht:
Ihr seid der Herr, ich bin der Knecht.
Wenn ihr es wollt, so muß ich fort;
Ich füg' mich willig eurem Wort.'
Bis endlich denn der Schwätzer schweigt
Und sich in Demut tief verneigt.
Der Herr in seinem milden Sinn
Nahm seine Rede gütig hin,
Bezahlt ihm drauf nach Schulden,
Das Buch sagt hundert Gulden,
Und wohlgemut und heiter
Zieht er des Weges weiter.
  Darob bei sich die Seinen dachten,
Er sei ein rechter Tor, und lachten.
Er merkt' es klüglich und begann:
'Was ficht euch, lieben Freunde, an,
So ungebührlich mich zu schelten,
Als tät' aus Torheit ich entgelten
Geringes Gut mit reichem Sold?
Als wäre hin das gute Gold,
Als gäb' ich's ganz umsonst dem Alten,
Weil er den Quell dazu behalten?
Schickt euer einen schnelle,
Zu schauen, ob die Quelle
Noch weiter dort im Garten springt,
Und seht, was er für Antwort bringt!'
Da macht' sich einer eilig auf
Und eilte hin in schnellem Lauf,
Um nachzusehen dort im Garten.
Neugierig mocht' er's nicht erwarten,

Gemach durchs Gartentor zu schaun:
Aus Dorn und Buschwerk war ein Zaun
Gewachsen um den Garten dicht;
Doch ob er sich auch arg zersticht,
Um durchs Geheg hindurchzusehn, —
Die Quelle mag er nicht erspähn.
'Es ist zu dicht', der Gute glaubt
Und, steif den Nacken, hoch das Haupt,
Nimmt er den Weg zur Pforte hin
Und wähnt, der Tor, in seinem Sinn,
Daß hinter dichter Rosenhecke
Die Quelle sich gewiß verstecke.
Doch nein, auch hier ist alles trocken.
Jetzt will ihm schier der Atem stocken,
Er wirft sich auf die Erde
Mit kläglicher Gebärde
Und leckt — allein kein Tropfen quillt,
Der Sehnsucht Durst bleibt ungestillt.
Er sieht, welch Unrecht er getan,
Und tritt beschämt den Rückweg an.
Und sieh, ein Wölklein hell und licht
Umschwebt des Herzogs Angesicht.
Er kündet, wie er es gefunden:
'Die Quelle', spricht er, 'ist verschwunden.
Der Herzog ist ein heil'ger Mann:
Zu zweifeln war nicht wohlgetan.'
Der Herzog mit dem Trosse
Kehrt heim zu seinem Schlosse;
Er steigt herab vom Pferde
Und steckt wohl in die Erde
Mit fester Hand den Stecken sein,
Drauf tritt er rasch ins Haus hinein.

Und über fröhlichem Gelag
Geht schnell genug dahin der Tag.
Die Nacht bricht ein; er legt sich nieder
Und streckt die kriegesmüden Glieder,
Doch hat kein Schlummer ihn umfangen.
Kaum ist die Sonne aufgegangen,
So bringt ein Diener ihm die Schuh
Und klopft; vorüber ist die Ruh.
Er tat zuerst, als ob er schlief;
Darnach, so wacht' er auf und rief
Dem Seneschall: 'Tu auf die Tür.'
Die Seinen stunden schon dafür.
Kein Wasser war im Becken drin;
Rasch schickt er einen Knappen hin,
Ihm seinen Stab herbeizubringen.
Der muß geschwind zum Garten springen;
Sein Auge sucht den Stecken.
Bald tät er ihn entdecken
Und zieht ihn aus. Da senkt sich schnelle
Die Wolke, und an selb'ger Stelle
Springt sprudelnd die gekaufte Quelle.
Was alles doch ein heil'ger Mann
In seine Tasche stecken kann!

DER EINSIEDEL

Es war einmal ein Mönch Johann,
Der hoher Tugend Ruhm gewann,
Ob zwar er klein nur von Gestalt;
Der lebt' selbzweit im wüsten Wald.

Er sprach: 'Den lieben Englein gleich
Will leben ich im Himmelreich,
Nicht Speise kennen noch Gewand,
So zubereitet Menschenhand.'

Der Ältre sprach, und meint es gut:
'Mein Bruder, sei auf deiner Hut;
Nur nicht zu jach: es wird dir leid,
Was du beginnst, in kurzer Zeit.'

Darauf Johann: 'Nein, ohne Krieg
Gibt's Niederlage nicht noch Sieg!'
Und weiterweg zum wüsten Ort
Zieht nackt und bloß er mutig fort. —

Acht Tage hält er just es aus:
Des Feldes Gras ist karger Schmaus;
Der Hunger wandelt seinen Sinn:
So macht er kehrt nach Hause hin.

Dort saß sein Freund in guter Ruh
Am warmen Herd, die Türe zu.
Da klopft es leis: 'Mach auf die Tür,
Mach auf, mein Bruder, komm herfür:

Ich bin's, Johann, der draußen steht,
Der hungernd hier um Einlaß fleht.
Erbarm dich mein und meiner Qual;
Ich muß zurück, hab keine Wahl.'

Doch der, von innen: ‘Nimmermehr!
Johann ward wie der Engel Heer;
Zum Himmel schaut verzückt sein Blick,
Der schaut nach uns nicht mehr zurück.’

Johann mit Zähneklappern wacht
Auf kalter Erde drauß die Nacht;
Zu dem, was er sich auferlegt,
Er nun die andre Buße trägt. —

Der Morgen graut. Er darf hinein;
Geduldig trägt er jede Pein,
Bei trocknem Brote stillbeglückt,
Kein Scheltwort rührt ihn, wie entrückt.

Nun ist er satt, und frisch und frank
Sagt Gott er und dem Bruder Dank;
Zur Hacke greift der müde Mann
Und gräbt und schafft, so gut er kann. —

Nach solcher Not für alle Zeit
War seines Hochmuts er befreit;
Er ward, zum Engel halt zu schwach,
Ein braver Mensch so nach und nach.

DAS SCHNEEKIND

Hört zu und merkt
Treulich alles Volk den tollen Schwank,
Wie's des Schwaben Frau gelang,
Trügen ihren Mann,
Und wie er gleiches ihr getan.

Von Konstanz fuhr
Einst ein Schwäble hin wohl übers Meer,
Waren tauschen hin und her;
Derweil schuf sein Weib
Daheim sich guten Zeitvertreib.

Kaum fuhr das Schiff
Auf den wüsten Wogen,
Kam ein Wetter da
Plötzlich aufgezogen;
Brausend steigt die Flut,
Wild die Winde wehn,
Hoch die Wellen gehn,
Und den heimatlosen Mann
Wirft in fernem Land
Ein Südsturm schließlich auf den Strand.

Indes zu Haus
War das Weib nicht träge:
Gaukler waren nah,
Burschen auf dem Wege;
Rasch den fernen Mann
Schlug sie aus dem Sinn,
Gab sich willig hin.

Alsobald sie schwanger ward —
War's zu rechte nicht:
Das Kind kam rechter Zeit ans Licht. —

Zwei Jahre vorüber waren,
Da kehrt nach Haus er sonder Harm;
Entgegen eilt ihm die Fraue
Und hält das Knäblein auf dem Arm.
Erst begrüßt er sie gar treugesinnt;
Doch dann heißt's: 'Wes ist das Kind?
Rede sollst du stehn;
Sonst müss' es gleich dir übel gehn.'

Die Fraue, in Todesängsten,
Lügt und schwindelt mit dreister Stirn:
'Ach Liebster, da steh' ich', spricht sie,
'Eines Tages auf hoher Firn;
Nach dir in Sehnsucht ich dort vergeh':
Da nahm ich ein wenig Schnee —
Sieh, ach, Liebster, sieh,
Davon dies Kindlein ich empfieh.' —

Endlich rüstet wieder
So nach fünf, sechs Jahren
Sich der Kaufmann, unstät
Über See zu fahren;
Bessert aus das morsche Schiff,
Richtet neu es her
Und führt das Schneekind übers Meer.

Dort an ferner Küste
Bringt er es zu Lande,
Einem fremden Kaufmann
Setzt er es zu Pfande:

So wird er den Jungen los
Und kehrt heim zur Stund
Als reicher Mann mit hundert Pfund.

Aber nun zu Hause
Hebt er an zu klagen:
'Ach, was soll ich, Liebste,
Dir zum Troste sagen?
Dein geliebter Sohn ist hin,
Der gewißlich dir
Nicht teurer konnte sein denn mir.

Sieh, es kam ein Wetter,
Und der Wellen Branden
Ließ auf seichten Bänken
Uns Erschöpfte stranden;
Und wie glüh auf unser Haupt
Dort die Sonne schien, —
Da, siehe, schmolz das Schneekind hin.....'

VON DEN LETZTEN DINGEN

Ein Lied begehrt ihr Leute zu hören aus meinem Mund;
So lauschet meiner Rede: ich will euch machen kund
Ein Lied vom höchsten Gotte in seiner Herrlichkeit
Und des Widerchristen Zukunft in der allerletzten Zeit.

Der Widerchrist wird kommen, so läßt es der Herr geschehn;
Er kommt vom Judenvolke und wird das Licht ersehn,
Vom Stamme Dan geboren, im Lande Babylon,
Empfangen von einem Weibe, Satans einiger Sohn.

Dreißig Jahr erwächst er, ein Mensch, den andern gleich,
Verborgen und unerkannt, bis daß da kommt sein Reich:
Dann wird ihm Macht gegeben auf Erden offenbar,
Und wird das Reich behalten bis halb ins vierte Jahr.

Höret wohl und merket, was der Apostel spricht;
Also gebeut Sankt Paulus: 'Laßt seinen Brief euch nicht
Verführen, den er sendet; glaubt nicht der Rede sein,
Seinem Ruhm und Zeichen: sie sind ein leerer Schein.'

Die Gott der Herr vor Zeiten lebend zu sich nahm,
Henoch mit Elia, dem Boten des Herrn, zusamm'
Sie werden wiederkommen zur Erden, den Tod zu sehn;
Sie fällt der Widerchrist: so läßt es der Herr geschehn.

Und wenn bei dreien Tagen ihr Leib im Grabe lag,
So wird sie Gott der Herr erwecken am dritten Tag;
Und werden auferstehen, zu pred'gen in seiner Kraft,
Und werden zum rechten Glauben bekehren die Heidenschaft.

Danach zum andern fahren gen Himmel sie empor
Und bringen ihre Klage an Gottes Throne vor;
Ihr vergossen Blut von der Erden zu ihm um Rache schreit:
Des trifft den Höllengeist Vergeltung in kurzer Zeit.

Jesus Christus selber, unser Herr und Gott,
Der aller Welt zum Heil am Kreuze litt den Tod,
Er läßt ein scharfes Schwert ausgehn von seinem Mund,
Das fällt den Sohn der Sünde, den Widerchristen, zur Stund'.

Dann wird bei vierzig Tagen auf Erden nah und fern
Noch einmal Friede werden, bis zur Zukunft des Herrn.
Dann werden aller Augen ihn schaun von Angesicht
Und aller Zungen Volk hintreten vor sein Gericht.

Dann wird ein Kreuz am Himmel leuchten mit hellem Schein,
Ein wunderbarlich Zeichen; des müssen verloren sein
Juden, Heiden und Ketzer all zur selben Frist,
Denen das Kreuz ein Ärgernis und eine Torheit ist.

Die Engel selber zittern, die stehn an seinem Thron,
Wann er einem jeden wird geben seinen Lohn:
Die gerecht alleine mögen vor ihm bestehn
Und ihrer Werke halben seine Klarheit sehn.

Das ist die wundersame, die hochgebaute Stadt,
Die zwölf der güldnen Tore und zwölf der Pfeiler hat:
Sonne nicht und Mond noch Sterne scheinen dort —
Das ist des Höchsten Klarheit, die leuchtet immerfort.

Jerusalem, die lichte, so paradiesesschön,
Die Gottesstadt, die sel'ge, gebaut in Himmelshöhn,
Darinnen Christus waltet als König allezeit
Mit seiner Heil'gen Heere in ew'ger Seligkeit.

Die Mörder und Schelmen kommen nimmer ins Paradies;
Sie sind verdammt zu wohnen in Nacht und Finsternis.
Ihr Mund gar kläglich immer das 'wehe, wehe' ruft;
Und ist dazwischen befestigt eine große Kluft.

Wenn ihr nun solches höret, verzage nimmermehr
Mutlos euer Herze; folgt nach der Heil'gen Heer:
Die dürfen nun im Himmel tragen des Lebens Kron';
Der Höllenpein enthoben umstehn sie Gottes Thron.

Ja, furchtbar in der Hölle ist der Verworfnen Qual:
Wer den Tod alldorten geschmeckt zum andernmal,
Der findet in alle Ewigkeit nimmer seine Ruh;
Mit Satan muß im Schwefelpfuhl er brennen immerzu.

Nun wollen zum Allmächt'gen wir beten insgemein
In demutvollem Herzen, daß vor der Höllenpein
Er uns bewahren wolle in Gnaden für und für
Und selber weit uns auftun zu seinem Reich die Tür;

Und Lob und Ehre singen dem Herrn im Himmelsthron,
Zusamt dem heil'gen Geiste, dem Vater und dem Sohn,
Dem dreieinigen Gotte, der herrscht in Herrlichkeit,
Ein König aller Kön'ge, von Ewigkeit zu Ewigkeit.

FRÜHLING

Mit lindem Hauch der Westwind weht,
Die Sonne warm am Himmel steht,
Und ob dem Feld in blauer Luft
Der Ackerkrume würz'ger Duft.

Es kam der Lenz in Herrlichkeit,
Er trägt sein festlich buntes Kleid,
Nun sprießen neu das Laub im Wald,
Der Wiese Blumen mannigfalt.

Das Wild in Kluft und Waldversteck,
Die Vöglein bau'n in Busch und Heck',
Und frohen Schalls ihr Hochzeitslied
Weithin den grünen Wald durchzieht. —

Wenn solches nun mein Auge schaut,
Mein Ohr vernimmt des Liedes Laut,
Wie alles jauchzt in Freud' und Lust,
Ach dann schwellt Seufzen mir die Brust.

Ich Ärmste sitz' in Einsamkeit
Versonnen da mit meinem Leid,
Und hebe ich das Haupt empor,
Ist blind mein Auge, taub das Ohr.

Erhöret ihr das Flehen mein,
Herr Mai, in Gnaden seht darein;
Die ganze Welt in Blüten steht,
Indes mein darbend Herz vergeht.

VOM KÖNIG, DER ALLES GLAUBTE

Ich weiß ein Schelmenliedchen fein,
Das üb' ich gleich den Kindern ein,
Daß alles sie zum Lachen bringen,
Wenn sie die Schelmenverse singen.

Ein König eine Tochter hätt',
War wohlgestalt und zier und nett;
Der macht' in seinem ganzen Land
Ein feierlich Gebot bekannt,
Wer die Prinzessin freien wollte,
Daß der ein Ding erfüllen sollte:
'Kommt vor mein Angesicht ein Mann,
Der also grausam schwindeln kann,
Daß ich ihn selber strafe Lügen,
Dann soll er meine Tochter kriegen.'
Ein Schwabe kam des Weges her
Und meldet' sich von ungefähr:
'Ich bin einmal mit Pfeil und Bogen
Allein zum Jagen ausgezogen.
Da kam ein Häsichen geloffen,
Das hat mein Pfeil zu Tod getroffen.
Ich nehm den Burschen, weide
Den Leib ihm aus und schneide
Den Kopf mit meinem Messer ab.
Doch nun ich den in Händen hab',
So fließen aus dem linken Löffel
Goldgelben Honigs hundert Scheffel,
Und quellen aus dem andern Ohr,
Auch hundert Scheffel Erbsen vor.
Die faßt' ich in des Hasen Fell,

Zerlegte dann ihn selber schnell,
Und an der Blume, ganz, ganz hinten
Muß einen Königsbrief ich finden,
Der spricht euch mir als eigen zu.' —
'Das lügt der Brief,' der König schreit's, 'und du!'

So log der Schwab' den König an
Und ward des Königs Tochtermann.

DIE SCHLACHT AUF DEM MARCHFELDE

Ließ von Böhmen der König schlimm
Hoch die Fahnen wehen;
Mit dem römischen König er stritt voll Grimm,
Als wir es han gesehen:

Hauf an Haufen rings im Feld;
Hin und her, so sausen die Speere:
Manch starker Schaft in Splitter spellt
Von beider Kön'ge Heeren.

Die Krieger treiben grausen Spaß,
Sie ringen unverdrossen;
Der Böhmen viel ins grüne Gras
Sinken von den Rossen.

Rings zerstampft des Feldes Frucht,
Geknickt die Blumen alle;
König Rudolfs Heer in jäher Flucht:
Er selber kam zu Falle!

Jetzt ein Schloßenwetter: Geschoß auf Geschoß,
Der Mährischen Reih'n durchbrochen;
Aus ihrem Troß manch reisig Roß
Samt dem Herrn erstochen.

Ottokar erliegt im Streit,
Rot fließt der Donau Welle,
Rund umher, alle weit und breit,
Die Ritter sein zur Stelle.

Es bleicht der Helme lichter Schein,
Und die Feinde bangen;
Des Tages Sieg muß unser sein,
Die Herrn der Tod umfangen.

Eben ein Gemenge dicht —
  Nun ist es all zerronnen;
Der Adel hält sich länger nicht
  Als Schnee vorm Schein der Sonnen.

Nur Stöhnen zum Ohr, wohin man hört,
  Und Sterbeseufzer dringen;
Vom nahen Tode schon verstört,
  In letzter Not sie ringen.

Sein Reich der König ließ im Tod,
  Nie erhörte Kunde!
Auf seiner Brust von Blute rot
  Brennt die Todeswunde.

Nichts mocht' ihm frommen all sein Sold,
  Noch sein Silber lichte;
Nicht rettet ihn sein rotes Gold, —
  Seine Macht, die ward zu nichte!

Wohl war ihm hold das Glück zuvor,
  Doch muß das Rad sich drehen;
Nimmer kommt er mehr empor,
  Der Sonne Licht zu sehen.

Dem deutschen Reiche Glück und Heil,
  Der Feind mußt' ihm erliegen!
Schimpf und Spott der Böhmen Teil!
  Ihre Pfeiler biegen!

Durch Böhmenland von Ort zu Ort
  Nun die Kunden fliegen:
Des Krieges Gott in Blut und Mord
  Half König Rudolf siegen!

VON DES PAPSTES GERECHTIGKEIT

Es stehet geschrieben im Evangelium der h. Mark Silbers. In jenen Tagen[1]) sprach der Papst zu den Seinen zu Rom: 'Wenn[2]) des Menschen Sohn kommen wird an den Sitz unserer Herrlichkeit, so soll der Pförtner also zu ihm sprechen: Freund, was bist du hierhergekommen? Hält er aber an mit Klopfen und gibt euch nichts, so werfet[3]) ihn hinaus in die äußerste Finsternis, da wird sein Heulen und Zähneklappen.' Sprachen die Kardinäle: 'Was[4]) sollen wir tun, daß wir Reichtum erwerben?' Und der Papst antwortete und sprach: 'Wie stehet im Gesetz geschrieben? wie liesest du? Du sollst Gold und Silber liebhaben von ganzem Herzen und von ganzer Seele, und den Reichen als dich selbst. Tue das, so wirst du leben.'

Da kam ein Pfaff, der ward von seinem Bischof hart gedrängt wider das Recht, und mochte nicht vor sein Angesicht kommen; denn er war arm. Der schrie und sprach: 'Erbarmet[5]) euch meiner, erbarmet euch meiner, wenigstens ihr Pförtner des Herrn Papstes; denn die Hand der Armut hat mich gerühret. Ich aber bin arm und dürftig; so bitte ich, daß ihr meinem Elend und meiner Not helfet.' Da[6]) sie das hörten, wurden sie voll Zornes und sprachen: 'Daß[7]) du verdammt werdest mit deiner Armut! Hebe[8]) dich von uns, Satanas, denn du meinest nicht, was des Pfennigs ist. Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: du wirst nicht eingeh'n[9]) zu deines Herrn Freude, bis[10]) du den letzten Heller bezahlet hast.' Der arme Pfaff aber ging[11]) hin und verkaufte seinen Mantel und Rock und alles, was er hatte, und gab erst

[1]) Dies der regelmäßige Eingang des Evangelienabschnitts beim Gottesdienste. [2]) Matth. 25, 31. [3]) Matth. 25, 30. [4]) Luc. 10, 25 ff. [5]) Hiob. 19, 21. [6]) Dan. 14, 27 (nach der Vulgata). [7]) Apostelgesch. 8, 20. [8]) Matth. 16, 23. [9]) Matth. 25, 21. [10]) Matth. 5, 26. [11]) Matth. 13, 46.

den Pförtnern und dann den Kardinälen. Die aber sprachen: 'Was ist das unter so viele?' und warfen ihn hinaus vor die Tür; und er ging[1]) hinaus und weinte bitterlich und hatte keinen Trost.

Danach kam ein Bischof, der war dick und fett und hatte das Amt um Geld erkauft; der[2]) hatte im Aufruhr einen Mord begangen und war sehr reich. Sprachen die Kardinäle: 'Gelobt[3]) sei, der da kommt im Namen von Gold und Silber.' Der gab, erst dem Pförtner, dann dem Kämmerling, danach den Kardinälen; sie aber meinten untereinander, sie hätten mehr kriegen sollen. Da aber der Herr Papst hörte, daß die Kardinäle und Diener von ihm viel Geschenke erhalten hätten, ward[4]) er krank zum Tode. Da nun der Bischof hörte, daß der Herr Papst krank läge, gab er ihm einzunehmen Gold und Silber; und er ward[5]) gesund zur Stunde und gab[6]) dem Gold und Silber die Ehre und küßt' ihn und sprach: 'Freund,[7]) warum bist du gekommen?' Sprachen die Kardinäle: 'Fürwahr,[8]) dieser ist ein frommer Mensch; denn die Hand[9]) des Herrn ist mit ihm.' Der Papst aber antwortete und sprach: 'Was[10]) er bitten wird in meinem Namen, das soll ihm werden.'

Der Papst aber saß auf einem hohen Berge,[11]) der heißt Säckelstätte.[12]) Und er sprach zu den Kardinälen: 'Selig[13]) sind, die den Pfennig lieben; denn solcher ist die Kurie zu Rom. Wehe dem, der nicht hat; ihm[14]) wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt würde und er ersäuft würde im Meere, wo es am tiefsten ist. Lasset[15]) euch niemand verführen mit vergeblichen Worten. Die[16]) da haben, die sollen's behalten, und

[1]) Joh. 12, 13. [2]) Mark. 15, 7. [3]) Matth. 21, 9. [4]) Philipp. 2, 27. [5]) Joh. 5, 9. [6]) Joh. 9, 24. [7]) Matth. 26, 50. [8]) Luk. 23, 47. [9]) Luk. 1, 66. [10]) Joh. 14, 13. [11]) Matth. 5, 1. [12]) Cavaria, von cava, der 'heischenden' Hand; Anspielung auf Calvaria (Schadelstätte). [13]) Matth. 5, 3 ff. [14]) Matth. 18, 6. [15]) Eph. 5, 6. [16]) Joh. 9, 39.

die da nicht haben, die sollen blind werden. Und wer euch Geld geben will, den führet[1]) in euer Haus.' Sprachen die Kardinäle: 'Alles[2]) dies haben wir gehalten von Jugend auf.' Der Papst antwortet' und sprach: 'Also[3]) tut zu meinem Gedächtnis: ein Beispiel[4]) habe ich euch gegeben, daß wie ich nehme, auch ihr nehmet; denn Herr ist Gold und Silber, dem[5]) sei Preis und Ehre an der Kurie zu Rom und Anagni in Ewigkeit. Amen.'

[1]) Luk. 14, 21. [2]) Matth. 19, 20. [3]) Luk. 22, 19. [4]) Joh. 13, 15. [5]) Röm. 16, 27.

DES SCHOTTENMÖNCHES HIMMELREICH

Wenn der Schotte des Guten
  Zu viel hat getan,
Ist Häuptling Sanct Brandan
  Im heiligen Clan,
Ist Gottvater sein Duzfreund
  Im himmlischen Zelt,
Und die heil'ge Brigitte
  Das Jesuskind hält.

DES ESELS TOD

Des Bauern Esel, der lag tot;
Der Bauer war in großer Not
  Und raufte sich die Haare:
'O weh, daß du gestorben bist!
Viel lieber läg' zu dieser Frist
  Ich selber auf der Bahre!

Die Kälte raffte dich dahin, —
Hätt' ich's geahnt in meinem Sinn,
  Du solltest nicht erfrieren:
Ich gab dir Hemd und Wams sogleich,
Mit einem Schlafrock warm und weich
  Wollt' ich dich ausstaffieren.

Herr Pfarrer, bitte, laßt für ihn
Dreimal das Sterbeglöcklein ziehn,
  Des Singens unvergessen!
Zur Kirche gehn wir allesamt
Und halten ihm das Totenamt,
  Die Eselseelenmessen.

Es gerbt sein Fell der Gerber baß,
Der Leib muß sein der Würmer Fraß,
  Die Seele Flammen sengen.
Ihr Bauern, Hinz und Kunz und Hans,
Euch schenk ich hier den Eselsschwanz:
  Geht hin und laßt euch hängen!'

DES ARCHIPOETA VAGANTENBEICHTE

(Aus Ludwig Laistner: Golias, Studentenlieder des Mittelalters)

Heißer Scham und Reue voll,
Wildem Grimm zum Raube,
Schlag' ich voller Bitterkeit
An mein Herz, das taube:
Windgeschaffen, federleicht,
Locker wie von Staube,
Gleich' ich loser Lüfte Spiel,
Gleich' ich einem Laube!

Denn indes ein kluger Mann
Sorglich pflegt zu schauen,
Daß er mög' auf Felsengrund
Seine Wohnung bauen:
Bin ich Narr dem Flusse gleich,
Den kein Wehr darf stauen,
Der sich immer neu sein Bett
Hinwühlt durch die Auen.

Wie ein meisterloses Schiff
Fahr' ich fern dem Strande,
Wie der Vogel durch die Luft
Streif' ich durch die Lande.
Hüten mag kein Schlüssel mich,
Halten keine Bande.
Mit Gesellen geh' ich um —
O, 's ist eine Schande!

Traurigkeit — ein traurig Ding,
Das mich mag verschonen;
Scherz geht über Honigseim,
Der will sich verlohnen.

Mir ist in Frau Venus Dienst
Eine Lust zu fronen,
Die in eines Tropfen Herz
Nie hat mögen wohnen.

Auf dem breiten Wege geh'
Ich nach Art der Jugend,
Lasse mich mit Sünden ein
Ungedenk der Tugend:
Mehr nach irdischer Begier
Als gen Himmel lugend,
Geistlich tot, zu jeder Lust
Meinen Leib befugend.

Mein Herr Kanzler, laß die Huld
Mich drum nicht verscherzen —
Aber süß ist solcher Tod,
Wonnig seine Schmerzen;
Mägdelein sind gar so hold
Und mein Sinn nicht erzen;
Brech' ich sonst die Ehe nicht,
Brech' ich sie im Herzen.

Zwingen läßt sich die Natur
Nimmermehr mit Bännen,
Und an einer Jungfrau Bild
Muß der Sinn entbrennen;
Wie soll auch der Jugendmut
Regel halten können
Und dem leicht erregten Blut
Seinen Wunsch mißgönnen?

Wer, der in den Kohlen sitzt,
Bleibt wohl unversehret?

Wann hat zu Pavia von
Unschuld man gehöret,
Wo Frau Venus Wink die Ruh
Jedem Jüngling störet,
Mit dem Lärvchen ihn bestrickt,
Mit dem Aug betöret?

Sende hin den Hippolyt —
Niemand ist ja reiner —
Und am andern Morgen ist
Er wie unsereiner;
Venus Bettweg findest du
Nirgend allgemeiner:
Mancher feste Turm ist da,
Für die Keuschheit keiner.

Zweitens hab' ich auch das Spiel
Leider nicht gemieden.
Doch so oft vom Spieltisch ich
Blutt und bloß geschieden,
Hob im Frost des Leibes mir
An der Geist zu sieden:
Vers' und Lieder kann ich traun
Dann die besten schmieden.

Drittens: Wirtshaussünden auch
Machen mich beklommen:
Eine Kneipe war mir stets,
Bleibt mir stets willkommen,
Bis dereinst die Engel nahn,
Bis mein Ohr vernommen
Ihren heil'gen Sterbegruß:
„Ew'ge Ruh den Frommen!“

Mein Begehr und Willen ist:
In der Kneipe sterben,
Wo mir Wein die Lippen netzt,
Bis sie sich entfärben!
Aller Engel Jubelchor
Wird dann für mich werben:
'Laß den wackern Zechkumpan,
Herr, dein Reich ererben!'

Nur beim vollen Becher flammt
Auf des Geistes Leuchte,
Von der Erde hebt das Herz
Sich, das nektarfeuchte;
Doch beim Wirt ein frischer Trunk
Stets mir besser deuchte
Als im Kloster, wo den Geist
Wasser ihm verscheuchte.

Öffentliche Orte fliehn
Etliche Poeten,
Suchen stille Winkel auf,
Steige, nie betreten,
Und mit brünstigem Bemüh'n
Wachen sie und beten —
Doch was kommt am End heraus
All bei ihren Nöten?

Fasten und kastein sich die
Meister der Gesänge,
Meiden scheu des Tages Zank
Und des Markts Gedränge!
Daß ein unvergänglich Werk
Ihnen ja gelänge,

Gehn sie selbst vor Eifer drauf
An der Arbeit Strenge.

Jeglichem hat die Natur
Zugeteilt die Gaben:
Nüchtern schreiben, dazu war
Ich noch nie zu haben.
Nüchtern steh' ich weit zurück
Hinter jedem Knaben.
Dursten! Fasten! — eher noch
Laß ich mich begraben.

Jeglichem hat die Natur
Zugeteilt das Seine:
Wenn ich Verse machen soll,
Helfet mir zu Weine —
Aber aus des Wirtes Faß,
Aber ja recht reine!
Nur der echte gibt mir's ein,
Was ich sag' und meine.

'So die Verse, wie der Wein!'
Ist bei mir zu sagen;
Nie bring' ich ein Werk zustand,
Fehlt mir was zu nagen;
Nimmer taugte, was ich je
Schrieb bei leerem Magen —
Hinterm Glas will mit Ovid
Ich den Wettstreit wagen.

Ja, der Geist der Poesei
War mir nie gewogen,
Allsolang das Bäuchlein blieb
Um sein Teil betrogen.

Ist ins Oberstüblein mir
Bacchus eingezogen,
Kommt mit seinem Wundermund
Auch Apoll geflogen.

Also hab' ich nun bekannt
Alles Bös' und Schlechte,
Dessen hämisch mich geziehn
Deine frommen Knechte.
Ei, wenn einer seine Schuld
Dir zu Ohren brächte!
Ist doch keiner, der an Spiel
Nicht und Weltlust dächte.

Laß sie kommen! stelle dich
Zu Entscheid daneben;
Und dann möge nach dem Spruch,
Den der Herr gegeben,
Auf mich armes Singerlein
Seinen Stein erheben,
Wer von jeder Sündenschuld
Ledig weiß sein Leben.

Mehr zu beichten, müßt' ich's erst
Aus dem Daumen saugen.
Hohe Zeit war's immerhin,
Mich recht auszulaugen.
Dieses alte Leben will
Mir nicht fürder taugen:
Zeus nur sieht die Herzen an,
Menschen, was vor Augen.

Ja, ich will, dem Laster gram,
Mich zur Zucht bekehren;

Neu am Geiste mag der Geist
Wieder mich gebären.
Wie ein Wickelkindlein soll
Fromme Milch mich nähren,
Niemals wieder meinen Sinn
Eitelkeit beschweren.

Kölns Erwählter, schicke mich
Nicht vor fremde Türen!
Gönn' es deinem flehenden
Diener, dich zu rühren.
Buße seiner Missetat
Laß den Büßer spüren:
Was dein Spruch ihm auferlegt,
Wird er gern vollführen.

DAS GEDICHT VON WALTHER UND HILDEGUND

(EKKEHARDS WALTHARIUS)

VON DER KÖNIGSKINDER VERGEISELUNG

Im Osten Europas, von den anderen Völkern,
So sehr auch diese die Sitte sondert
Und Mundart und Name, genau geschieden
Bringt anderen Göttern Opfergaben
Das in Ungarn hausende Heervolk der Hunnen.
Tapfere Männer, voll Mut und Tatkraft,
Im Kampfe Helden, beherrschten die Hunnen
Nicht die Nachbarn allein, sie durchzogen die Lande
Bis zur Wogenbrandung des brausenden Weltmeers,
Ihr Bündnis entbietend dem, der sich beugte,
Vernichtung dräuend dreisten Rebellen,
Seit fernster Vorzeit ein volles Jahrtausend,
Daß Macht gegeben dem Gog und Magog.
  Die hunnischen Lande lenkte vor Zeiten
Herr Etzel, der Ahnen altes Ansehn
In heißem Streit zu erneuern bestrebt.
Seinen Heerbann lud er ins Land der Franken,
Wo König Gibich machtvoll regierte,
Des Kindes froh, das ihm kürzlich geboren;
Er gab dem Knaben den Namen Gunther.
  Auf Windesflügeln flog die Kunde
Zu des Königs Ohren, Feinde kämen
Von der Donau gezogen, so wenig zu zählen
Als hoch am Himmel das Heer der Sterne

Und die Menge des Sandes am Meeresgestade.
Da wollt' er nicht wagen das Spiel der Waffen
Und rief seine Ältesten, Rates zu pflegen.
Die sagten alle, er solle Etzeln
Um Bündnis und Eidschwur in Demut bitten,
Ihm Geiseln geben und Zins bezahlen;
Das wäre weiser, als Weib und Kinder
Und Leib und Leben zugleich verlieren.
Nun wurde damals ein wackerer Degen
Von hoher Herkunft, Hagen von Tronje,
In adliger Zucht bei Hofe erzogen,
So ging denn der Ratschluß, da Gunther zu klein war,
Um die Pflege der Mutter missen zu können,
Mit herrlichem Schatze den Hagen zu schicken;
Und eiligst sah man Gesandte zu Etzel
Ins Lager ziehn mit dem Zins und dem Knaben;
Die baten um Frieden und beschworen den Bund.
Mit kräftigem Szepter in dieser Kriegszeit
Regierte Herrich die Gaue Burgunds.
Der hatte ein Töchterlein, Hildgund geheißen,
Das den Adel der Abkunft durch Anmut bewährte;
Sie sollte einst im Saal ihrer Ahnen,
Solange ihr Gott das Leben gäbe,
Als Erbin verwalten, was jene erworben.
Als nun mit den Franken der Friede beschworen,
Da mied ihre Marken das hunnische Heervolk,
Um weiter gen Westen nach Burgund sich zu wenden.
König Etzel vorauf, die andern alle
Seiner Leitung folgend in langem Zuge.
Dröhnend hallte vom Hufschlag die Erde,
Wie dumpfer Donner schütterten die Schilde,
Im Gefild rings wogte ein eiserner Wald,

Wie am äußersten Saume der Erde die Sonne
Sich leuchtend des Morgens dem Meere enthebt.
Auf den Rossen ging's rasch durch Saone und Rhone
Und mit Mord und Brand in die Marken hinein!
König Herrich hielt just Hof zu Chalons;
Da hub der Wächter auf hoher Warte
Die Augen auf und rief herunter:
'Wirbelnd steigen Staubeswolken
In der Ferne empor! Feinde kommen!
So schleunig ihr könnt, die Tore geschlossen!'
Nicht fremd war dem Herrscher, wie die Franken gehandelt;
So redet' er also die Ältesten an:
'Wenn die Helden der Franken den Hunnen gewichen,
Denen wir noch niemals nahe gekommen,
Wie wollen wir den Feind überwinden
Und die heimische Erde vor ihm behüten?
Besser deucht mir's, sich in Demut zu beugen
Vor dem feindlichen Zuge und Zins zu zahlen.
Mein einziges Kind, mein köstliches Kleinod —
Ich will es weihn für das Wohl des Landes;
Laßt Boten gehen, den Bund zu schließen.'
Da wallten Gesandte sonder Waffen,
Um Etzeln zu künden des Königs Auftrag,
Ob er der Verwüstung wehren wolle.
Etzel begegnete ihnen gütig:
'Ei freilich, auch mir ist Frieden lieber,
Und Herrschaft in Frieden heischen die Hunnen —
Doch schmachvoll zerschmettern sie wider Willen,
Wer Widerstand wagt. Euer König mag kommen;
Dann wollen wir beide den Bund beschwören.'
Da kam der König mit köstlichem Schatze
Und ließ seine Tochter im hunnischen Lager

Zum Unterpfande; so mußte ins Elend
König Herrichs holdes Kind.
Als der Friede bestätigt, der Zins bestimmt war,
Zog weiter gen Westen das Heer der Hunnen.
Im Gotenlande regierte Alpher,
Dem erblühte frisch in fröhlicher Jugend
Ein wackerer Knabe, Walther geheißen.
Seit lange schon hatten Herrich und Alpher
Mit heiligen Eiden einander verheißen,
Wann künftig die Kinder erwachsen wären,
Zu fröhlichem Bunde die beiden zu einen.
Da nun Alpher vernahm, daß die Nachbarreiche
Sich den Hunnen gebeugt, da begann ihm zu bangen,
Und er wagte nicht weiter zu widerstreben.
'Wozu dies Zaudern bei zagem Mute,
Statt um Frieden zu werben wie Burgund und Franken?
Ihnen zu folgen, ist uns kein Vorwurf.
Ich schicke Boten, schließe ein Bündnis,
Gebe als Geisel den einzigen Erben
Und zahle von Stund an Zins den Hunnen.'
Und also geschah's. Mit Schätzen beladen
Zog das hunnische Heer samt den Königskindern,
Samt Walther und Hagen und jung Hildgund
Fröhlichen Herzens der Heimat zu.

VON DER KÖNIGSKINDER LEBEN AN ETZELS HOFE UND IHRER FLUCHT

Mit hohen Ehren kehrte Herr Etzel
Nach Haus und erwies sich wider Erwarten
Gar freundlich den fremden Königskindern
Und hielt sie durchaus wie die eignen Erben.

Der Herrscherin Helche befahl er Hildgund;
Doch die Knaben ließ er in löblichen Künsten
Selber erziehn unter seiner Aufsicht,
Und zumal in der Kunst des Männerkampfes.
So wuchsen die beiden an Jahren und Weisheit,
Überholten an Stärke die herrlichsten Helden
Und an Witz und Verstand die weisesten Männer,
Bis sie hoch sich erhoben vor allen Hunnen.
Über alle anderen im hunnischen Heerbann
Setzte sie Etzel, weil Sieg und Ehre
Ihre Kühnheit erwarb in jedem Kampfe.
So wurden die beiden ihm lieb und wert;
Und durch Gottes Huld erheitert' auch Hildgund
Der Königin Mienen und mehrt' ihre Liebe
Von Tag zu Tag; so tugendreich war sie
Und wohl bewandert in weiblicher Arbeit.
Mit der Hut des Schatzes ward Hildegund schließlich
Betraut, und es fehlte nicht viel, so übte
Sie gleich Frau Helchen Herrschaftsrechte;
Denn, was sie nur wünschte, das ward ihr gewährt.

Da bestieg, weil Gibich inzwischen gestorben,
Gunther den Thron; den hunnischen Treubund,
Den sein Vater gelobt, den löst' er sofort
Und verweigert' es, weiter den Zins zu zahlen.
Da im Hunnenlande dies Hagen hörte,
Da floh er heimlich nach Hause zum Herren
Bei nächtlicher Weile, während Walther,
Vom Glück begleitet, das Heer der Hunnen
Wider ferne Feinde zum Kampfe führte.

Als Helche sah, daß Hagen entkommen,
Da sprach sie also zu König Etzeln:
'Herr, sehet euch vor und sorgt, daß die Säule

Eures Weltreichs nicht jählings ins Wanken gerate,
Daß nicht Walther von hinnen entweichen möge,
Der unsere Macht wie kein anderer Mann stützt;
Denn ich fürchte, er flieht, wie Hagen geflohen.
So wollet erwägen den Rat eures Weibes:
Sobald er zurückkommt, redet also:
In meinem Dienst hast von morgens bis abends
Du dich redlich gemüht; drum ruht in Gnaden
Vor allen andern auf dir mein Auge.
Indes nicht mit Worten will ich dir danken —
Ich will dir den Dank durch die Tat beweisen.
Erwähle ein Weib aus den Höchsten der Hunnen
Und laß deine Dürftigkeit dich nicht dauern;
Mit Land und Leuten rüste ich reichlich
Dich aus, und keiner bereut es künftig,
Dir sein Kind zum Weibe gewährt zu haben.
Auf diese Weise werdet ihr Walthern
Fesseln können.' König Etzeln
Gefiel ihr Vorschlag; er gab ihm Folge,
Und sagte zu Walthern, er sollte ein Weib
Sich wählen; doch dieser dachte schon damals
Auf Flucht und wich den prüfenden Worten
Etzels aus. 'Es ist eure Gnade,
Anzusehen des Knechtes Sache.
Wie dürfte ich hoffen, es je zu verdienen,
Daß des Willens wegen ihr huldvoll hinwegseht
Über die Leistung; doch leiht eurem Knechte
Ein williges Ohr. Wenn ein Weib ich nehme
Eurem Worte gemäß, so muß ich künftig,
Von Liebessorgen gefesselt, versäumen
Des Herren Dienst, muß ein Haus mir bauen,
Des Ackers warten und werde nur wenig

Nach alter Art in eurem Dienste
Für das Reich der Hunnen mich regen können.
Wer die Liebe gekostet, verlernt es, die Mühen
Des Lagerlebens geduldig zu leiden.
Nichts Süßeres kenn' ich, als dem König zu Diensten
Gewärtig zu sein, drum gewährt meine Bitte
Und laßt mich leben nach lieber Gewohnheit.
Wenn am Abend, wenn nachts du in aller Eile
Mich rufst, geh ich sorglos, wohin du mich sendest.
Es bekümmert im Kampf keine Sorge
Mein Herz; nicht hält die Sehnsucht nach Hause
Mich zurück und verführt mich, feig zu entrinnen.
Bei deinem Leben, liebster Vater,
Wenn ich jemals dein Volk zum Siege führte,
Treibe nicht weiter den treuen Knecht.'
Da konnte der König Walthers Worten
Nicht Widerstand leisten und wähnte, daß jener
Ihm nie und nimmer entweichen werde.
Derweilen kam dem König die Kunde,
Daß ein jüngst unterworfenes Volk sich wieder
Erhoben habe und gegen die Hunnen
Zum Kriege rüste. Rasch berief man
Walthern zum Feldherrn; der musterte weislich
Das Heer und mehrte den Mut der Seinen
Durch verständige Mahnung, durch stolze Erinnerung
An früheren Sieg und die frohe Verheißung,
Jene Rebellen zum warnenden Beispiel
Zu vernichten; hurtig führt' er das Heer
Zum Kampfe hinaus, erkor sich zur Schlacht
Den geeigneten Ort und ordnete die Reihen.
Schon standen die Scharen auf Schussesweite
Gegenüber. Da hob sich laut gen Himmel

Geschrei; die Drommeten erklangen schrecklich;
Von beiden Seiten sausten die Speere.
Da kreuzten sich die Lanzen mit lautem Krachen
Und fuhren zuckend wie feurige Blitze
Rings herum; wie der rauhe Nordwind
Die Flocken wirbelt, so flogen die Pfeile.
Doch als man endlich alle Geschosse
Verschwendet hatte, da griff man zum Schwerte;
Sie zücken die Schärfe, werfen die Schilde
Zurück und rennen rasch aneinander.
Brust gegen Brust brechen die Rosse
Zusammen; manch Reiter sinkt zur Erde,
Vom Schilde getroffen. Mitten im Treffen
Wütet Walther; was ihm in den Weg tritt,
Mäht er zu Boden, seine Bahn verfolgend.
Die Feinde sehn ihn die festgefügten
Scharen durchbrechen; sie schaudern zurück,
Als schauten den Tod sie; wie toll fliehen
Sie überall, wo immer er angreift,
Mit verhängtem Zügel. Das Heer der Hunnen
Dringt mächtig nach und mehrt den Mord noch.
Was flieht, wird zermalmt; was mannhaft sich wehrt,
Wird niedergeworfen, bis die Schlacht gewonnen.
Dann rauben sie den Erschlagnen die Rüstung.
Schließlich ruft das Heerhorn zum Rückzug.
Zur Feier des Sieges bekränzt der Feldherr
Sich als erster mit Laub und schlingt den Lorbeer
Um die Schläfen; es folgen Führer und Mannen
Seinem Beispiel. Im Schmuck der Sieger
Kehrten sie heim, ein jeder nach Hause;
Doch Walther eilte zu Etzels Palaste.

Schleunigst liefen vom Schlosse die Diener,

Seiner Heimkehr froh, das Pferd zu halten,
Bis der starke Held aus dem Sattel gestiegen.
Dann möchten sie wissen, wie sich alles gewendet.
Mit wenigen Worten speiste Walther
Sie ab und lenkte den Schritt zum Palaste,
Zu Etzels Gemach; denn müde war er.
Da fand er Hildgund allein zu Hause,
Er küßte sie zum Willkommen und sagte:
'Gib mir zu trinken, mir vertrocknet der Gaumen.'
Da goß Hildgunde in den goldenen Becher
Lauteren Wein und bot ihn Walthern.
Der machte das Kreuz; die Maid dann faßt' er
Bei der Hand; sie blieb stehen und schaute dem Helden
Ruhig ins Auge; dann trank er und reichte
Ihr den Becher wieder; beide wußten,
Daß die Eltern sie verlobt vor langen Jahren.
Drauf sprach der Held zu Hildegund also:
'Wir leben so lange im fremden Lande,
Obwohl wir wissen, was die Väter
Vor Zeiten beschlossen über die Zukunft.
Wie lange noch schweigen mit lautloser Lippe?'
Die Jungfrau wähnte, er wolle nur spotten;
Sie schwieg zuerst; dann gab sie zur Antwort:
'Was heuchelt dein Mund, wovon dein Herze
Nichts wissen will, mit listiger Lüge,
Als brächte dir Schande eine Braut wie Hildgund?'
Drauf der Held zu ihr: 'Nicht also! höre:
Was ich sagte, ich sagt' es sonder Verstellung;
Kein Trug ist dabei, du darfst mir vertrauen.
Wir zwei sind allein, kein Lauscher zugegen:
Wüßt' ich, du würdest mir willig folgen
Und verborgen den Wunsch im Busen bewahren,

So enthüllt' ich dir gänzlich des Herzens Geheimnis.'
Da warf sich Hildegund Walthern zu Füßen:
'Wohin du es heischest, will gern ich gehen,
Und deinem Befehl in Demut folgen.'
Drauf Walther: 'Des Lebens im fremden Lande
Bin ich herzlich satt; mein Sorgen und Sehnen
Ist zur Heimat gewandt; ich will von hinnen.
Die Gelegenheit hatte ich längst; doch alleine
Sollt' Hildgund ich lassen im Hunnenlande?'
'Dein Wille ist meiner', erwidert das Mägdlein
Aus tiefstem Herzen; 'nur hiernach verlang ich.
Befiehl, mein Gebieter; ich folge dir willig.
Glück und Unglück gleichermaßen
Leid' ich in Demut aus Liebe zu dir.'
Und weiter sprach Walther, ein wenig gedämpfter,
Zu Hildgund: 'Die Hut des hunnischen Schatzes
Ist dir übertragen; so merke denn treulich:
Ich brauche des Herrschers Helm und Brünne,
Das Streitgewand mit dem Wielandswappen;
Die magst du nehmen. Zwei mäßige Schreine
Fülle so hoch mit hunnischen Spangen,
Daß du eben noch von der Erde den einen
Bis zur Brust emporhebst; dann brauchen wir beide
Je vier Paar Schuhe; das füllt die Schreine
Bis oben zum Rande. Angelruten
Magst vom Schmied du nehmen; denn unsere Nahrung
Auf der fernen Fahrt sind Fische und Vögel.
Das rüste verstohlen im Raum einer Woche;
Du weißt nun, was unterwegs wir gebrauchen.
Dann höre, wie wir von hinnen entweichen:
Sobald die Sonne zum siebenten Male
Zur Rüste gegangen, richt' ich ein Gastmahl

König Etzeln, der Königin Helche
Und den Feldherrn und Kriegern des Hunnenvolkes;
So wacker will ich mit Wein sie begießen,
Daß keiner mehr wissen soll, wo ihm der Kopf steht.
Du aber sei mäßig beim Mahle im Trinken;
Du darfst nur eben den Durst dir löschen.
Wenn die andern aufstehn, eile ans Werk;
Und wenn die Gewalt des Weines alle
Überwältigt hat, fliehen wir zwei gen Westen.'
Es gehorchte die Maid dem Geheiß des Helden.
Der Festtag kam, und mit großen Kosten
Rüstete Walther ein reiches Gastmahl —
Die Üppigkeit saß auf dem Ehrenplatz oben.
In die herrlich mit Teppichen verhangene Halle
Trat der Hunnenherrscher; der Held empfing ihn
Und führt' ihn zum Hochsitz, der festlich geschmückt war
Mit Purpur und Seide. Etzel setzte
Sich nieder und nahm zwei Fürsten zu Nachbarn;
Den übrigen wies ihre Plätze Walther.
An hundert Tafeln schmausten die Hunnen
Und schwitzten schier ob der Schar der Gänge;
War einer zu Ende, so kamen andre.
Da glühte der Met in goldenem Mischkrug;
Von goldenen Tellern aßen die Gäste;
In den Bechern wallte gewürzter Wein,
Und Walther trieb zum Essen und Trinken.
Als die Tafel zu Ende und die Tische man forttrug,
Trat der Held zum Herrscher mit heiterer Rede:
'Einen Beweis eurer Gnade gewährt uns
Und geht uns voran mit gutem Beispiel.'
Und er bot ihm den Becher, geschmückt mit Bildern
Aus alten Zeiten in zierlicher Arbeit.

Da lachte der Alte, leerte den Humpen
Mit einem Zuge und hieß die Zecher
Dem löblichen Vorbild Folge zu leisten.
Die Schar der Schenken brachte geschäftig
Volle Becher, entfernte die leeren,
Und der Wirt und Etzel reizten um die Wette
Die Gäste zum Trinken. Trunkenheit herrschte
Rings im Saale; die Redegabe
Stockte allmählich; die starken Männer
Begannen zu wanken — so ging es weiter
Bis tief in die Nacht; wenn einer taumelnd
Nach Hause wollte, so hielt ihn Walther
Zurück, bis schließlich alle schliefen
In der weiten Halle, bewältigt vom Weine.
Und wollte Walther die Fackel werfen
In die Königsburg, keiner konnt' es nur merken
Von allen Hunnen. Da hieß er Hildgund
Das bereit gehaltene Geräte holen
Und führt' aus dem Stalle der Rosse stärkstes;
Er nannt' es den Löwen. Mit lautem Wiehern
Knirscht' es die Zügel; er zäumt' es und hing ihm
Vom Bug hernieder die beiden Schreine.
Für den weiten Weg ein wenig Zehrung
Nahm er mit sich und reichte dem Mägdlein
Die Zügel; er selber zog sich die Brünne
Über den Heldenleib, setzte den Helm auf
Mit dem wallenden Busch, legt' um die Beine
Die goldenen Schienen, gürtete das Schwert
Um die linke Hüfte, ein hunnisches Halbschwert —
Einen Säbel, geschliffen nur auf einer Seite —
Um die rechte Hüfte, und raffte den Schild
Mit der linken Hand, mit der rechten die Lanze.

So ließ er hinter sich das Land der Hunnen
Klopfenden Herzens. Hildegund führte
Das Roß und hielt in der Hand die Rute,
Daran der Fischer den Köder befestigt,
Daß der hungrige Fisch den Haken verschlinge.
Denn Walther trug die Wucht der Waffen,
Unverwandt des Angriffs gewärtig.
Sie zogen bei Nacht. Jedoch, wenn aufs neue
Die Sonne aufging über die Erde,
Dann bargen sie scheu sich im Waldesschatten,
Auch ohne Gefahr von Furcht befangen.
So bang war der Jungfrau, daß jäh sie erbebte,
Sobald ein Luftzug das Laub der Bäume
Bewegte, die Äste im Walde knackten
Oder ein Vogel vor ihnen aufflog.
Der Haß der Fremde, die Freude der Heimkehr
Erfüllten ihr Herz; Behausung und Felder
Der Menschen vermeidend, mußten sie mühsam
Auf ungebahnten Bergespfaden
Ihren Weg sich suchen durch wüste Wildnis.
Im Palast indessen lagen die Leute
Von Schlaf und Met übermannt bis Mittag;
Dann erhoben sie sich, den Helden zu suchen.
Mit beiden Händen das Haupt sich haltend,
Trat Etzel heraus und rief nach Walthern
Als Leidensgenossen nach dem Gelage.
Die Diener erwiderten, Walther wäre
Nirgend zu entdecken; und Etzel dachte,
Er verschlafe den Rausch und habe zur Ruhe
Sich auserlesen ein lauschiges Plätzchen.
Da merkte Frau Helche, daß Hildegund fehlte
Und ihr nicht, wie es Brauch, die Kleider brachte,

Und sie schalt voll Wut: 'Verwünscht das Festmahl!
Verwünscht der Wein, der die Hunnen bewältigt!
Was ich lange im Herzen geahnt und dem Herrscher
Vorhergesagt, das hat sich heute
Furchtbar erfüllt. Geborsten zu Boden
Ist die stärkste Stütze des Reiches gestürzt.
Von uns gewichen ist die weitberühmte
Heldenkraft. Walther entwich von hinnen,
Die helle Leuchte des Hunnenlandes,
Und Hildegund hat er meiner Hut entrissen.'
Da entbrannte der Fürst in furchtbarem Zorne;
Es verwandelt' in Weh sich die frühere Freude;
Er zerriß sein Gewand. Rachegedanken
Durchkreuzten sein Hirn in hastigem Wechsel,
Und wie Staubeswolken der Sturmwind wirbelt,
So wogt' ihm im Herzen ein Heer von Sorgen.
Sein Antlitz verriet, was sein Inneres rastlos
Bewegte; die Gedanken malten sich deutlich
In seinen Mienen; kein Wort vermocht' er
Zu reden; das Mahl stand unberührt.
Den ganzen Tag vergönnt er dem Leibe
Nicht Ruhe noch Rast; und als endlich die Erde
In Nacht sich hüllte, da warf er sich nieder
Aufs Lager, doch schloß ihm die Lider kein Schlummer,
Er wälzte sich bang, als durchbohrt' ihm den Busen
Ein spitziger Speer; wütend warf er
Bald hierhin bald dorthin das Haupt, erhob sich
Und setzt sich aufs Bett, als wär' er von Sinnen.
Auch das will nichts helfen; er erhebt sich, rennt
Im Palast herum, legt sich aufs Lager
Und verläßt es von neuem. So neigte die Nacht sich
Zu Ende, und Etzel schloß kein Auge.

Doch Walther und Hildegund wanderten hurtig,
Dahinten zu lassen das Land der Hunnen.
Der Morgen brach an; da versammelte Etzel
Die Ältesten: ‘O, wenn einer mir Walthern,
Den listigen Fuchs, herführte gefesselt!
Den ließe ich ganz von lauterem Golde
Von oben bis unten also umgeben,
Daß kein Weg ihm bliebe, so wahr ich lebe!’
Doch fand sich keiner der Fürsten des Landes,
Nicht Herzog noch Graf, nicht Herr noch Diener,
Der es wagen wollte, Walthern in Waffen
Nachzusetzen und ins Aug’ ihm zu sehen
Ohne Zagen, wann das Schwert er zückte,
So groß auch ihr Wunsch, ihre Kraft zu bewähren,
Sich ewigen Ruhmes Preis zu erringen
Und den Lohn zu erhalten, den Etzel verhieß.
Sie kannten Walthern und wußten, wie schrecklich
Er gefeit durchraste die feindlichen Reihen.
So konnte der König keinen gewinnen,
Den Dank zu verdienen um diese Bedingung.
Walther wanderte durch Wald und Buschwerk;
Vögel lockte und fing er listig,
Mit Leim sie berückend und gespaltener Rute.
Und wann auf der Flucht zu einem Flusse
Ihr Weg sie führte, so warf er die Angel
Und zog sie heraus mit reicher Beute,
Nach den Mühen des Tages den Hunger zu mildern,
Und der Held begehrt’ auf der ganzen Reise
Nimmer der Maid in Minne zu nahen.
Schon vierzigmal sank im Westen die Sonne,
Seit aus Hunnenlande sie heimlich entwichen,
Da näherten sie beim Einbruch der Nacht sich

Dem Rhein, wo gen Worms er die rauschenden Wogen
Zur Königspfalz wälzt. Da gab Walther dem Fergen
Die zuletzt gefangenen Fische zum Fährgeld,
Ließ sich überführen und eilte vorwärts.
Als die Sonne verscheucht die Schatten der Dämmrung,
Ging der Ferge zur Burg und bot die Fische,
Die ihm Walther gegeben, dem Koche Gunthers.
Mit Gewürzen bereitet, richtete dieser
Sie dem Herrscher an. Der rief vom Hochsitz:
'Noch niemals sah ich solche Fische
Aus unserem Rheine; die kommen von auswärts!
Gib hurtig Antwort, wo hast du sie her?'
'Mir gab sie der Ferge.' Da befahl der König
Nach dem Manne zu schicken; der erschien im Festsaal
Und meldete die Märe, wie alles sich ereignet:
'Gestern Abend saß ich am Ufer des Rheines;
Da kam ein Wandrer des Weges gezogen
Eilenden Schrittes, von oben bis unten
Mit Erz umhüllt die Heldenglieder.
Er trug Lanze und Schild, doch, so schwer die Last war,
Schritt munter er fürbaß, ihm folgt' auf dem Fuße
Die lieblichste Maid. Sie lenkt' am Zügel
Ein riesiges Roß. Das trug auf dem Rücken
Von mittlerem Maße zwei Schreine. Mutig
Warf es den Nacken und stampfte wiehernd;
Da gab es ein Rauschen, als rieben sich innen
Gold und Gesteine. Die Wandrer gaben
Als Fergenlohn mir diese Fische.'

Das hörte Hagen, und in heller Freude
Rief er frei aus dem Herzen: 'Freuet euch mit mir,
Daß ich solches höre! Mein alter Geselle,
Walther, wandert vom Hunnenland heim!'

Doch kaum vernahm der König die Rede,
Als er trotzig rief unter rauschendem Beifall:
'Nein, freut euch mit mir, daß diese Meldung
Ich erleben darf. Was vor langen Jahren
Mein Vater gezinst dem Fürsten im Osten,
Wollen gütige Götter uns heute vergönnen!'
So sprach er und stieß aufspringend die Tafel
Mit dem Fuß um, rief, sein Roß ihm zu rüsten,
Und erlas aus dem Heervolk sich zwölf der Helden,
Von erprobtem Mute und mächtiger Stärke,
Darunter Hagen. Der suchte den Herrscher,
Des Freundes gedenk und der früheren Treue,
Zurückzuhalten; doch heftig rief Gunther:
'Hüllt geschwinde die Heldenleiber
In eherne Rüstung; den Rücken decke
Der Schuppenpanzer! Mit solchem Schatze
Sollt' uns der Fremdling aus Franken entkommen?!'
So zogen gewappnet nach Gunthers Worte
Sie aus Worms und spähten, ob Walther zu sehen;
Denn sie wähnten, das Gold dem wehrlosen Wandrer
Zu entreißen. Hagen sucht' es zu hindern
Auf alle Weise; doch das Wort des Warners
Blieb vergebens bei Gunthers Verblendung.

WIE WALTHER AM WASGENSTEINE MIT DEN FRANKEN STRITT

Jenseits des Rheines war rüstig wandernd
Zum Wasgenwalde Walther gekommen,
In dessen dichtem, verschlungenem Dickicht
Hundegekläff und der Klang des Hifthorns
Laut widerhallten beim Hetzen des Wildes.

Vom Wege abseits, nicht weit voneinander
Erheben sich dort zwei hohe Berge;
Die schließen zwischen sich eine Schlucht ein,
Zwar eng und schmal, doch wohl geeignet
Der Ruhe zu pflegen — ein richtiges Raubnest,
Von Gras umwuchert und grünem Kraute.
Die sahe Walther und sagte: 'Hier wollen
Ein Lager wir gönnen dem müden Leibe':
Denn seit sie verlassen das Land der Hunnen,
Ruht' er gelehnt auf das Rund des Schildes,
Wann der Schlummer ihm einmal die Augen geschlossen,
Dann legt' er weg die Last der Waffen,
Lehnte das Haupt auf Hildegunds Kniee
Und sagte: 'Nun siehe mit sorgendem Geiste
In die Runde, und wann eine dunkle Wolke
Du von weitem wahrnimmst, so wecke mich sänftlich.
Und ob auch erscheinen Scharen auf Scharen,
So scheuche mich ja nicht jach aus dem Schlummer.
Dein scharfes Auge schaut in die Weite
Und kann erkennen die ganze Gegend.'
So sprach er und schloß zum Schlummer die Augen,
Zur lange ersehnten, süßen Ruhe.

Da Gunther die Spur sah, gab er die Sporen
Dem Roß und rief im Siegesrausche:
'Vorwärts, ihr Mannen! jetzt müßt ihr ihn fahen!
Er entrinnt euch nimmer; ihr nehmt ihm den Raub!'
Mit warnendem Wort erwiderte Hagen:
'Nur eines laß dir zum letzten gesagt sein:
Hättest du Walthern in Wut auf der Walstatt
So oft gesehen, als ich ihn sahe,
Du wähntest nicht, ihn so leicht zu entwaffnen.
Zog das hunnische Heer zum heißen Kampfe

Nach Nord oder Süd, so sah man Walthern
In strahlender Pracht, von den Seinen gepriesen,
Den feindlichen Scharen ein furchtbar Gespenst;
Und wer ihm nahte, sah nimmer den Tag.
O glaube mir, Gunther, glaubt mir, Freunde,
Wie gewaltig Walther die Lanze wirbelt,
Wie hoch sich der Held nach dem Schilde hebt.'
Doch Gunther blieb verblendeten Geistes
Und ließ sich nicht raten; so ritten sie näher.
  Vom Hange des Hügels schaute Hildgund
Hinunter ins Feld; da sah sie die Feinde
Vom Staube umwallt und weckte Walthern
Mit leiser Hand. Erhobenen Hauptes
Fragt' er die Jungfrau, ob jemand käme.
Und als er vernommen, es nahe ein Haufe,
Da rieb er sich rasch den Rest des Schlafes
Aus den Augen und warf sich die Waffenrüstung
Um den Leib, griff flugs nach Schild und Lanze,
Schwang das Schwert durch die leere Luft
Und bereitete rasch sich zum ernsten Ringen.
Näher kam und immer näher
Wetterleuchtend das Blitzen der Lanzen;
Erschreckt rief Hildgund: 'Da haben wir die Hunnen!'
Und weinend warf sie sich Walthern zu Füßen:
'Jetzt beschwör' ich dich, Herr, mit dem Schwert mich zu töten,
Auf daß, da ich dein nicht werden durfte,
Kein anderer Mann in Minne mir nahe!'
Doch Walther sagte: 'Die Wehr zu besudeln
Mit schuldlosem Blute, müßt' ich mich schämen.
Wie wollt ich den Feinden mit gutem Gewissen
Entgegentreten, wenn Hildegunds Treue
So übel ich lohnte? Laß deine Angst!

Der gesund mich geführt durch so viele Gefahren,
Kann die Schar der Feinde zu Schanden machen.'
Dann hub er die Augen: 'Das sind keine Hunnen;
Die sind aus Franken und gute Freunde,
Sind Nibelungen, Leute des Landes.'
Und das Abzeichen Hagens auf einem der Helme
Erkennend, lacht' er: 'Da kommt ja der Hagen,
Mein alter Geselle, mit ihnen zusammen.'
  Dann trat der Held zum Eingang der Höhle
Und vermaß sich im Schwur, zu der Maid gewendet:
'Und wenn es auch stolz klingt — so wahr ich hier stehe,
Kein Franke soll sich zu Hause erfrechen
Und sagen, er habe vom Hunnenhorte
Das geringste Stück mit Gewalt mir entrissen.'
Doch ehe die Lippe das Wort noch entlassen,
Warf er sich zu Boden und betete reuig,
Daß ihm Gottes Güte die Rede vergäbe.
Dann stand er auf und mit forschendem Auge
Mustert' er die Helden: 'Außer mit Hagen
Scheu ich den Kampf mit keinem von allen.
Der kennt gar wohl meine Weise zu kämpfen
Und lauschte mir ab manche listige Wendung;
Bezwing' ich nur Hagen mit des Herren Hilfe,
Dann bleibt dein Verlobter dir sicher am Leben.'
  Als Hagen sah, in wie sicherer Stellung
Walther dastand, da riet er bedächtig
Dem stolzen König: 'Laßt ab, zum Kampfe
Diesen Mann zu reizen. Ermittelt durch Boten
Zuvor seine Herkunft, Namen und Heimat,
Ob um Frieden vielleicht er aus freien Stücken
Euch bittet und gerne das Gold herausgibt.
Und sollte wirklich dort Walther verweilen,

Wer weiß, ob er nicht dem Könige willig
Die Ehre gibt, als ein Mann von Einsicht.'
 Da entsandte den Gamelo König Gunther.
Der hatte in Metz die Mark zu verwalten
Als Vogt und war eben mit vollen Händen
Erschienen in Worms, als von Walthers Nahen
Der Frankenkönig Kunde bekam. —
Er flog wie der Wind übers weite Blachfeld
Mit verhängtem Zügel, und hastig wandte
Er sich zu Walthern: 'Woher des Weges?
Wohin? Wie heißest du?' Ruhig-heiter
 Erwiderte Walther: 'Vor allem wünscht' ich
Zu wissen, ob du aus eigenem Antrieb
Oder im Auftrag anderer herkommst.'
 Mit kecker Rede gab jener zurücke:
'Des Frankenlandes erlauchter Herrscher,
Gunther geheißen, hat mich als Herold
Abgesandt, um dich auszufragen.'
 Drauf Walther: 'Den Fremdling auszufragen,
Ist sonst nicht Sitte. Doch sag' ich dir's kühnlich.
Ich heiße Walther, und meine Heimat
Ist das Land der Goten. Mich gab als Geisel
Mein Vater vor Jahren dem Hunnenfürsten.
Ich erwuchs in der Fremde und will nun heimwärts
Zu meinen Lieben ins Land der Väter.'
 Der Bote entgegnete: 'Gunther gebeut dir,
Das Roß mit dem Goldschatz herauszugeben,
Dazu die Jungfrau. Wenn ohne zu zögern
Du Folge leistest, läßt er dir dein Leben.'
 Voll Selbstbewußtsein erwiderte Walther:
'Noch niemals hört' ich größeren Narren.
Ein König, sagst du, — den ich zu kennen

Nicht die Ehre habe, verheiße mir huldvoll
— Was ihm heut nicht gehört und hoffentlich niemals.
Ist er ein Gott, daß an seiner Gunst
Mein Leben hängt? oder hält seine Hand mich?
Lieg' ich in Ketten? kann ich, die Hände
Auf dem Rücken gefesselt, mich nicht mehr rühren?
Doch höre: will er mich überheben
Des Kampfes (ich weiß ja, er kommt gewappnet)
So geb ich ihm hundert goldene Spangen,
In dem Unbekannten den König zu ehren.'
Mit solcher Antwort enteilte der andre,
Dem König und Hagen Kunde zu bringen.
Da redete der mit bedächtigem Rate
Gunthern zu: 'Nimm an seine Gabe;
Dann magst du als Fürst deine Mannen belohnen,
Und es bleibt dir erspart ein blutiger Kampf.
Mein König, du kennst nicht Walthers Kühnheit —
Ich schaute heut nacht ein schauerlich Traumbild
Und ahne Unheil, kommt es zum Kampfe.
Mit einem riesigen Bären rangst du,
Der endlich das Bein mit einem Bisse
Samt dem Knie dir wegriß. Ich wollte dir beistehn;
Da fiel er mich an: mehrere Zähne
Schlug er mir aus und das eine Auge.'
Da höhnte ihn Gunther in heillosem Hochmut:
'Ich merke, du folgst dem Vorbild des Vaters.
Der hatt' in der Brust ein Hasenherze:
Mit geschwätzigem Wortschwall wußt' er sich weislich,
Wenn die Stunde drängte, vom Kampfe zu drücken!'
Heftiger Zorn erfaßte den Helden,
Mit vollem Fug — sofern es erlaubt ist,
Überhaupt zu zürnen dem Herrn und Gebieter.

'Wohlan, versuch es! Da seht ihr den Gegner,
Nehmt's mit ihm auf! Nahe genug
Steht ihr, und keiner kennt die Furcht.
Ich will es erwarten und will von der Beute
Nichts erhalten.' Zum nahen Hügel
Ritt er rasch, stieg herunter vom Rosse,
Setzte sich nieder und sah ihnen zu.

Da sprach der König Gunther zu Gamelo: 'Gehe;
Sag' ihm, er solle sämtliche Schätze
Uns geben. Wagt er's, sich dessen zu weigern,
So bist du ja kühn und kampfesmutig:
Wirf ihn nieder und nimm ihm die Waffen.'

Gamelo ging. Es erglänzte golden
Auf dem Haupte der Helm, um die Brust die Brünne;
Und von weitem rief er: 'He, warte, Geselle!
Den ganzen Goldschatz sollst du Gunthern
Überlassen, so wahr dir dein Leben lieb ist.'

Eine Weile enthielt sich Walther der Worte:
Fest blieb er stehen vor dem stolzen Feinde.
Der begehrte nochmals den ganzen Goldschatz.
Doch Walther erwiderte ruhig: 'Was willst du?
Was drohest und drängst du? Hab ich dem Herrscher
Gestohlen den Schatz? hat er Geld mir gestundet,
Daß so hohen Zins ich ihm zahlen soll?
Littet durch mich an Land und Leuten
Ihr Schaden, mit Recht mich nun zu berauben?
Wenn euer Volk den Fremden so feind ist,
Daß es friedlichen Wandrern den Weg verweigert
Ich will nicht sparen: zweihundert Spangen
Gebe ich Gunthern; nur lass' er mich gehen.'

Da rief Gamelo wütend: 'Du wirst deine Gabe
Schon mehren; bald mußt du die Schreine missen;

Jetzt mach' ich ein Ende dem müßigen Markten:
Erfülle die Fordrung, oder finde den Tod!'
Dann rafft' mit dem Arm er die dreifache Rundung
Des Schildes, schüttelte die leuchtende Lanze
Und warf nach Walthern. Mit geschickter Wendung
Bog dieser aus, und in weitem Bogen
Bohrte der Speer sich tief in den Boden.
'Wie du willst!' rief Walther, und entsandte sausend
Zugleich die Lanze; von links durchbohrte
Sie den Schild und heftete, während er hastig
Die rechte Hand nach dem Schwert ausreckte,
Ihm die Hand an die Hüfte, um endlich zu haften
Im Rücken des Rosses. In rasendem Schmerz
Hätt' es den Reiter heruntergeworfen,
Hielt ihn nicht fest der haftende Speer.
Da ließ er den Schild und faßte mit der Linken
Die Lanze, um so die Rechte zu lösen.
Das gewahrte Walther: mit gewandtem Sprunge
Eilt' er herbei, ergriff ihn am Beine
Und bohrte durch die Hand das Schwert bis ans Heft.
Dann löst' er auf einmal Schwert und Lanze –
Da sank das Roß zusamt dem Reiter.
Wie Gamelos Fall von fern sein Neffe
Kuno ersah, der Sohn seines Bruders,
Den daneben sie noch den Scaramund nannten,
Schrie er auf und weinend sprach er die Worte:
'Jetzt muß ich zum Kampfe vor allen andern,
Den Gefallnen zu rächen oder auch zu fallen.'
Denn immer konnte nur einer mit einem
Kämpfen und keiner zu Hilfe kommen
Dem andern. So eilte der Arme entgegen
Dem Todeslos, in der Hand zwei Lanzen.

Als er sah, wie Walther unbeweglich
Stehen blieb mit starrem Blicke,
Da schnaubt' er vor Wut und warf das Haupt,
Daß der Helmbusch auf dem Scheitel sich schüttelnd bewegte.
'Worauf bauet dein Herz? Was hegst du für Hoffnung?
Es ist nicht dein Gold, wonach ich begehre:
Des geliebten Oheims Leben verlang' ich.'
Drauf Walther: 'Willst du mich überweisen,
Daß ich begonnen oder Ursach gegeben?
Dann soll mich zur Stunde dein Speer durchstechen!'
Kaum hatt' er geschlossen, so schleudert' der Franke
Erst eine Lanze nach ihm, und die andre
Hinterdrein; doch Walther drehte sich seitwärts,
Bog der ersten aus und fing die andre
Mit dem Buckel des Schildes. Die Schärfe des Schwertes
Zückt' Kuno, um Walthern den Kopf zu spalten.
Doch er war ihm zu nahe, und nicht vermocht' er
Den tödlichen Hieb nach dem Haupte zu führen,
Und stieß mit dem Heft auf den Helm; da stoben
Gen Himmel die Funken mit hellem Klingen.
Und bevor sein Roß er herumzureißen
Vermochte, warf ihm Walther die Lanze
Unters Kinn in den Hals und hob den Helden
Aus dem Sattel; umsonst war des Sinkenden Flehen:
Er hieb mit dem Schwerte das Haupt ihm vom Rumpfe;
Da stürzte der Neffe neben den Oheim.

Als der König sah, daß auch Kuno gefallen,
Ermahnt' er zum Kampfe die wütenden Mannen:
'Greift an, daß er nimmer zu Atem komme,
Bis er müde und matt sich ergibt, den Goldschatz
Uns läßt und büßt, Leben um Leben!'

Da bedrängte Werinhard Walthern als dritter,

Des Pandarus Enkel und gleich seinem Ahnherrn
Ein Bogenschütze, wie er, der das Bündnis
Mit den Griechen brach in grauer Vorzeit.
Der verschmähte die Lanze, nur leicht gerüstet
Mit Köcher und Bogen. In ungleichem Kampfe
Entsandt er von weitem die Pfeile auf Walthern.
Doch mannhaft hielt dieser ihm stand und deckte
Mit dem Schilde den Leib, die Geschosse zu meiden.
Bald bog er zur Seite, bald bot er dem Winde
Den Schild, die Geschosse herauszuschütteln,
Und keines von allen konnt' ihn erreichen.
Da der Schütze sah, daß umsonst seine Pfeile
Er verschwendet hatte, da schwang er sein Schwert
Voll Zorn und rief, indem er heranflog:
'Die luftigen Pfeile vermiedest du listig;
So fühle die Faust herniederfahren
Mit wuchtigem Hieb!' Ihm erwiderte Walther
Lachenden Herzens: 'Schon lange harr' ich
Auf richtigen Kampf! nur rasch gekommen!
Ich laß dich nicht warten!' und er warf die Lanze
Aus Leibeskräften. Die Luft durchschneidend
Durchbohrt sie dem Roß die Brust: es bäumt sich,
Schlägt aus, daß der Reiter von seinem Rücken
Heruntersinkt, und bricht zusammen.
Geschwind entwindet ihm Walther das Schwert,
Schlägt ihm vom Haupte den Helm, packt ihn
Bei den blonden Locken; um sein Leben fleht ihn
Werinhard an; doch Walther erwidert:
'Wahrhaftig, vorhin dein Höhnen klang anders!'
Und hieb ihm vom Rumpfe das Haupt herunter.
  Doch trotz des Blutes blieb der König
Verblendet und trieb die Kämpfer trotzig

Aufs neue zum Tode. Von Sachsen nahte
Herr Eckefrid, der gen Franken geflohen,
Weil daheim er erschlug einen edlen Herren.
Ein rotbrauner Hengst mit hellen Flecken
Trug ihn Walthern entgegen. Doch als er wahrnahm,
Daß dieser bereit sei, da rief er höhnend:
'Sprich, bist du, Verfluchter, von Fleisch und Bein
Als ein Menschenkind? oder bist du ein Kobold,
Daß gespenstergleich du der Schwerter spottest?
Du wohnst wohl, ein Teufel, im wilden Walde!'
Da sprach der Held mit höhnischem Lachen:
'Dein Kauderwelsch läßt mich erkennen, du stammest
Von jenem Volk, das in List und Falschheit
Allen voransteht. — Berührt meine Rechte
Dich erst, so sollst deinen Sachsen du sagen,
Du sahest den Waldgeist des Wasgenwaldes!'
'Ich will sehn, wer du bist,' rief der Sachse; sausend
Schwang er den Speer mit der Eisenspitze
Am Riemen; doch brach er am Runde des Schildes.
Ihm erwiderte Walther, und warf die Lanze:
'Dies sendet dein "Geist" dir als Gegengabe;
Ich denke, dieser dringt besser durch!'
Die Spitze des Speeres zerspellte den Schild,
Und den Waffenrock ihm zerreißend fuhr sie
Tief in die Lunge; der Sachse taumelt
Zu Boden; es entstürzen Bäche Blutes
Dem Munde. Der Mann, der, den Tod zu meiden,
Sein Land verließ — nun lief er ihm dennoch
Grad' in die Arme. Abseits ins Grüne
Führte Walther sein Roß und ließ es weiden.

Da erbat sich von Gunther den Schild des Gegners
Herr Hadawart voll Selbstüberhebung;

Der ließ bei den Freunden die Lanze zurücke,
Mit dem Schwert es versuchend. Er sah von Leichen
Den Weg versperrt, daß sein Roß nicht weiter
Noch hinüber konnte. So sprang er kecklich
Zur Erde; Walther lobt ihn deswegen,
Weil ungleichen Kampf er zu kämpfen verachte.
Doch Hadawart erwiderte trotzig:
'Du schlaue Schlange mit deinen Schlichen!
Du liebst es, im Schutze des schuppigen Panzers
Den Leib zu bergen, dich zusammenzuballen
Zum Knäul wie die Natter, daß nie und nimmer
Das gift'ge Geschoß dir Schaden tun kann.
Wird auch diesen Schlag deine Schlauheit lähmen,
Den aus nächster Nähe nun meine Rechte
Dir herniedersendet in sicherem Schwunge?
Hier steht ein Mann, der es ernsthaft meinet:
Was vermögen Geschosse? Zur Hölle schicke
Dich des Schwertes Schärfe. Doch schone den Schild,
Wenn Rat du annimmst (es ist mein Anteil,
Den mir Gunther verhieß), daß ich heil ihn erhalte;
Er gefällt meinen Augen. Und auch, wenn ich fiele,
Stehen hier noch sechs zur Stelle,
Meine Genossen und nächsten Verwandten;
Und wärst du befiedert gleich dem Vogel in Lüften,
Sie ließen dich nimmer lebend entrinnen.'
Ohne zu wanken, gab Walther zur Antwort:
'Schon gut; doch den Schild soll keiner mir schelten,
Der besseren Dank um mich verdient hat.
Oft war er mein Schutz vor der Feinde Geschossen
Und empfing die Wunde, die Walthern bestimmt war.
Du siehst ja, wie wacker er sich heute bewährt hat;
Ohne seine Hilfe sähst du mich nimmer.

O hemme den Feind mit heißem Bemühen,
Du tapfere Rechte; laß nicht dir entraffen
Die Wehr, die dich schirmt. Du wackere Linke,
Halt' fest den Schild, und deine Finger
Lege herum wie angelötet;
O laß nicht sinken die Last, die so lange
Du treu getragen auf der weiten Wandrung
Von den Hunnen bis hierher.' Drauf Hadawart: 'Höre,
So du's nicht von selbst tust, so sollst du nur sehen:
Noch müssen wirst du. Mit einem Male
Sollst Schild du und Roß und Jungfrau und Schätze
Verlieren und zuletzt dein Leben lassen!'
So rief er und riß aus der Scheide die Schärfe,
Die wohlbewährte. Wütend gerieten
Aneinander Walther und der Wormser Recke,
Daß die uralten Eichen des Wasgenwaldes
Verwundert ihr Haupt im Winde bewegten,
Und stritten gewaltig an Mut und Waffen
Der mit dem Schwert, die Lanze schwingend
Der andre, in wildem, verwegenem Ringen.
Es erklangen die Helme, es hob von den Schilden
Sich ein Krachen, als stürzte unter kräftigen Streichen
Der Axt zur Erde die Eiche des Waldes.
Verwundert gewahrten die Franken, daß Walther
Noch immer nicht wankte, so wenig auch irgend
Ihm Ruhe und Rast vom heißen Ringen
Gegönnt ward. Hoch auf einmal erhebt sich
Der Wormser mit wütend geschwungenem Schwerte,
Den Streit zu enden mit einem Streiche.
Doch merkte Walther, was jener wollte;
Und ehe er's ahnte, schlug er das Eisen
Ihm aus der Faust, daß fern in den Dornen

Es blinkte; jener, entblößt von der Waffe,
Sprang nach und dachte, aus dem dichten Dornbusch
Sie herauszuholen; doch hurtigen Fußes
Folgt' Walther ihm nach: 'He, nimm meinen Schild doch'
Und erhob die Lanze mit beiden Händen
Zum Stoße: der Franke stürzte zur Erde,
Nachdonnernd der Schild in dumpfem Falle.
Dem Gefallenen setzt den Fuß der Sieger
Sofort auf den Nacken; mit der Lanze nagelt
Er den Schild an die Erde und den Herrn des Schildes —
Brechenden Auges enthaucht er den Atem.

An dem Schwestersohn Hagens, Patafried geheißen.
War jetzt die Reihe. Da jenen sich rüsten
Der Oheim sahe, versucht' er sorglich
Seinen Sinn zu wenden durch Bitte und Warnung:
'Wohin? Du taumelst töricht dem Tode
In die Arme! siehst du nicht, wie er dich angrinst?
Laß ab, mein Neffe, es zerreißt dir die Norne
Den Lebensfaden; du läßt dich verleiten
Von edeler Tollheit — laß ab, du taugst nicht,
Einem Helden zu stehen von Walthers Stärke.'
Doch der Arme enteilte, nicht achtend der Warnung;
Denn nach Ruhm allein stand sein Verlangen.
Da seufzte Hagen, und bekümmerten Herzens
Rief er aus: 'O schändliche Gier nach Schätzen,
Die, nimmer gesättigt, die Welt vernichtet
Und einzig Schuld ist an allem Unheil!
O verschlängest du nur mit verruchtem Schlunde
Gold und Silber und verschontest uns selbst!
So aber entbrennt die Brust des Menschen
Von wildem Wahnwitz und niemand genügt mehr
Das Seine; sie sehen, sinnlos verblendet,

Nicht mehr den hungrigen Höllenrachen!
Je mehr einer hat, desto heißer die Habgier.
Mit frecher Stirne rauben und stehlen
Sie dem Nächsten sein Gut und geben die Seele,
Die himmelentstammte, der Hölle dahin.
Mein geliebter Neffe — er läßt sich nicht warnen
Durch mein Wort; es treibt ihn wilde Begierde.
Den schmählichen Tod enteilt er zu schmecken,
Ein Trugbild von Heldenruhm treibt ihn zur Hölle.
Du Armer, was soll ich der Mutter sagen?
Wer tröstet dein Weib als trauernde Witwe,
Die Jungvermählte, die in ihrem Jammer
Keinen Knaben von dir auf den Knieen schaukelt?
Woher diese Wut, dieser wirre Wahnwitz?'
Und Tränen erstickten die Stimme des Tronjers:
'Fahr' wohl auf ewig, mein wackerer Junge!'
Von weitem sah Walther den Waffenbruder
Weinen; es wehte der Wind die Worte
Herüber; drum rief er dem Reiter entgegen:
'Du junger Held, o hör' meinen Ratschlag
Und spar' dein Leben zu besserem Lose.
Laß ab; dich trügt dein Selbstvertrauen.
Sieh' die Leichen hier liegen und laß vom Streite;
Sonst schaust du den Tod und schaffst mir der Feinde
Künftig noch mehr.' 'Wie mag dich bekümmern
Mein Tod?' erwiderte der Wormser Walthern.
'Brauch' deine Waffen, statt Worte zu wechseln!'
So rief er und warf den wuchtigen Speer;
Doch Walthers Lanze lenkte ihn seitwärts.
Von des Wurfes Gewalt und dem Wehen des Windes
Ward sie fortgetragen und fuhr zu Füßen
Hildegunds nieder im nahen Haine.

Sie erhob sich hastig und schrie, vor Schrecken
Erbleichend, auf; es strömte das Blut ihr
Heiß zum Herzen; dann sah voll Sorge
Sie sich um, ob Walther weiter kämpfe.
  Vergebens warnt' er noch einmal den Wormser;
Der riß das Schwert aus der Scheide, rannte
Den Helden an und holte zum Hieb aus.
Doch schirmte sich Walther geschickt mit dem Schilde
Und schwieg voll Ingrimm nach Art des Ebers,
Der die Hauer wetzt. Nun hob sich, zum Hiebe
Vornübergebeugt, der Franke. Es barg sich
Der Held indessen hinter dem Schilde
Und zog den Leib ein. Mit gezücktem Schwerte
Stürzte der Arme kopfüber zur Erde.
Nun war es zu Ende; doch Walther hatte
Sich niedergebückt, um auszubiegen,
Und als er nun aufstand, erhob sich der andere
Gleichfalls und schirmt' sich voll Furcht mit dem Schilde,
Um den Streit von neuem aufzunehmen.
Da heftet hurtig der Held die Lanze
In die Erde und eilt mit geschwungenem Schwerte
Auf den Gegner, haut ihm den halben Schild fort
Mit einem Schlage, zerfleischt ihm die Brünne
Und wühlt es ihm tief ins Eingeweide.
Es brach das Gedärm ihm hervor; ihm dunkelt
Der Blick, und er ließ den blutigen Leichnam
Wölfen und Hunden, der Hölle die Seele.
  Ihn zu rächen, ritt auf feurigem Rosse
Gerwig heran; er gab dem Renner
Die Sporen und hoch hin über den Haufen
Der Leichen setzt' er, die im Wege lagen.
Und bevor der Held noch das Haupt des Gefallenen

Heruntergehauen vom Rumpfe, hielt er
An seiner Seite und warf ihm sausend
Die Doppelaxt ins Antlitz, die damals
Die Franken führten. Doch fing noch eben
Mit dem Schilde Walther die Wucht des Wurfes.
Dann sprang er rückwärts, erraffte die Lanze
Und stieß in die Erde das blutige Eisen.
Ein heißer Kampf erhob sich: keiner
Störte durch ein Wort die Zwiesprach der Waffen;
Nur dieser galt ihr Denken und Dichten.
Der Wormser wollte die Waffenbrüder
An Walthern rächen in rasendem Wüten;
Der stritt um sein Leben aus Leibeskräften
Und den Preis des Sieges. Nieder sauste
Hieb auf Hieb. Beide Helden
Glichen einander an Glück, an Eifer
Und an Kühnheit: des Wormsers kürzere Waffe
Lähmte Walther mit der langen Lanze;
Doch wußte Gerwig den Gaul zu tummeln
Und Walthern zu täuschen durch List und Tücken.
Da hob der Held in heftigem Zorne
Dem Franken den Schild, daß die Hüfte frei ward,
Und bohrt' ihm ins Bein die Spitze des Speeres.
Rückwärts sank er herab vom Rosse
Unter Weherufen und wühlte die Fersen
In die Erde ein. Auch ihm hieb Walther
Das Haupt vom Rumpfe; die Leiche des Helden
Ließ er liegen — so lange er lebte,
Verwaltet' als Graf er den Gau von Worms.

Jetzt bangte den Franken: sie baten flehend,
Der König möge vom Kampfe lassen.
Doch rasend vor Wut und verblendet rief er:

'Ihr mutigen Männer, ihr Heldenherzen,
Die ich oftmals im Kampf erkannte, wie könnt ihr
Statt grimmigen Zorns hier zaghaft zaudern?
Soll vom Wasgenwalde ich ehrlos entweichen?!
O folgt meinem Vorbild: von Schimpf und Schande
Darniedergedrückt, sieht Worms mich nimmer
In seinen Toren; ich suche den Tod.
Soll unverwundet und siegreich Walther
Von dannen gehen? Erst galt es den Goldschatz:
Jetzt heischt der vielen gefallenen Helden
Vergossenes Blut Vergeltung und Rache.
Es kann den Tod der Tod nur tilgen,
Ihr Blut das seine; die einzige Sühne
Ist der Mord des Mörders.' Durch solche Mahnung
Belebt' er neu den erloschenen Kampfmut,
Daß alle, nicht achtend des eigenen Lebens,
Zum Tode eilten und jeder als erster
Dabei sein wollte; doch die Enge des Weges
Erlaubte immer nur einem einz'gen
Der Wormser Helden den Kampf mit Walthern.
  Als er erkannte, daß die Kämpfer bedenklich
Sich ferne hielten, nahm er vom Haupte
Den schweren Helm und hing ihn einstweilen
An einen Waldbaum, wischte den Schweiß sich
Keuchend von der Stirn und fächelte sich Kühlung.
  Da plötzlich kam Randolf auf raschem Rosse
Den andern zuvor und eilte feindlich
Auf den Helden los; die Lanze warf er
Ihm gegen die Brünne, daß sie schier in die Brust ihm
Zu dringen drohte. Doch Wielands Werkstück
Hielt ihr stand mit gehärteten Schuppen.
Furcht erfaßte das Herz des Helden,

Doch vom Schilde geschirmt fand er rasch seine Ruhe;
Nur konnt' er den Helm nicht wieder holen.
Beraubt seines Speeres, riß der Franke
Das Schwert aus der Scheide und schor dem Goten
Zwei Locken vom Haupt; doch nicht gelang es
Die Haut zu verletzen. Dann holt' er von neuem
Zum Hiebe aus; doch hielt den Schild ihm
Der Held entgegen; der junge Heißsporn
Schlägt blindlings zu — da blieb ihm stecken
Das Schwert im Schilde. In mächtigem Schwunge
Fällt Walther aus und wuchtig wirft er
Den Randolf rückwärts vom Rosse zur Erde.
Dann setzt er den Fuß auf die Brust des Feindes:
'Du schorst mich zum Kahlkopf. Nun kommt die Vergeltung
Für die Locken mußt du den Kopf nun lassen;
Sonst rühmst du dich meiner vor deinem Mädchen.'
So sprach er höhnend und hieb ihm das Haupt ab.
Jetzt nahte Helmnod als neunter zum Kampfe;
Der schleppt' einen Dreizack an dreifachem Seile,
Das hinter ihm fest die Gefährten hielten —
Sie hatten beschlossen, nach dem Schild ihn zu schleudern
Und alle zusammen am Seile zu ziehen,
Um ihn niederzureißen. Nahe rückte
Die Siegeshoffnung. Der Führer entsandte
Mit voller Kraft den gekrümmen Dreizack
Und rief: 'Du Kahlkopf! Jetzt kommt dein Ende!'
Er fuhr durch die Luft in leuchtendem Schwunge,
Wie vom Baume die Schlange, die lange verborgen
Im grünen Laube, auf einmal grausig
Herniederfährt und alles mit fortreißt
So dringt in den Schild durch den Buckel der Dreizack.
Freudig jauchzten die Franken, ihr Jubel

Hallt weit durch den Wald; um die Wette ziehen
Sie am Seile, es hilft der Herrscher selber.
Der Schweiß fließt stromweis — doch der kühne Streiter
Steht unentwegt wie die Eiche des Waldes,
Deren Wurzelgeäste so weit in die Erde
Sich senkt, wie ihr Wipfel im Äther sich wiegt,
Die unbeweglich dem Winde Trotz beut.
Die Männer zogen und munterten einer
Den andern auf, um, wenn sie zur Erde
Auch Walthern selber nicht niederwurfen,
Zum wenigsten ihm den Schild zu entwinden:
Wenn sie den erst hätten, dachten sie eher
Ihn lebendig zu fangen. Die viere waren:
Als neunter Eleuther (daneben nannten
Sie ihn Helmnod auch); als zehnter der Helden
Herr Trogunt von Straßburg; der elfte zum Streite
Von Speier Herr Tannast; den zwölften spielte
An Hagens Stelle der Herrscher selber —
Alle vier mit einem Feinde
In scharfem Streite, doch sonder Entscheidung.

Derweilen versetzte die Mühe Walthern
In hellen Zorn; er hatte des Helmes
Sich schon vorher entledigt; jetzt ließ er den Feinden
Den Schild dazu, und schirmte sich nur
Mit Brünne und Speer. Und plötzlich bricht
Er auf Helmnod los, durchhaut ihm den Helm,
Das Gehirn verspritzend, durchhaut ihm den Hals,
Durchhaut die Brust; brechend hört
Das Herz des Armen zu schlagen auf.
Und auf Trogunt von Straßburg wirft er sich stracks,
Der im Seile verstrickt umsonst versucht
Die Flucht zu ergreifen, von Grauen gelähmt

Bei Helmnods Fall und dem Anblick des Helden.
Er wollte die Waffen sich wieder holen
Und abermals kämpfen; denn alle hatten
Beiseite gelegt die Lanzen und Schilde,
Um ziehen zu helfen. Doch ohne Zaudern
Kam ihm zuvor der kühne Gote.
Er holt' ihn ein und hieb mit dem Schwerte
Ihn tief in die Wade. Verwundet stürzte
Trogunt zur Erde, und in aller Eile
Nahm Walther den Schild. Doch trotz der Wunde
Verlor er den Mut nicht; einen mächtigen Feldstein
Hob er in die Höhe und warf ihn nach Walthern,
Daß sein eigener Schild von oben bis unten
Zerbarst und das Leder nur eben noch leidlich
Das zerbrochene Holz zusammenhielt.
Dann entledigte er auf den Knien liegend
Von der Scheide das Schwert und schwang es grimmig,
Er konnte durch Taten nicht zeigen, wie tapfer
Noch jetzt sein Mut; doch Miene und Haltung
Erwiesen sattsam des Herzens Gesinnung.
Er wollte den Tod nicht sehen; verwegen
Rief dem Helden er zu: 'Ich gäbe die Hoffnung
Noch immer nicht auf, wenn als einziger Helfer
Mein treuer Schild mich schirmen dürfte.
Dem launischen Glück allein verdankst du
Die Macht über mich, nicht deinem Mute.
Du hast meinen Schild; so hol' auch mein Schwert!'
'Je eher, je lieber!' lachte Walther
Und hieb ihm die Hand ab, die das Schwert erhoben.
Dann holt' er aus zum andern Hiebe
Hernieder vom Ohr, den Ausgang zu öffnen
Der scheidenden Seele; da erschien Herr Tannast,

Der wieder mit Gunther die Waffen ergriffen,
Mit seinem Schilde den Freund zu schirmen.
Gegen ihn nun wandte sich Walthers Ingrimm:
Er löst' ihm das Schulterblatt aus dem Gelenk
Und durchhieb ihm die Seite; entsetzlich wühlte
Sein Schwert dem Armen im Eingeweide.
Mit ersterbender Stimme lispelt' er leise:
'Leb' wohl, o Bruder' und brach zusammen.
Nun wollte auch Trogunt Walthern nicht lange
Um sein Leben flehen. Mit lautem Fluche
Weckt' er noch wilder des Siegers Wüten
Mit dem Mut der Verzweiflung. 'Melde den Freunden,'
Rief der Held ihm zu, 'wenn hinunter zur Hölle
Dein Geist gefahren, wie gut du sie rächtest',
Und schnürt' um die Kehle ihm schnell zusammen
Die güldene Kette. Zwei gute Freunde
Im Leben, sah man sie jetzt beisammen
Sich sterbend wälzen im blutigen Staube.

Da graute dem König. Die Flucht ergreifend
Bestieg er rasch den Rücken des Rosses,
Und eilte zu Hagen, den Groll des Helden
Zu versöhnen und so mit seiner Hilfe
Den Kampf zu erneuen. Doch kühl sprach der Tronjer:
'Ich folge dem Vorbild des furchtsamen Vaters,
Im Männerkampfe lähmt den Mut mir
Mein kaltes Blut — auch Aldrian konnte
Nie ohne Erbleichen ein Schwert erblicken
Und wußte dem Streit mit leerem Wortschwall
Auszuweichen. Da du also mich schaltest
Vor deinen Begleitern, glaubtest du leichtlich
Den Beistand Hagens heut zu entbehren.'

Doch Gunther wollte von seiner Weig'rung

Nichts hören und bat: 'Beim Herrn des Himmels,
Laß ab vom Zorn und verzeihe mir endlich.
Abschüttle den Groll; ich bekenne mich schuldig,
Doch vergüt' ich dir alles mit reichen Gaben.
Und schämst du dich nicht, da die nächsten Genossen
Aus unserm Geschlecht uns jener erschlagen,
Zu verleugnen den Helden? Du hegst wahrhaftig
Viel tieferen Groll um Worte als Taten.
Weit richtiger wär' es, in Wut zu rasen
Gegen ihn, der heute die ersten Helden
Der Welt beschimpft. Der geringste Schade
Ist noch der Verlust so tapferer Leute,
So schwer er auch wiegt. Doch nie zu verwinden
Ist der Schimpf: die zu uns in scheuer Ehrfurcht
Aufsahen, in Zukunft sollen sie zischeln:
Der ganze Heerbann des Frankenherrschers
Ist von einem einzigen Unbekannten
Im Wasgenwald überwunden worden.'

Noch schwankte der Tronjer. Er dachte der Treue,
Die er Walthern gelobt, und erwog voll Wehmut,
Wie es heut' ergangen. Doch Gunther flehte
Immer beweglicher; endlich ward er
Erweicht durch des Königs bittende Worte.
Der Stachel saß. Er sagte sich selber,
Wie sehr seinen Ruhm er verringern müßte,
Wenn in solcher Lage er länger säumte.
So hob er denn an: 'Mein Herr und König,
Was forderst du da? ich soll dir folgen?
Unmögliches meint dein Mut zu erschwingen.
Wer hätte sich jemals in jäher Verblendung
Dem gewissen Tod in die Arme geworfen?
Ich weiß, wie Walther im Felde wütet. —

In solcher Felsburg sicherem Schutze
Fürchtet er ein Heer geharnischter Feinde
Nicht mehr noch minder als einen Mann;
Und riefst du dein Volk zu Fuß und zu Rosse
Hierher in den Kampf, so käme keiner
Von allen davon. Doch ich sehe, die Ehre
Treibt dich zum Streite und nicht die Trauer,
Und du willst nicht ruhmlos vom Walplatz weichen.
So fühl' ich Mitleid. Für meinen Fürsten
Will ich tun, was sonst ich niemals täte,
Und will dir helfen, so hart es auch hält;
Denn nimmer bräche des Neffen wegen
Der Tronjer das Wort, das er Walthern gegeben.
Ich will es wagen; doch wisse, Gunther,
Hier können wir nimmer den Kampf unternehmen.
Laß uns abseits gehen und Raum ihm geben;
Auf der Lauer liegend lassen die Rosse
Wir ruhig weiden, bis Walther, im Wahne,
Wir seien gegangen, sorglos-sicher
Seine Burg verläßt. Sobald er fort ist,
Erheben wir uns und eilen hurtig
Hinter ihm her; so haben wir Hoffnung,
Sicher zu siegen. Andere Auskunft
Ist nirgend vorhanden. Dann magst du, mein Herrscher,
Nach Herzenslust mit dem Helden kämpfen;
Denn er wird gewiß vor uns nicht entweichen,
Eher wir vor ihm — oder wacker streiten.'
Da lobte der König den listigen Ratschlag;
Mit dem Kuß die Versöhnung besiegelnd, suchten
Einen Ort sie sich aus, wo sie warten wollten,
Und ließen die Rosse im Riedgras weiden.

WIE WALTHER MIT GUNTHER UND HAGEN STRITT UND WIE DIE VERSÖHNUNG ZUSTANDE KAM.

Derweilen sank gen Westen die Sonne
Und vergoldete scheidend mit letztem Schimmer
Am Ende der Erde das eisige Island;
Und als sie erwärmt die Wogen des Westmeers
Und der Mond erschien mit mattem Lichte,
Da sann der Held in sorgender Seele,
Ob er rasten solle in sicherer Felsburg,
Ob hinaus sich wagen in wüste Wildnis.
So saß er, versunken in tiefes Sinnen,
Was weiter zu tun am weisesten wäre.
Denn Hagens halber hegte er Argwohn,
Weil der König zuletzt ihn umarmt und geküßt.
Er dachte unter Zweifeln, was dies bedeute,
Ob über Nacht sie neue Streiter
Zu sammeln meinten, um beim Morgengrauen
Zu neuem Kampfe zurückzukehren,
Oder ob sie heimlich im Hinterhalt lägen.
Auch schreckten ihn des Waldes verworrene Wege;
In Dickicht und Dornen, befürchtet' er, falle
Die Maid zum Raube reißenden Tieren.

So sann er und sorgte, und sagte endlich:
'Es geschehe, was wolle, ich will hier warten,
Bis die Sonne morgen den ersehnten Tag bringt,
Daß der Herrscher nicht höhne, bei Nacht und Nebel
Hätt' ich mich heimlich nach Hause gestohlen.'
Und dicht verbaut' er mit Dornen und Buschwerk
Voll Sorgfalt den Weg nach allen Seiten.
Dann bog er sich seufzend zu den Leichen am Boden,
Einem jeglichen Helden fügt' er das Haupt an,

Und gen Osten gewendet warf er sich zur Erde,
Entblößte von der Scheide die blitzende Schärfe,
Faßte sie mit der Hand und flehete gen Himmel:
'Schöpfer der Welt, des heiliger Wille
Sie waltend lenkt und liebend leitet,
Dank dir, daß er heut mich in heißem Kampfe
Vor der Feinde Geschoß und vor Schande beschützt hat.
Erhöre, o Herr, mein heißes Flehen:
Laß die Helden hier im Himmelssaale
In Gnaden selig mich wiedersehen.' —
Nach diesen Worten erhob sich Walther,
Trieb die Rosse ein und band sie mit Ruten;
Nur sechs noch lebten; zwei lagen getötet,
Drei hatten die Feinde mit fortgeführt.
 Dann löste Walther der Waffenrüstung
Wuchtende Last vom dampfenden Leibe,
Tröstete milde das traurige Mägdlein,
Und nachdem er, ermattet von den Mühen des Tages,
Sich wieder gekräftigt durch Wein und Speise,
Legt' er sich nieder auf den Schild, zu genießen
Wenige Stunden stärkenden Schlummers.
Derweilen sollte Hildegund wachen;
Er selber wollte der Frühwacht warten,
Weil mehr Gefahr gegen Morgen zu fürchten.
So entschlummerte Walther. Hildegund wachte
Und hielt durch Gesang, ihm zu Häupten sitzend
In gewohnter Weise, die Augen offen.
 Als Walther dann vom Schlummer erwachte,
Erhob er sich hurtig und hieß die Jungfrau
Sich niederlegen; und gelehnt auf die Lanze
Hielt er selber Wacht, bald die Rosse umwandelnd,
Bald horchend, ob am Walle sich etwas bewege,

Bis die Sonne erglommen zu neuem Glanze.
Und am Himmel erschien der Herold des Tages,
Des Morgens Stern, um den Menschen zu melden,
Daß im äußersten Osten eben die Sonne
Den Tag verkünde — in tausend Tropfen
Blinkte der Tau auf Gras und Blumen.
Den gefallenen Wormsern nahm Walther die Waffen,
Schwert und Gehänge, Helm und Harnisch,
Nebst Spangen und Kapseln, doch keinem die Kleidung.
Das lud er auf vier der ledigen Rosse,
Rief Hildegunden und hob sie aufs fünfte;
Das sechste endlich bestieg er selber,
Riß den Wall ein und ritt vorauf
Auf den engen Waldpfad, mit dem Auge des Adlers
Um sich spähend, mit gespitztem Ohre
Achtsam lauschend auf jedes Lüftchen,
Ob nirgend zu vernehmen ein Rauschen oder Rascheln,
Ob nirgend ein Roß in der Nähe wiehernd
In die Zügel schäume, ob nicht fernes Schüttern
Mutiger Rosse Hufschlag verrate.
Doch ringsum Ruhe. Da schickt er die Rosse
Mit den Waffen vorauf und winkt der Jungfrau
Voranzureiten; das Roß mit den Schreinen
Aus dem Hunnenlande lenkte er selber,
Und wagte sich vorwärts in gewohnter Bewaffnung.
Noch taten sie keine tausend Schritte,
Da blickte Hildegund bangen Herzens
Nach hinten und sah vom nahen Hügel
Zwei Reiter sprengen in rasender Eile;
Und schreckensbleich schrie sie: 'Flieh', Herr, fliehe!
Da sind sie!' Walther wandte sich und sagte:
'Vergebens hätte ich gestern so viele

Darniedergestreckt, wenn nun dem Streite
Zum Schluß ich ruhmlos entrinnen wollte.
Nein, lieber will ich verwundet sterben
Den Heldentod, als Hildegund heute
Im Stiche lassen und feige entlaufen!
Doch die Furcht ist grundlos. Größerer Fährnis
Hab' oftmals schon ich ins Auge geschaut.
So lenke die Zügel des Löwenrosses
Und birg dich hurtig im nahen Hain.
Ich will der beiden am Bergeshang warten,
Will sehn, was sie wollen, und sie wacker begrüßen.'
Hildgund gehorchte dem Wort des Helden;
Er schüttelte die Lanze, faßte den Schild
Und prüfte, ob das Roß, das er ritt, ihm tauge.
  Gunther war's mit Hagen. In heillosem Hochmut
Schalt er Walthern schon von weitem:
'Ha, wütender Würger, du wähntest dich siegreich!
Dein Hoffen trog! aus dem Schlupfloch vertrieben,
Darinnen du grimmig die gräßlichen Zähne
Heulend blecktest, du blutiger Hund,
Erprobe ehrlich in offenem Kampfe,
Ob dem glücklichen Anfang das Ende gleichkommt.
Doch du hast ja, glaub ich, das Glück dir gedungen;
Drum willst du nichts wissen von Flucht oder Flehen.'
  Kein Wort erwiderte Walther Gunthern;
Er wandte sich hin zu Hagen von Tronje:
'Höre, Hagen (denn ich habe es einzig
Mit dir zu tun): was betörte dich nur,
Daß du, der beim Abschied sich damals dem Arme
Des treuen Freundes entriß unter Tränen,
Die Waffen in der Hand mir hier in den Weg trittst?
Ich hoffte umsonst, wenn du hörtest, daß heimwärts

Aus der Fremde ich kehrte, so kämest du selber,
Den alten Freund mit offenen Armen
Zu empfangen, nach Worms mich wider Willen
Einzuladen und zum Vaterlande
Mich heimzugeleiten. Ich hegte im Herzen
Schon Sorge, ob ich in solchem Umfang
Dich gewähren ließe. Auf der weiten Wand'rung
War mein Trost der Gedanke an deine Treue:
"Wenn Hagen nur lebt am Frankenhofe,
So fürcht' ich wahrlich dort keine Feinde."
Wie freutest du in fröhlicher Kindheit
Mit mir gemeinsam, einigen Mutes,
Dich des Spiels in der Jugend goldenen Jahren.
Wohin ist die Treue, die nie getrübte
Eintracht entschwunden, die uns immer beseelte?
In Hagens Liebe entbehrte ich leichter
Des Vaters, bei Hagen vergaß ich der Heimat.
Du löschest die Freundschaft langer Jahre?
O meide die Meintat, reize nicht ruchlos
Den alten Freund zu frevelem Kampfe;
Laß unentheiligt den Eid uns halten,
Tu mir's zuliebe. Ich will es dir lohnen
Mit reichen Geschenken: ich fülle den Schild dir
Bis oben zum Rande mit rotem Golde.'

Doch finster, im Auge das Feuer des Zornes
Gab der Tronjer zur Antwort: 'Der erste Treubruch,
Der kam von dir, so künstlich du deutelst.
Du brachest den Eid, nicht ich. Du wußtest
Mich nahe und nahmst mir doch die Genossen.
Sag nicht, du konntest mich nicht erkennen:
Du sahst meine Waffen, die wohlbekannten.
Und Helm und Harnisch verrieten den Hagen,

Auch wenn mein Gesicht du nicht sehen konntest.
Doch alles, alles vergäß' ich — nur eins nicht:
Als mit blutiger Hand die holde Blume
Du brachest, da löstest du unser Gelöbnis.
Drum biete kein Gold für des Bundes Bewahrung:
Zu erproben denk ich, ob nur du die Waffen
Zu führen weißt; den Neffen fordr' ich
Von deiner Hand. Ich falle heute,
Oder übe Rache.' Er sprang vom Rosse,
Desgleichen der König und Walther, zum Kampfe
Bereit, zur Abwehr alle gerüstet;
Hoch klopfte den Helden das Herz vor Erwartung.
  Sie stießen zusammen um die zweite Stunde,
Zwei gegen einen. Zuerst brach Hagen
Den Frieden und warf mit voller Wucht
Die Lanze. Sausend fuhr sie durch die Luft;
Doch Walther hielt, da er auszuweichen
Nicht vermochte, den Schild geschickt zur Seite —
So glitt sie ab wie von glattem Marmor
Und bohrte bis zum Nagel sich hinein in den Boden.
Danach warf Gunther mit ganzer Macht,
Doch immer noch lässig, die eschene Lanze —
Ganz unten saß sie und sank von selber,
Da Walther den Schild zu schütteln anhub,
Zu Boden, den Franken ein böses Zeichen.
Dann griffen sie zum Schwert, und grimmig grollend
Drangen um die Wette sie ein auf Walthern
Unter dem Schutze des schirmenden Schildes.
Doch Walther wehrte sich wacker und hielt sich
Hinlänglich die zwei mit der Lanze vom Leibe.
  Da gefiel es dem König in keckem Vorwitz,
Die Lanze mit List sich wieder zu langen,

Die niedergefallen und nun zu Füßen
Walthers lag; zu wenig vermochten
Mit dem kurzen Schwert sie ihm beizukommen:
Denn er hielt sie fern mit erhobenem Speere.
So winkt' er denn Hagen, daß der gegen Walthern
Ausfallen sollte und ihn selber sichern,
Nach Lust zu vollenden den listigen Anschlag.
Hagen gehorchte und reizte hurtig
Den Goten; derweilen steckte Gunther
Das Schwert in die Scheide und langte geschwinde
Mit der Rechten die Lanze. Schon schien es gelungen
Da merkte Walther, der scharf ihn bewachte
Und nur einmal hernach einen Augenblick achtlos
Sich gehen ließ, wie Gunther sich bückte;
Schnell erhob er die Lanze und drang auf Hagen,
Trieb ihn rückwärts und trat im Sprunge
Fest auf den Speer, den der König schon faßte,
So daß dem Ertappten, zu Tode Erschrocknen,
Die Kniee wankten; und wäre nicht Hagen
Ihm zu Hilfe geeilt, so hätte zur Hölle
Er ihn gesendet ohne Säumen.
Doch Hagen schirmte den Herrn mit dem Schilde
Und wehrte Walthern mit erhobener Waffe.
Der wich rückwärts und rasch erhob sich,
Mit Mühe entrissen dem Rachen des Todes,
Am ganzen Leibe bebend, Gunther.
So begann von neuem die Not des Kampfes;
Um die Wette bedrängten Walthern die beiden,
Und so oft er just einen Ausfall machte
Gegen einen von ihnen, stets eilte der andre
Hurtig herbei, den Hieb zu hemmen.
Wie der Bär im Hochwald gehetzt von den Hunden,

Dräuend dasteht mit dumpfem Brummen,
Das Haupt geduckt: er packt die Hunde,
Mit furchtbaren Pranken die winselnden pressend, —
Sie bellen von ferne, doch Furcht befängt sie,
An das wütende Tier sich heranzuwagen:
So wogte der Kampf von Welle zu Welle,
Und dreifache Drangsal bedrückte die Helden:
Das Unheilahnen des nahenden Endes,
Die Mühsal des Kampfs und die Glut des Mittags.
Derweilen beschlich allmählich Walthern
Dennoch Sorge, und er dachte bei sich selber:
'Wenn das Glück nicht bald seine Bahn verändert,
So ermüden sie mich, und endlich muß ich
Erliegen der List.' Und laut die Stimme
Erhob er zu Hagen: 'Du grünst doch, Hagdorn,
Und könntest wohl stechen; doch stets versuchst du
Mit List mich zu fangen; jetzt laß ich dich aber
Nicht los; komm heran: deine Riesenkräfte
Sollst du bewähren; ich will nicht weiter
Um nichts erdulden die Not des Streites.'
So sprach er und warf im Sprunge den Speer:
Durch Schild und Panzer drang er; doch schürfte
Er nur wenig die Haut; die Waffen Hagens
Hemmten die Wucht des gewaltigen Wurfes.
Dann riß er geschwinde das Schwert aus der Scheide
Und stürzte auf Gunthern, stieß den Schild ihm
Von rechts beiseite — gewaltig sauste
In grausigem Schwunge das Schwert hernieder,
Und hieb ihm das Bein ab bis an die Hüfte:
Er brach zusammen und sank zu Boden.
Es erblaßte Hagen, da er den Herrscher
Wanken sahe: und Walther holte

Zum andernmal aus, ihn für immer zur Hölle
Hinunterzusenden; doch, seiner nicht achtend,
Warf Hagen das Haupt dem Hiebe entgegen,
Walther konnte die Wucht des Armes
Nicht hemmen; doch hielt das Erz des Helmes
Dem Hiebe stand; es stoben die Funken,
Und klirrend barst die Klinge Walthers,
Daß die Splitter des Schwertes die Luft durchschwirrten.
Als Walther sahe die Trümmer der Waffe,
Da ergrimmte sein Herz, und den Griff des Schwertes,
Der mit köstlichem Golde kunstreich geziert war,
Warf er im Zorn in weitem Bogen
Zur Erde nieder als nichts mehr nütze.
Doch als den Arm er unvorsichtig
Zu weit ausstreckte beim Wurfe, hieb Hagen
Ihm die Rechte ab, zu rascher Rache.
Da lag die Hand, die in allen Landen
Gefürchtet worden von Fürsten und Völkern,
Die Faust, die so oft den Sieg erfochten.
Doch Walther hatte selbst widrigem Lose
Nicht zu weichen gelernt; er verwand seine Schmerzen
Und verzagte nicht. Keine Miene verziehend
Steckt' er den Schild an den Stumpf des Armes;
Mit der Linken langt er das hunnische Halbschwert
Von der rechten Hüfte, um blutige Rache
An Hagen zu üben. Mit einem Hiebe
Riß er ihm aus das rechte Auge,
Spaltete die Schläfe, zerschliß ihm die Lippen
Und schlug ihm dazu aus dem Mund sechs Zähne.

So wurde schließlich der Streit geschlichtet.
Wund und erschöpft legten die Waffen
Sie endlich ab. Wie hätte sich einer

Wahren können, wo an Kraft und Kühnheit
Gleich stark die beiden im Sturm gestanden?
Nun war es zu Ende; und alle trugen
Am Körper die Male des mächtigen Kampfes.
Da lag am Boden das Bein des Königs,
Walthers Hand und das Auge Hagens.
— So geschahe die Teilung des Hunnenschatzes!
Sie ließen sich nieder, nur Gunther blieb liegen.
Und stillten mit Blumen das strömende Blut.
Da rief Walther der Braut, sich hervorzuwagen;
Und sie kam herbei und verband die Wunden.
Dann gebot er der Maid: 'Jetzt mische den Wein uns
Und bring ihn Hagen — ein braver Streiter,
Wenn eins er nur wüßte, sein Wort zu wahren.
Dann biete ihn mir, der am meisten gelitten;
Zuletzt dem König, der lau nur und lässig
Unter uns Helden sich heute gehalten
Und nur mäßig gekämpft hat.' Die Maid gehorchte;
Indes, ob der Durst ihm die Kehle auch dörrte,
Der Tronjer erwiderte: 'Nein, zu Walthern,
Deinem Bräutigam, bring ihn zuerst.
Der ist braver als ich und alle andern
Und ist ein Held über alle Helden.'
Nun saßen friedlich die alten Freunde
Beim Weine, Walther und Hagen der Herbe,
Ermatteten Leibes, doch frischen Mutes,
Und vertrieben die Zeit sich mit traulichen Scherzen.
'In Zukunft, mein Freund', so sprach der Franke,
'Wirst den Hirsch du jagen, Handschuh von Hirschfell
Dir machen lassen und, die Leute zu täuschen,
Den rechten wacker mit Wolle stopfen.
O weh, du gürtest auch wider die Sitte

Der Recken das Schwert um die rechte Hüfte;
Und willst du einmal dein Weib umarmen,
So mußt du verkehrt mit der Linken kosen.
Kurz, was du nur tust, das tust du als Tölpel!'
  Mit scherzendem Wort gab Walther zurücke:
'Ei, ei, halt' Frieden, einäugiger Franke!
Du wirst schielend nach den Dienern schauen
Und schielend begrüßen der Männer Scharen.
Jag' ich den Hirsch, so hüte sich Hagen
In Zukunft nur brav vor Eberbraten!
Doch getrost! ich will aus alter Treue
Einen Rat dir vertrauen: wenn du zurückkommst,
So mache ein Mus von Milch und Mehl dir;
Das kräftigt den Kranken und soll gesund sein.'
  So erneuten die beiden den Bund. Sie huben
Aufs Roß den König, den kampfeswunden,
Und schieden als Freunde. Die Franken zogen
Gen Worms, und zum Gotenland wanderte Walther.
Dort ward er begrüßt mit großem Jubel
Und hielt mit Hildegund feierlich Hochzeit,
Und regierte drauf bei dreißig Jahren
Im Segen sein Volk nach des Vaters Tode.
  Noch von manchem Siege meldet die Sage,
Den sein Volk erfocht unter seiner Führung:
Doch ich schweige davon, der schwachen Kräfte
Mir wohl bewußt, in bescheidener Scheu.
  So lautet das Lied zum Lobe Walthers —.
Euch helfe zum Heile der Herr des Himmels.

RUDLIEB

DER ABSCHIED

Ein Ritter war von edlem Stamm
Entsprossen wert und tugendsam.
Der diente manchem hohen Herrn;
Was der begehrte, tat er gern —
Allein es mocht' ihm wenig frommen:
Er konnt' nicht in die Höhe kommen.
Gab's Fehden oder sonst zu tun,
So durft' er nimmer lange ruhn;
Oft setzt' er Leib und Leben dran
Als seiner Herrn getreuer Mann
In Krieg und Jagd mit Fleiß und Mühn.
Doch wollt' ihm des kein Glück erblühn;
Man tat ihm allerlei versprechen,
Um ihm hernach das Wort zu brechen.
Den Herrn zuliebe treubereit
Hatt' er getrotzt der Feinde Neid, —
Er wußt' zuletzt nicht aus noch ein,
Konnt' seines Lebens nicht sicher sein.
Der Mutter ließ er drum das Haus
Und zog ins fremde Land hinaus.

Von allen Knechten nahm nur einen
Er mit, getreu von Kindesbeinen;
Der trug ihm Reisesack und Wehr,
Die Rechte hielt den langen Speer,
Links über trug er huckepack
Den Schild und rechts den Reisesack;
Der Habersack am Sattel hing.
Im Kettenhemd der Ritter ging;

Auf seinem Haupt des Helmes Stahl,
Der blitzte blank im Sonnenstrahl.
Des Schwertes Griff ist eingelegt
Mit Golde reich. Am Halse trägt
Ein Horn er von des Greifen Klau,
Mit rotem Gold geschmückt, zur Schau,
Wohl einer halben Elle lang,
Am Riemen von des Hirsches Fell —
Das gab so wunderhellen Klang
Wie Pauken und Posaunen gell;
Es schimmert matt mit falbem Schein,
Durchsichtig wie von Edelstein.
 Der Mutter noch ein Abschiedswort,
Dem ganzen Haus; dann geht es fort.
Das Streitroß steht, gewärtig
Des Reiters, fix und fertig
Geschirrt und aufgezäumt, der Schecke:
Sonst rabenschwarz, doch weiße Flecke
Am ganzen Leib; die Mähne dicht
Hängt links herab. Der Sattel nicht
Beschwert, nur daß ein Becher, blank
Mit Harz gebohnt, damit der Trank
Draus um so würz'ger schmecke,
Und eine Purpurdecke
Herniederhängt vom Sattelknauf.
Mit einem Satze springt er auf
Und gibt sich einen sichren Schwung;
Das Roß tut einen Freudensprung.
Vorauf sein Spürhund wie der Wind,
Der jedes Wild entdeckt geschwind;
Keins mag vor ihm verborgen sein,
Er findet es, ob groß, ob klein.

Und nun den letzten Abschiedskuß,
Ein Lebewohl als Scheidegruß:
Die Zügel faßt er, braucht die Sporen,
Und bald ist seine Spur verloren;
Hinfliegt er wie die Schwalbe jach.
Die Mutter schaut ihm weinend nach;
Vom Söller hoch sie spähen,
Bis er nicht mehr zu sehen.
Dann sprechen sie der Mutter zu;
Die zwingt ihr sorgend Herz zur Ruh'
Und muß dem Schmerz der Leute wehren:
Einst werd' ihr Sohn ja wiederkehren.

DER JÄGER

Ihm selbst ist auch nicht leicht zu Sinn:
Viel überlegt er her und hin,
Wie es daheim ihm fehlgeschlagen,
Wie Haß und Feindschaft er getragen,
Die nun ihn gar zu wandern zwinge.
Wenn er sich jetzt zu Dienst verdinge
Und treff' es abermalen schlecht,
Dann wär' er aller Knechte Knecht.
Und käme, das sei sonnenklar,
Vom Regen in die Traufe gar.
Er seufzt und weint: 'Ach lieber Gott,
Verlaß mich nicht in meiner Not,
Laß dich an meiner Seite finden
Und mich die Trübsal überwinden!'
Er ist, versenkt in tiefes Sinnen,
Bereits im Nachbarlande drinnen.
Da trifft er einen Weggenossen,
Der hat sich rasch ihm angeschlossen;

Das ist des Königs Jäger frank.
Der grüßt den Ritter. 'Habet Dank.'
Das muß ein starker Recke sein;
Er schaut so kühn und trutzig drein,
Gar streng und ernst, einsilbig fast.
Der Jäger fragt den fremden Gast,
Woher, wohin des Wegs? allein
Der Ritter schweigt: Was mag er sein?
Als Königsbote kommt er nit;
Sonst hätt' er mehr Gefolge mit —
Wer trüg' zu Hof ihm Schwert und Gaben?
Mir däucht, er wird wohl wenig haben,
Doch ist ein Held er lobesam. —
So hebt er denn von neuem an:
'Verzeiht, wenn ich noch einmal frage,
Weil ich euch guten Willen trage.
Ich bin des Königs Jägersmann,
Und keinen hört er gnäd'ger an.
Ward euch durch eurer Feinde Neid
Und Fehden eure Heimat leid,
Wollt ihr euch hier zu Dienst verdingen,
Um euch gleich mir emporzubringen,
Und ihr versteht des Jagens Kunst,
Ist euch gewiß des Königs Gunst.
Er schenkt, so viel er immer kann —
Wer mehr gibt, ist kein braver Mann;
Nicht täglich, doch mit Stetigkeit.
Ihr braucht um Speis' und Trank und Kleid
Euch nimmermehr zu sorgen;
Dort seid ihr wohlgeborgen.
Kriegt schöne Rosse er geschenkt,
Gewißlich er der Seinen denkt;

Erst läßt er sie zur Probe reiten,
Besehn und prüfen aller Seiten,
Ob wohlgezogen sie und schnell —
Und ist von uns dann ein Gesell,
Der solch ein Roß just brauchen kann,
Das beste Tier erhält der Mann;
Und Futter gibt es Tag für Tag,
So viel als er nur fordern mag.
Bei Tische läßt er hohe Herrn
Manchmal beiseit' und wendet gern
Sich hin zu unsersgleichen.
Er läßt uns immer reichen
Von allen guten Dingen;
Das mag uns Ehre bringen,
Die schwerer wiegt als Gold und Sold.
Wollt ihr mir freundlich sein und hold,
So machen wir ein Bündnis beide,
Daß nur der Tod, sonst nichts, uns scheide.
Ein jeder soll des andern Sachen
An allen Orten besser machen,
Als müßten sie sein eigen sein.'
 Jetzt traut der Ritter ihm, schlägt ein:
'Ihr zeigt, wie gut ihr's mit mir meint,
Und ratet mir als wahrer Freund.
Wie's um mich steht, habt ihr erkannt;
Wir wollen Freunde sein zur Hand.'
So festen sie den Bruderbund
Und küssen sich wohl auf den Mund;
Und auch die Knechte tun desgleichen
Als Freunde sich die Hände reichen.

HERRENDIENST

Als sich verständigt beide Herrn,
Ist auch die Hauptstadt nicht mehr fern,
Wo, wer da kommt aus fremdem Reich,
Dem Königsbann verfällt sogleich,
Sie müssen hin zum Hauptquartier.
Sie nehmen Unterstand, das Tier
Wird eingestellt, vom Knecht versehn,
Und beide gleich zu Hofe gehn.
Erblickt der König heitern Mutes
Den Jäger: 'Nun, was bringst du Gutes?
Hast du — du warest ja im Wald —
Ein Wild gespürt und gibt es bald
Auf Bär und Wildschwein lust'ge Jagd?'
Als wär' er seinesgleichen, sagt
Der Jäger: 'Keins von beiden, Herr;
Ich spürte euch ein Wild, das mehr
Als beide gilt: hier diesen Mann,
Der Bär und Wildschein fangen kann.
Ich traf ihn unterwegs und brachte
Ihn her an euren Hof; ich achte
Ihn einen braven Jägersmann.
Er beut euch Gaben, was er kann,
Und bittet euch, ihn anzunehmen:
Ihr dürft euch seiner nimmer schämen;
Und ist's euch recht, so mag's geschehn,
Gleich läßt er eine Probe sehn.'
Der Ritter steht derweil bescheiden;
Sein Hund am Seil an seiner Seiten.
Der König drauf: 'Wohlan denn, risch!
Was schaffst du heut auf meinen Tisch?

Laß einmal deine Künste sehn!'
'Herr König, darf ich fischen gehn?'
Da steht er auch schon auf dem Sprunge.
  Nun gibt's ein Kraut, heißt Ochsenzunge:
Dies Kräutlein also trocknet man,
Zerreibt's zu Pulver, mischt es dann
Mit Mehl und knetet Pillen draus;
Die streut man rund aufs Wasser aus.
Der Fisch, der eine bloß verschlingt,
Schwimmt obenauf, und ihm gelingt
Es nimmermehr, zurückzukehren,
Mag er sich noch so heftig wehren.
  Bald kneten seine Finger
Zurecht die runden Dinger
Und streu'n sie aus. Die Fische kommen —
Kaum haben sie davon genommen,
So tanzen sie wohl auf und ab,
Doch ihrer keiner kann hinab.
Der Ritter nun auf seinem Kahn
Stößt ab und rudert sacht heran;
Mit seinem Stab in guter Ruh,
So treibt er sie dem Lande zu,
Jagt sie samt dem Gesellen sein
Ins aufgespannte Netz hinein.
Solch Weidwerk nennt man wohlgeraten!
Die kleinen geben sie zum Braten
Den Köchen, präsentieren
Mit artigen Manieren
Die andern all' auf einem Brett
In Reih' und Glied geschichtet nett
Dem König: 'Wenig ist's mit Liebe.'
'Wie habt ihr die denn aufgetrieben,

Mit Angel oder Netzen? sprecht!'
'Herr König, solches ginge schlecht.
Wir machen's anders, kommandieren,
Daß sie sich oben konzentrieren
Mit Komplimenten frisch und frank
Und tanzen, ohne ihren Dank;
Doch nach dem Tanz, da kommt die Ruh:
Dann treibt man sie dem Ufer zu.'
'Das hätt' ich', lacht der König, 'traun
Auch einmal Lust mitanzuschaun.'
Es macht uns weiser Meister Mund
Besagten Krautes Kräfte kund.
So wer ein stark Getränke braut
Und mischt darein von diesem Kraut,
Von solchem Trank er nüchtern bleibt.
Und wenn er's fein zu Pulver reibt,
Streut es auf Fleisch und gibt's dem Hunde,
Erblindet er zur selben Stunde:
Kein einzig Tier kommt blind zur Welt,
Das darnach das Gesicht behält.
Die beiden aus dem Walde ziehn,
Da hausen viele Wölfe drin;
Ein Zicklein haben sie genommen,
Und als sie tief ins Holz gekommen,
Da schlachten sie's im grünen Laub
Und streun der Ochsenzunge Staub
Darüber, wickeln mit Bedacht
Das Fleisch ins Fell und halten Wacht.
Der Ritter heult nach Wolfes Weise,
Bald wie die jungen winselnd leise,
Bald rauh, den alten mag es gleichen.
Da sieht er ein paar Graue schleichen;

Die sehen kaum den leckern Bissen,
So haben sie das Tier zerrissen —
Allein nach wenig Schritten sind
Sie durch des Krautes Zauber blind.

KRIEG

Mit solchem Tun und solcher Kunst
Gewinnt der Ritter aller Gunst,
Derweilen Ehr und Frieden
Dem Reiche sind beschieden.
Die Grenzbewohner beiderseit,
Sie halten Freundschaft sonder Neid:
Es blühen Handel und Verkehr,
Die Leute gehen hin und her
Und kaufen ein und zahlen Zoll,
Und jeder will dem andern wohl;
Die frei'n ins Nachbarland hinein,
Und jeder muß Gevatter sein.
So geht es manches liebe Jahr,
Sie krümmen niemals sich ein Haar —
Dann hebt auf einmal Unfried an:
Das hat der böse Feind getan;
Der sät wohl Unkraut über Nacht,
Bis er aus Freunden Feinde macht.
Sie ziehn zu Markt in hellen Haufen;
Da geht's auf einmal an ein Raufen,
Und mancher findet blut'gen Tod.

Der Markgraf mit dem Gaugebot
Fällt ein ins Land. Zu Haufe rafft
Der König seines Heeres Kraft;
Der Ritter ist ein kühner Held:
Er führt das Heer hinaus ins Feld

Und weiß mit Macht zu siegen;
Die Feinde unterliegen,
Der Markgraf fällt in seine Hand:
'Der König hat mich abgesandt;
Ich mußte tun, was ich getan.'
Allein der Feldherr fährt ihn an:
'Nein, euern Herrn kenn' ich zu gut;
Euch stach bloß eigner Übermut.
Ihr habt euch übeln Dank erworben
Und eure Sache nur verdorben.
Mit euch sollt' ich nicht lange spaßen;
Ich sollt' euch einfach hängen lassen
Am nächsten Ast, den Kopf nach unten:
Dann habt ihr euern Lohn gefunden!'
Ein Rufen tönt im ganzen Heere,
Daß dies die rechte Strafe wäre.
Doch ernsten Blicks der Feldherr spricht:
'So will es unser König nicht,
Daß der verlöre Leib und Leben,
Der als Gefangner sich ergeben.
Die Unsern sollten wir aus Ketten
Und Banden, wenn es ginge, retten,
Den Raub uns wieder holen:
Wir taten, wie befohlen.
Den Sieger selbst besiegt zu sehn,
Wie könnt' uns Ehre mehr geschehn?
Im Kampfe gleich dem Löwen wild,
Sei nachher als ein Lämmlein mild!
Die Rache stünd' euch übel an;
Vergeben ziemt dem braven Mann.
Ich bitt' euch, lasset es geschehn,
Laßt hier den Grafen mit uns gehn,

Allein und ohne Waffenzier,
Auf eignem oder fremdem Tier,
Dem ersten besten; einen Knecht
Möcht' ich ihm gönnen, wenn's euch recht,
Der mag ihm seinen Gaul versehn.
Die Seinen sollen vor ihm gehn,
Und er als letzter hinterdrein;
Das möge seine Strafe sein.
Dann tut er so was nimmermehr!'
Und Beifall schallt im ganzen Heer.
Sie ziehen heim mit Hörnerklang
Und stimmen an den Siegessang;
Rings brennt das Land noch lichterloh,
Doch sie sind frei und darum froh,
Der Feldherr und die Seinen ziehn
Gemach zum Hauptquartiere hin,
Sie bringen die Gefangnen unter
Und halten Heerschau: wohl und munter
Sind ihre Leute blieben alle;
Des loben sie den Herrn mit Schalle.
Dann wird ein Bote abgesandt,
Derweilen in des Königs Hand
Die Friedensbrecher und ihr Los.
Der fordert sich geschwind sein Roß,
Schwingt sich hinauf, spornt ihm die Flanken
Und treibt es an mit einer schwanken
Reitgerte, rasch vom Strauch genommen.
Vom hohen Söller sieht ihn kommen
Der Wächter, ruft: 'Es sprengt ein Mann
Schier atemlos zur Pfalz heran;
Der macht uns wicht'ge Meldung kund:
Wer so sich eilt, hat guten Grund.'

Sie hören es und sind nicht faul;
Sie laufen, nehmen seinen Gaul
Und dringen auf ihn ein mit Fragen.
Er tät nur flücht'ge Antwort sagen.
'Wie lief es ab?' 'Nun, gut und recht!'
Sein Schwert, das gibt er einem Knecht
Und eilt zum Herrn: 'Herr König, Heil
Und Ehre müssen euer Teil
Auf immer heißen . . .' 'Freund, sag' an,
Wie es aus unsres Heeres Bann
Erging den vielgetreuen Mannen,
Ob wir den Raub zurückgewannen,
Und liegen ihrer viel erschlagen?'
'Ei, Herr, wie mögt' ihr solches sagen!
Nicht einer fiel, und heimgekommen
Ist alles, was uns abgenommen.
Nun hießen mich die Freunde mein
An euch, Herr König, Bote sein,
Was mit den Feinden soll geschehn.
Gebietet, Herr, so mag ich gehn.'
Der König läßt als Botensold
Drei Mark ihm reichen, rotes Gold:
'Geh hin und sage deinen Leuten,
Ich wolle meinen Dank voll Freuden
Durch Wort und Taten wohl bewähren;
Sie sollen rasch nach Hause kehren
Samt den Gefangenen.' Geschwind
Ist er zu Pferd, und wie der Wind
Noch schneller fort als er gekommen:
So reicher Sold, der mag ihm frommen.
Im Lager ruft er schnelle
Die Freunde all zur Stelle;

Kaum mag der Platz die Menge fassen:
'Der König dankt euch aus der Massen
Und will's euch durch die Tat bewähren.
Jetzt sollen wir zurückekehren,
Und die gefangen wir genommen,
Die Feinde, daß sie nicht entkommen!'

Das Heer kehrt heim. Der König übt äußerste Milde gegenüber den Kriegsgefangenen; sie bleiben straflos und werden durchaus in ritterlicher Haft gehalten, den feindlichen Grafen, den Urheber alles Unheils behält der König selbst an seinem Hofe, damit ihm von niemand Übles geschehe. Dann bietet er als Sieger großmütig dem kleineren König Frieden und Freundschaft, Vergeben und Vergessen alles geschehenen Unrechts. Mit dieser Botschaft wird Rudlieb an den andern König entsendet. Er wird sehr freundlich aufgenommen. König und Kanzler sind dankbar und hocherfreut und erweisen ihm und seinen beiden Begleitern alle Ehre und Gastlichkeit. Rudlieb zeigt sich als höchst geschickter Schachspieler; er besiegt dreimal den König, dreimal Herren aus dessen Gefolge und gewinnt den reichen Einsatz. Er kehrt zurück und meldet seinem königlichen Herrn: Die erwünschte Zusammenkunft beider Könige solle stattfinden an der Grenze auf dem Blachfeld, auf dem die siegreiche Schlacht gegen den feindlichen Grenzgrafen geschlagen wurde, dort möchten die Gefangenen entlassen, dort könnte der Friede geschlossen werden. Der König ist es zufrieden, läßt die Gefangenen mit neuen Kleidern, Waffen und Rossen schön ausstatten, die Großen des Reiches, Bischöfe und Äbte werden besandt, und nach der Verabredung erscheint der König mit großem Gefolge und den Gefangenen auf dem Blachfelde.

DIE BEGEGNUNG DER KÖNIGE

Es wird zu der Begegnung Ort
Ein weiter Hof erkoren. Dort
Ist Platz genug für Zelt und Hütten
Und noch ein freier Raum inmitten,
Allwo er sich an Trank und Speise
Erlabt in auserlesnem Kreise,

Mit zwölf Prälaten Tafel hält.
Gen Osten steht ein weißes Zelt,
Von dorten wieder führt ein Gang
Nach einem andern Zelt entlang,
Drin stellt ein Tisch wie ein Altar
Sich reich geschmückt dem Blicke dar,
Darauf des Königs güldne Kron',
Am Kreuzesholz der Gottessohn;
Wo man für ihn das Hochamt hält,
So wie's der Kirche Dienst bestellt.
Er kommt und hört die Messe schnelle,
Schickt seinen Boten auf der Stelle
Zum andern König, läßt ihm sagen,
Sie wollen beide Sorge tragen,
Einand zu sehn, eh sie genommen
Das Mahl. Der sieht den Boten kommen,
Entbeut ihm freundlich seinen Gruß,
Empfängt ihn mit dem Willkommkuß;
Dann fragt er: 'Nun, was bringst du mir?
Du hast's verdient, ich danke dir,
So viel ich immer kann und weiß.'
'Ich soll auf meines Herrn Geheiß
Euch bitten, nicht zu Tisch zu gehn,
Eh' euer Auge ihn gesehn.
Zur Brücken, die die Reiche scheidet,
Mein König euch entgegenreitet;
Dort wird der schlimme Streit geschlichtet,
Fin Friedensbündnis aufgerichtet,
Heimkehren euch, die wir gefangen:
's ist ihnen gut genug ergangen.'
Der König drauf: 'So soll's geschehn',
Und läßt den Boten heimwärts gehn.

Sie treffen am bestimmten Ort
Zusammen, keiner spricht ein Wort,
Und geben sich den Friedenskuß.
Darnach entbeut denselben Gruß
Auch den Prälaten allzugleich
Der unsre von des andern Reich
Der Reihe nach; und umgekehrt.
Es setzen sich die Fürsten wert
Mit Bischof, Abt und Pfaffen,
Mit Herzogen und Grafen.
Nachdem sie sitzen, spricht sofort
Der große König weises Wort:
'Als wie euer Liebden ich verhieß,
Euch angelobt und sagen ließ,
So wollen wir den Groll begraben,
Was Törichtes begangen haben
Die Unsern beiderseit, vergeben:
Sie sollen nun in Frieden leben
Als gute Freunde sonder Neid.
Es denke keiner an den Streit;
Was ihm auch widerfahren ist,
Vergessen sei's von dieser Frist,
Vergessen alles und vergeben,
Und keiner soll nach Rache streben.
Das ist fürwahr Vergeltung gut,
Wenn einer uns was Böses tut
Und wir dafür ihm Gutes tun.'
Auf steht der andre König nun;
Doch unsrer ist dawider,
Er muß sich setzen nieder.
'Für eure Guttat', also spricht
Er dennoch, 'können wir euch nicht

Jemals genug des Dankes spenden.
Wohin sich eure Waffen wenden,
Krönt sie der Sieg, und überall
Tönt euer Lob mit lautem Schall.
So brauch' ich euch nicht lang zu preisen;
Euch muß ein jeder Ehr' erweisen
Ob eurer Kraft und Mildigkeit,
Und trüg' er sonst euch Haß und Neid.
Weil euer Schwert uns überwunden,
Sind wir zu Diensten euch verbunden.'
Darauf der König: 'Ferne sei,
So lang ich lebe, solcherlei,
Daß ich an Ehren euch und Recht
Verkürzte; solches ziemte schlecht.
Ein König seid ihr, seid mir gleich,
Wie ich an Recht und Ehren reich.
So laßt uns festen denn geschwind,
Weshalb wir hergekommen sind;
Und nehmt die Eurigen zurück,
Die wir gekränkt in keinem Stück.'
Drauf stellt er ihm den Grafen dar
Samt den Gefangnen; jeder war
Mit Kleidern köstlich angetan
Und Waffen, bei neunhundert Mann.
'Die sind es, die am Leben blieben;
Sie haben's schlimm genug getrieben:
Sie fielen ein in unser Land
Und hausten drin mit Mord und Brand.
Doch wir vergalten es mit nichten;
Zu Hause laßt es euch berichten!
Jetzt sollen sie mit uns aufs neue
In Frieden leben und in Treue,

Recht als Gevattern und Genossen.'
Der Friede wird darauf geschlossen,
Beschworen auch mit heil'gem Eid,
Ihn nicht zu brechen, beiderseit.
Man trennt sich unterdessen;
Nach seinem Zelt zum Essen
Geht jeder mit den Seinen all;
Da hebt sich lauter Jubelschall,
Und alles freut sich fern und nah,
Daß ihre Freunde wieder da.
Nach Tische heißt es, daran denken,
Wie man dem König mit Geschenken
Sich dankbar zeigen mög' und hold.
Man ordnet ihm von gutem Gold
Fünfhundert Pfund und Silber reich,
Der Mäntel hundert und von Stahl
Einhundert Helme, diesen gleich
Gewirkter Brünnen eine Zahl.
Stolz aufgezäumt manch reisig Roß,
Maulesel fünfzehn mit im Troß,
Wildesel dreißig nebst Kamelen,
Auch dreißig, dürfen nimmer fehlen,
Zwei Leoparden, Löwen gar,
Von Bären auch ein Zwillingspaar,
Die Pranken schwarz, sonst weiß wie Schnee.
Sie heben Eimer in die Höh'
Und auf zwei Beinen gehn sie schier
Daher wie Menschen mit Manier.
Und greift der Spielmann in die Saiten,
Gelehrig nach dem Takt sie schreiten.
Sie hopsen, überschlagen sich
Dazwischen wohl und tragen sich,

Wie's trifft, auch huckepack einand.
Sie balgen sich, bis in den Sand
Der eine stürzt. Und wenn die Geigen
Aufspielen einen lust'gen Reigen
Und jodelnd sich die Weiber drehn,
Da mögen sie nicht stille stehn;
Sie treten ein an ihrem Platze,
Rasch fassen Pätschchen sich und Tatze,
Sie stapfen mit ohn' Unterlaß
Und brummen in vergnügtem Baß.
Man staunt und lacht, auch wenn die Tatzen
'mal hin und wieder unsanft kratzen . . .
Bei den Geschenken ist ein Luchs,
Ein Bastardtier von Wolf und Fuchs;
Der mag wohl teure Gabe sein:
Von seinem Harn erwächst ein Stein,
Der leuchtet wie Karfunkel hell;
Wie der entsteht, bericht' ich schnell:
Vier Eisennägel nimm und laß
Sie kreuzweis in ein weites Faß
Eintreiben fest, tief in den Boden.
Das Tier dann packst du bei den Pfoten,
Und nolens volens marsch hinein,
An einen Nagel jedes Bein
Und um den Hals die Schlinge.
Daß es ihm nicht gelinge,
Sich seiner Fesseln zu befrein.
Und gib ihm reichlich starken Wein;
Danach wird trunken er alsdann,
Daß er den Harn nicht halten kann,
Und läßt ihn unten durch das Loch
Ins Becken laufen, weiß jedoch

Nicht, was er tut; sonst hielt' er an,
Dann wär' es bald um ihn getan.
Verendet er, so zieh das Fell
Herunter ihm und schneide schnell
Den Bauch ihm auf, tu mit Bedacht
Heraus die Blase, stich sie sacht
Mit feiner Nadel an und laß
Den Harn hinein in reines Glas;
Verteil' ihn dann in Kapseln klein,
Gleich einer Erbse laß sie sein,
Wenn's hoch kommt, etwan einer Nuß:
Darinnen wohl verschlossen muß
Bei vierzehn Tagen eingegraben
Er liegen bleiben. Dann, so haben
Die Tropfen sich in Edelstein
Verwandelt, der mit hellem Schein
Wie Kohlen leuchtet in der Nacht.
So köstlich ist des Steines Pracht,
Er ziemt, ein köstlich Kleinod, schier
Dem Fingerreif von Königinnen;
Ein König mag ihn wohl gewinnen
Als seiner Königskrone Zier.
  Ein Affe weiter, hinten nackt,
Der Stummelschwanz wie abgehackt,
Stumpfnasig, keiner von den Schönen . . .
Dazu mit hohen Fisteltönen
'ne Meerkatz auch, von Kleide grau,
Zwar ohne Wert, doch rare Schau.
Vom Vogelvolke Papagei'n,
Desgleichen Raben, je zu zwei'n,
Nebst Dohlen und gelehr'gen Staren,
Des Sprechens alle wohlerfahren:

Die merken alles, Wort und Wort,
Und plappern's schwätzend nach sofort.
Auch sollen ihr Geschenk und Gaben
Bischöf' und Äbte billig haben.
Darnach die Feldhauptleute wert,
Die kriegen Helme, Brünn' und Schwert;
Das güldne Hifthorn schmettert hell,
Die Wämser sind von Marderfell,
Und Apfelschimmel, stolz gezäumt,
Und edles Pelzwerk, reich gesäumt.
Als alles er bereit gestellt,
Ruht er in seinem Königszelt.
Derweilen läßt er säuberlich
Nachfragen, wann der andre sich
Erhebe; heißt sodann beizeiten
Sein Maultier satteln, hinzureiten,
Und mit ihm seine besten Degen.
Beflissen eilt man ihm entgegen;
Er wird mit Ehren aufgenommen,
Der König beut ihm den Willkommen
Und lädt zum Sitzen. Jener spricht:
'Ich bitt' euch, Herr, verschmäht es nicht,
Mit mir zu kommen und die Gaben,
Die wir für euch bereitet haben,
Zu schauen, ob sie freilich klein;
Und laßt die Euern mit euch sein.'
Der König drauf: 'Es soll geschehn.'
So mag der andre wieder gehn.
Dann läßt er seine Großen kommen.
Als diese um ihn Platz genommen
Nach Brauch, befiehlt und bittet er
Sie alle, daß der Ehre mehr

Sie hätten als der Gabe Acht;
Wenn ihnen etwas zugedacht,
So sollten sie sich schämen,
Die Gabe anzunehmen:
'Sonst scheint es leicht, als littet ihr
Hier Not; jetzt kommt und tut gleich mir.'
  Sie gehn und werden gut empfangen.
Nachdem der Umtrunk umgegangen,
Führt sie der König auf den Platz,
Wo aufgehäuft der reiche Schatz
Die Tische deckt. Die Rosse stehn
Gezäumt, gar prächtig anzusehn.
Kamel' und Mäuler, reich geschirrt,
Wildesel dreißig, wohl dressiert,
Desgleichen ihrer warten
Die Leu'n und Leoparden,
Samt Aff' und Meerkatz; an der Kette
Von Gold der Luchs, und um die Wette
Tollt kreuzfidel das Bärenpaar.
Auch Sittich, Elster, Rab' und Star;
Gelöst ist ihrer Zunge Band,
Wie Menschen reden sie zur Hand.
Der König: 'Herr, nehmt diese Gaben;
Das sollen die Prälaten haben,
Und das, die denen treu und hold.'
Sie kriegen jeder gutes Gold
Bei dreißig Pfund, für ihre Pfaffen
In Silber fünfzig gibt er ihnen,
Zwanzig Pfund Pfennig kriegt in Waffen
Der Knechte Volk, die ihnen dienen.
Des Trosses auch wird nicht vergessen;
Dem werden zehn Pfund zugemessen.

Den Herzögen schenkt Brünnen er,
Schenkt ihnen Helm und blanke Wehr,
Schenkt ihnen Schilde goldeshell,
Hifthörner auch, die blasen gell,
Und jedem für die Seinen rund
In Bausch und Bogen sechzig Pfund.
Die Grafen dann: ein reisig Roß
Kriegt jeder und für seinen Troß
Zehn Pfund. Zuletzt zwölf Äbte dann
Je dreißig jeder, Mann für Mann
Für sich und den Begleiter sein:
'Gedenket im Gebete mein.'
Eins teilt er jedem Knechte aus,
Und fünfzehn jedem Gotteshaus.

Der König sieht die schönen Geschenke an, nimmt aber von all den Herrlichkeiten nur die beiden Bären und für seine Tochter Star und Elster. Ebenso nimmt sein Gefolge nichts, der gute Wille soll für die Tat gelten. Nur die Klosterleute, Abt und Mönch dürfen die ihnen zugedachten Gaben behalten, den Weltgeistlichen aber werden sie insgeheim zugesteckt.

DER BRIEF DER MUTTER

Bei der Rückkehr findet Rudlieb einen Boten von seiner Mutter mit einem Brief aus der Heimat vor. Darin fordern ihn die Herren, denen er früher diente, auf, heimzukehren, seine Widersacher seien tot, und man wolle ihm seine alten Dienste gerne lohnen. Am Schluß steht eine rührende Bitte seiner alten Mutter, endlich doch ihre Sehnsucht und lange Trauer zu enden und durch seine Ankunft die Verwandten und das ganze Land zu erfreuen. Die Botschaft der Fürsten erfüllt Rudlieb mit freudigem Stolz, die sehnsüchtige Bitte der Mutter rührt ihn zu Tränen.

ABSCHIED UND HEIMKEHR

In Begleitung seines Freundes, des Jägers, eilt Rudlieb zum Könige, tut vor ihm einen Fußfall und reicht ihm den Brief. Der König bewilligt ihm in seiner Güte und Weisheit einen höchst ehrenvollen Abschied. Als Geschenk für ihn läßt er vier große Silberschalen zu zwei und zwei zusammenfügen und mit einem Überzug aus Leim und Mehl versehen. So sehen sie aus wie große, runde Brote. Inwendig aber sind sie gefüllt mit goldenen Dukaten und herrlichen Kleinoden und edelem Gestein. Dann hält der König Rudlieb zu Ehren großen Hoftag, verkündet feierlich Rudliebs Lob und seinen Dank und heißt ihn wählen, was er zum Lohne will, Geld oder Weisheit. Aber Rudlieb verschmäht die Schätze, welche die Motten und der Rost fressen, ihn dürstet nach Weisheit. So nimmt ihn der König beiseite und gibt ihm zwölf goldene Lehren.

1. Rothaar'gem Manne gar zu sehr
Vertrauen, frommt dir nimmermehr.
Ihm ist im Zorne nicht zu trauen
Noch auf gegebnes Wort zu bauen;
Denn wem er zürnt, dem trägt er's nach,
Und wär' es über Jahr und Tag.
Von Leuten dieses Schlages ist
Nicht einer ohne Hinterlist,
Die dich berückt; drum hüte dich:
Wer Pech angreift, besudelt sich.

2. Ob kotig auch der breite Pfad,
So reite niemals durch die Saat,
Daß nicht der Bauer gar am Ende
Den Gaul dir unterm Leibe pfände;
Dann trumpfst du auf, und allerwege
Kriegst du zu guter Letzt noch Schläge.

3. Bei jungem Weib und altem Mann,
Da kehre nicht auf Reisen an;

Bleibst du zur Herberg über Nacht,
So schöpft der Alte gleich Verdacht,
Auch ohne Grund, und ihr gefällt
Der Gast: so ist's der Lauf der Welt,
Bei alter Wittib, jungem Knecht,
Da magst du bleiben schlecht und recht;
Er fürchtet nichts, noch weckst in ihr,
Der Hochbetagten, du Begier.

4. Und kommt zu dir der Nachbarmann,
Der eggen will, und geht dich an,
Du sollest ihm die Stute leih'n,
Die eben trägt, so sage nein;
Denn um das Fohlen ist's geschehn,
Läßt du sie vor dem Pfluge gehn.

5. Dem besten Freunde sollst als Gast
Du dennoch nicht zu oft zur Last
Je fallen: nur, was nicht gemein,
Mag lieb und wert den Menschen sein.

6. Die Eigenmagd, so schön ihr Leib,
Nie halte sie als Eheweib;
Sonst wird sie bald den Herrn verachten
Und nach des Hauses Herrschaft trachten.
So kommt es sicher: teilt mit dir
Sie Tisch und Bett, so tut sie schier,
Als ob sie Frau vom Hause wäre;
Das schändet deines Namens Ehre.

7. Suchst du nach edlem Eheweibe,
Auf daß dein Stamm bestehen bleibe,
So wähle sie von gutem Haus
Nach deiner Mutter Ratschlag aus.
Dann halte sie in Ehren hoch,
Sei sanft und gut zu ihr; jedoch

Ihr Meister sei zu jeder Zeit
Und Herr; sonst wird's dir leichtlich leid,
Hebt sie mit dir zu zanken an:
Kein Laster schändet mehr den Mann,
Als ein Pantoffelheld zu sein.
Und weih' sie nicht in alles ein,
Auch wenn ihr noch so einig seid,
Damit sie künftig nicht im Streit,
Wenn du sie tadelst, dir die Schelte
Mit böser Zunge dreist entgelte:
Dergleichen Ding darf nicht geschehn,
So Lieb' und Achtung soll bestehn.
8. Sei vor dem Jähzorn auf der Hut,
Tu' jedes Ding bei kaltem Blut;
Laß eine Nacht vorübergehn,
Bei Tage sieht sich's anders an,
Schon manchem war's am Morgen lieb,
Daß gestern er gelassen blieb.
9. Mit großen Herren streite nicht;
Denn ob es gleich am Recht gebricht,
So überwindet dich Gewalt
Und nimmt das Deine dir, wie bald!
Will ihrer einer von dir leih'n,
So laß dich darauf ja nicht ein:
Verloren ist's auf immerdar.
Da schenk es lieber ganz und gar;
Dann wirst du doch des Dankes froh, —
Er nimmt es dir ja so wie so,
Mach' einen Kratzfuß, hin ist hin,
Und danke Gott in deinem Sinn,
Daß du lebendig fortgekommen
Und man dir nicht noch mehr genommen.

10. Und wenn du auf der Reise bist
Und eine Kirch' am Wege siehst,
Tritt ein, wie sehr dein Gang auch eil',
Und bete für dein Seelenheil.
Durchzittert Glockenklang die Luft,
Der rings das Volk zur Messe ruft,
So steige schnell herab vom Pferde
Und mach', daß dir der Segen werde;
Es kostet dich geringe Zeit
Und wirkt dir Ruh' und Sicherheit.
11. Heißt jemand dich die Fasten brechen
Und nötigt dich um Christi willen,
Dem sollst du nimmer widersprechen:
Das heißt des Herrn Gebot erfüllen.
12. Hast längs der Straße du dein Feld,
Und man zertritt, was du bestellt,
So ziehe keinen Graben drum:
Sonst geht man einfach rund herum
Und hält sich auf der innern Seiten,
Und du mußt zwiefach Schaden leiden.
Nachdem ihm diese Weisheitslehren
Der König mitgegeben, kehren
Zurück sie in den Königssaal;
Der König setzt sich auf den Thron
Und preist des Ritters Tugend all
Den Leuten sein; mit hellem Ton
Hebt Beifall rings sich in der Runde.
Der Ritter mit beredtem Munde
Entbeut dem König frei und frank,
Dazu den Herren seinen Dank.
Der König drauf: ‚Wohlan denn, kehre
Nach Hause, reich an aller Ehre;

Du sollst die Mutter wiedersehn,
Und wie es mag zu Hause stehn.
Doch sieh dich vor, sonst lockt daheim
Man dich von neuem auf den Leim.
Wenn einer sein Versprechen bricht
Und dich betrügt, dem diene nicht;
Er treibt's, wie er zuvor getan,
Und führt dich immer wieder an.
Wenn einer schäbig ist und karg,
So laß ihn laufen; kommt es arg
Und wird es dir zu Hause leid,
Dann komm zurück: zu jeder Zeit
Bist du wie heute mir willkommen
Und wirst mit Freuden aufgenommen;
Des sollst du keinen Zweifel haben.'
  Er spricht es, winkt dem Edelknaben
Und sagt nach seiner Weise
Ein Wort ins Ohr ihm leise,
Befehl zu tun dem Kämmerlinge,
Daß er geschwind die Ranzen bringe,
Die Ranzen mit dem teuren Brot,
Das außen voller Klei' und Schrot
Und innen dichtgespickt mit Gulden.
Der König spricht in guten Hulden:
'Mein lieber Freund, ich sage dir,
Bewahre diese Brote hier,
Und brich die beiden eher nicht,
Denn vor der Mutter Angesicht.
Bist du mit ihr alleine,
So brich zuerst das kleine;
Und ebenso den andern Laib,
Wenn einst beim Hochzeitsmahl dein Weib

Mit dir zu Tische sitzt: dann gib
Zu kosten denen, die dir lieb,
Und laß sie schmecken unser Brot.'
Nun gilt's des Scheidens bittre Not;
Der König sagt ihm Lebewohl,
Küßt dreimal ihn auf Mund und Wangen
Und seufzt, daß er ihn missen soll, —
Weinend der Ritter ist gegangen.
Die Leute ihn ans Pferd geleiten;
Mit Klagen und mit Seufzen scheiden
Und Küssen sie. Der Freund allein
Begleitet Weges ihn ein Stück;
Mit dem er kam, der Knappe sein
Geleitet nun den Herrn zurück
Und führt das schwerbeladne Tier.
Die beiden Freunde klagen schier;
Daß sie nur noch so kurze Zeit
Beisammen sind, schafft ihnen Leid,
Drei Tage kommt der Jäger mit;
Sie reiten plaudernd Schritt für Schritt.
Die Zeit vergeht, eh' sie's gedacht:
Sie sitzen noch um Mitternacht
Beim Abendbrot. Dann geht's zur Ruhe;
Sie ziehen aus die Wanderschuhe
Und gehn zu Bette, drehn sich um
Und liegen wortlos still und stumm.
Sie weinen, weinen bitterlich,
Ein jeder seufzend leis für sich.
Gleich einem Kind der Jäger weint,
Daß er von seinem Herzensfreund,
Vielleicht für immer, scheiden soll.
Er weint und schluchzt und hätte wohl

In seinem Schmerz die ganze Nacht
Bis an den Morgen hin gewacht;
Doch senkt auf seinen Kummer
Am Ende sich der Schlummer.
Allmählich kommt der Tag heran;
Sie stehen auf und ziehn sich an;
Frühstücken beide, füttern, zäumen
Ihr Roß und weiter ohne Säumen,
Bis sie des Landes Grenze sehn,
Wo sie nun voneinander gehn.
Der Ritter muß vor Rührung weinen;
Er spricht: 'Sag meinem lieben Herrn,
Ich denke sein, ob nah, ob fern,
In treuem Herzen, samt den Seinen;
Ich denke seiner im Gebet
Als treuer Diener früh und spät.'
Sie küssen sich, bevor sie scheiden;
Dann müssen sie einander lassen.
'Leb wohl' ertönt von beiden Seiten,
Und traurig ziehn sie ihrer Straßen.

DER ROTKOPF

Schon nahe winkt die Heimat traut.
Ein Rotkopf ihn von fern erschaut,
Macht sich herzu und schließt sich an,
Begrüßt ihn, drängelt sich heran
Und fragt, woher? wohin er wolle?
Ob er ihn nicht begleiten solle?
Der Ritter blickt verächtlich drein
Und spricht: 'Die Straße ist gemein;
Zieht, wo ihr wollt.' Der rote Mann
Hebt mittlerweil zu reden an

Und schwatzt von tausend Dingen;
Doch will's ihm nicht gelingen,
Daß ihm der Ritter Antwort gönnt.
Die Sonne heiß am Himmel brennt:
Dem Herrn wird warm in seinem Trab,
Er legt den wollnen Mantel ab
Und schnallt ihn an den Sattelknauf,
Dem Roten steigt Begierde auf:
Der Mantel, meint er, müß' ihm frommen.
Darob sie an ein Wasser kommen,
Wo sie die Rosse trinken lassen.
Nun kann der Rote listig passen:
Er streicht dem fremden Gaul den Rücken;
So mag das Schelmenstück ihm glücken,
Daß rasch den Riemen er errafft
Und ihn geschickt bei Seite schafft.
Erst nimmt er untern Arm den Pack;
Dann flugs damit in seinen Sack,
Derweil er absteigt unverfroren,
Ob nicht sein Tier im Fluß verloren
Ein Eisen habe vom Beschlage.
Scheinheilig tut er dann die Frage:
'Freund, hattet ihr nicht hintenauf
Den Mantel noch am Sattelknauf?
Wo mag er sein? ich seh' ihn nicht.'
'Sehr sonderbar . . .,' der Ritter spricht. —
'Stromab vorhin ein Packen schwamm;
Ob er euch da abhanden kam?
Ich denk', wir machen wieder kehrt
Und suchen ihn.' Der Ritter wehrt,
Als wär's ihm einerlei: 'Nein, nein!'
Und läßt ihn dann verloren sein.

Am Abend fern ein Dorf sie sehn;
Dahin tut eine Straße gehn,
Zwar breit genug, doch allerwegen
Voll Pfützen und durchweicht vom Regen.
Am Rand ein schmaler Pfad allein
Geht an; den schlägt der Ritter ein.
Indes der Rote, frech und keck,
Der schilt und schimpft, durch solchen Dreck
Hab' er nicht Lust hindurchzuwaten, —
Und reitet mitten durch die Saaten.

Dafür erhält er von dem Bauern Prügel, und Rudlieb erklärt auf seine Klagen und Drohungen, ihm wäre Recht geschehen. Als die Sonne sinkt, kommen sie in das Dorf und fragen einen Hirten nach gutem Quartier. Der rät, bei einem jungen Bauern anzuklopfen, der sich vor kurzem eine reiche, alte Witib nahm. Der Rotkopf aber meint, das wäre nichts. Da lobt der Hirt die Gastlichkeit des jungen Bauern und erzählt die Geschichte seiner Heirat. Er ist vor Jahren, als noch der alte Bauer, der Mann der Witwe, lebte, ins Dorf gekommen, als Bettler, nackt und bloß. Der Bauer gab dem Bettler nur ein kleines Stückchen schlechtes, trockenes Brot; der aber erwies sich dafür so dankbar, freundlich, diensteifrig und anstellig, daß der Bauer ihn in seinem Hause behielt. Nun war der Jüngling ein geschickter Bäcker, der aufs billigste gutes Backwerk herstellen konnte, wie es die Bauern lieben. Bald hatte er durch seine Bescheidenheit und Tüchtigkeit das volle Vertrauen von Herr und Frau gewonnen. Als eines Tages der übele, alte Filz starb, heiratete die Witwe den jungen Mann, der auf dem Hofe die allgemeine Liebe und Achtung besaß. Seitdem taten sich die Türen des Hauses allen Armen und Bedürftigen weit auf, und der junge Bauer übte reichste Mildtätigkeit und Gastlichkeit. Der dritten Lehre des Königs folgend, nimmt Rudlieb hier Quartier und wird herzlich aufgenommen und wohl bewirtet. Zum Schlusse des Mahles wird der Ehrenbecher gebracht; der Wirt nippt daran und reicht ihn dann dem Ritter. Doch Rudlieb bringt ihn dann nach höfischer Sitte erst der Frau des Hauses dar; die Gastfreundschaft zu vergelten, verehrt er dann der Wirtin seinen köstlichen Mantel; mit ihm geschmückt wird sie fortan zur Kirche gehen.

Dieweil der Ritter unterstand,
Wo er's nachher so gut erfand,
Fragt sein Gesell: 'Was habt zu schaffen
Ihr dorten, bei dem alten Affen?'
Der Ritter drauf: 'Ich rate dir
Fürwahr in Treuen, folge mir:
Hier hast du alles, was dir not,
Dagegen dort wohl gar den Tod.'
Die Dörfler mischen sich darein
Und sprechen auf den Roten ein:
'Du, folge ihm; du triffst es gut!'
Doch trennt er sich in trotz'gem Mut
Und reitet vor der 'Base' Türen,
Will mit Gewalt den Tod erküren.
Des Alten Tür ein Gitter schließt.
Er selber auf dem Hof just ist,
Und neben ihm die Söhne sein.
Der Rote pocht und will herein.
'Mach' schnell! komm flink, mich einzulassen!
Ich hab nicht Lust, erst lang zu passen!'
Der Alte spricht: 'Lauf hin, zu schau'n!'
Der eine Sohn geht an den Zaun:
'Er kommt bereits und braucht Gewalt!'
'Nun,' ruft der Rote, 'wird es bald?
Ihr tut, als wär' ich unbekannt!'
Den beiden Söhnen zuckt die Hand.
Jedoch der Vater: 'Laß ihn ein!'
Er sprengt mit Ungestüm herein,
Steigt ab vom Pferde, strängt es an,
Zieht blank und spielt den wilden Mann,
Und fuchtelt in der Luft herum:
'Wenn ihr mich kennt, was bleibt ihr stumm?'

Darauf der Greis: 'Ich kenn euch nicht,
Nie sah ich euer Angesicht;
Wie kommt ihr dazu, so zu rasen?'
'Mit eurem Weibe, meiner Basen,
Hab' ich zu reden, ganz allein;
Es darf kein Mensch zugegen sein.'
Der Alte wirklich nach ihr schickt,
Sie kommt zur Stelle. Kaum erblickt
Der Rote sie, so wallt sein Blut;
Er lacht sie an. Desgleichen tut
Die Frau, auch sie sofort Begier.
'Von Hause,' sagt er, 'soll ich dir,
Von deinen Eltern, Grüße bringen.
Was sonst noch bleibt von andern Dingen,
Ist nur für dich allein bestimmt;
Davon nachher ein Wort.' Sie nimmt
Den Roten auf die Seite,
Zum Zaune treten beide.
'Merk rasch, was ich dir sagen will;
Wir haben Eile. Schweige still,
Darfst weder weinen weder lachen;
Sonst merkt der Hund, was wir für Sachen
Bereden. Willigst du darein,
So soll dir bald geholfen sein.
Ich weiß dir einen jungen Knaben,
Er mag die rechte Größe haben,
Mit gelben Locken, rank und schlank,
Die Wange rot, das Auge blank.
Als dieser Bursch von dir vernahm,
Wie schön du sei'st, und wieviel Gram
Du täglich hättest auszustehn,
Tat es ihm schier zu Herzen gehn.

Er sprach zu mir: 'Geh' hin, Gesell,
Tu mir's zu lieb', und sag ihr schnell,
Dem armen, vielgeplagten Weib,
Ich woll' erlösen ihren Leib,
Aus ihrem Kerker sie befrein,
Schon morgen, willigt sie nur ein.
Tönt morgen früh ein Pfeifchen schrill,
Wenn alles rings noch mäuschenstill,
So mache sie sich aus dem Haus
Ganz unbefangen rasch heraus
Und warte draußen auf der Gasse
So lang, bis ich mich sehen lasse.
Mit meinen Leuten alsobald
Komm ich und raub' sie mit Gewalt.
Darnach ist sie ihr eigner Herr
Und fragt nach keinem Graubart mehr.
Nur darf sie keine Nachbarin
Vorher in ihr Geheimnis ziehn. —
Nun, liebe Base, magst du sagen,
Was soll ich ihm für Antwort tragen?'
 Ihr lacht das Herz im Leib vor Lust;
Doch sie bezwingt sich; ihrer Brust
Entringt sich schwer das Wort: 'Jenun,
Ich will nach eurem Wunsche tun.'
Darauf der Rote: 'Abgemacht!'
Und sie schlägt ein. 'Doch heute Nacht
Sollst du mir selbst zu Willen sein.'
'So viel du magst; ich sag nicht nein.'
'Jetzt werd ich tun, als wollt' ich gehn;
Du aber laß es nicht geschehn.'
Zum Alten will er hin sich kehren,
Er möge Urlaub ihm gewähren.

Dem wäre solches freilich recht;
Allein dem Weibe paßt' es schlecht:
Er soll' ihn bitten, zu verweilen.
'Nimmt er vorlieb, so mag er teilen,
Was unser ist.' Sie zieht sein Pferd
Gleich in den Stall; doch keiner kehrt
Sich dran, ob es zu fressen
Dort finden mag. Indessen
Geht er ins Haus, die Base gibt
Ihm gut Gemach und setzt verliebt
Sich neben ihn mit Schmeicheln,
Mit Kuß und Händestreicheln.

Der Alte kommt. Des Kienspans Licht
Bescheint sein struppig Angesicht,
Vom Haar umwallt; die Nase bloß
Ist sichtbar, krumm und rot und groß.
Die Augen, unter busch'gen Brau'n
Vorquellend, widrig anzuschaun.
Des Mundes Öffnung sieht man nicht;
Der Bart verbirgt sie, lang und dicht.
Er heißt das Abendessen richten.
Mißmutig sieht er die Geschichten
Der beiden an, und kurzentschlossen
Macht er ein Ende, setzt zum Possen
Sich zwischen sie und trennt das Spiel.
Ein Weilchen sind die beiden still;
Dann biegen sie sich heiter
Nach vorn und schäkern weiter.

Das wird ihm schließlich doch zu bunt;
Er nimmt kein Blatt mehr vor den Mund,
Befiehlt den Tisch zu decken, spricht:
'Jetzt hörst du auf! Schämst du dich nicht?

So frech zu sein, steht keinem an,
Dem Weibe nicht und nicht dem Mann!
Laßt endlich euer Schnäbeln sein!'
Steht auf und geht; es hat den Schein,
Als wollt' er auf den Abtritt gehn.
Doch will er bloß durchs Astloch sehn,
Was weiter wird mit ihnen beiden.
Den Roten muß der Teufel reiten:
Jetzt geht das Ding noch frecher an,
Und sie hat ihre Lust daran.
  Der Alte hat auf alles acht.
Er kommt zurück; der Rote macht
Nicht Platz: sie hindert ihn daran.
Er setzt empört sich oben an;
Sie soll das Essen bringen lassen.
Statt dessen schneidet sie Grimassen:
Das Essen habe wohl noch Zeit.
Die Söhne fragt er: 'Nun, wie weit
Ist es damit?' 'Ihr könnt im Nu
Anfangen.' 'Also, Frau, mach zu!
Dann wollen wir uns niederlegen.
Der Vetter muß der Ruhe pflegen;
Mir kommt es vor, er braucht sie jetzt!
Du hast ihm weidlich zugesetzt!'

In der Nacht überrascht der alte Bauer seine Frau und den Rotkopf in einer sehr verfänglichen Situation. Im Streite schlägt ihm der Rote eine tödliche Wunde.

VOR DEM RICHTER

  Bald wird es mit dem Alten enden;
Drum heißt es schnell zum Pfaffen senden.
Der kommt, mit ihm den Glauben beten;
Doch kaum vermag er noch zu reden:

'Ich . . . glaub' . . .' ist alles, was er sagt,
'Ich . . . glaub' . . . an Gott . . .' Der Pfaffe fragt,
Ob seine Sünden ihm auch leid,
Die er begangen all die Zeit.
Mit Wort und Zeichen er bekennt,
Empfängt das heil'ge Sakrament,
Befiehlt dem Herrn die Seele sein
Und spricht: 'Herr Christ, erbarm dich mein,
Vergib auch ihnen, die das Leben
Genommen mir, und lehr' vergeben
Auch meine Söhne.' Spricht's und schweigt,
Und bald sein Haupt im Tod er neigt.
Der Morgen mählich kommt herauf.
Das Volk, es eilt mit Macht zu Hauf,
Die Nachbarn alle, arm und reich;
Des Dorfes Richter kommt sogleich,
Als er gehört die Freveltat.
Sie setzen sich und halten Rat.
'Hier', spricht der Richter, 'schallen Klagen,
Der beste Mann lieg' hier erschlagen.'
Ringsum die Schöffen allzusammen,
Mit Tränen sie die Tat verdammen:
'Wenn wir, was hier geschah, nicht rächen,
Geschieht bald wieder ein Verbrechen!'
Drauf schickt der Richter einen Boten:
Die beiden Söhne läßt des Toten
Er rufen und die Mörder holen;
Man tut alsbald, wie er befohlen.
Rasch werden sie herbeigebracht
Und vorgeführt: der Rote lacht;
Die Frau blickt scheu zur Erde
Mit kläglicher Gebärde.

Der Richter sieht's und spricht das Wort:
'Dein Lachen ist am üblen Ort;
Wir alle, siehst du, weinen hier.
Sag' an, was tat der Alte dir,
Daß du ihn schlugst zu Tode?'
Zur Antwort gibt der Rote,
Und spricht: 'Er schlug mir aus dem Munde
Die Zähne, bloß aus diesem Grunde,
Weil ich bei meiner Base saß.'
Darauf der Richter: 'War sie das,
Hast zwiefach Unrecht du begangen.'
'Was hat sie sich an mich gehangen,
Nach mir gesendet? sie fing an;
Von selber hätt' ich's nicht getan!'
  Sie läßt den Tränen freien Lauf;
Doch endlich rafft auch sie sich auf:
'Weh über die verruchte Lüge,
Du hinterlist'ger Mann, als trüge
Die Schuld ich einzig und allein,
Die mir und dir doch ist gemein.
Wie Adam Even einst verklagt,
So hast von mir du falschgesagt.
Ich habe nicht nach dir geschickt,
Noch jemals dich zuvor gesehn;
Du hast mich gleißnerisch bestrickt,
Daß ich jetzt hier muß schuldig stehn.
Was ich getan, bemäntl' ich nicht;
Ich klag' mich selbst am schwersten an:
Verfallen bin ich dem Gericht;
Von mir verführt, hast du's getan:
Nach Rache steht mein Sinn mit nichten:
Doch wollet mich nicht eher richten,

Als ich gesagt, was ich verbrochen,
Und mir mein Urteil selbst gesprochen;
Mich selber laßt allein es sagen:
Ich will es gern und willig tragen.
Soll ich am hohen Eichbaum hangen,
So schert die Haare mir, die langen,
Darinnen sich die Leute fingen,
Und flechtet draus die Todesschlingen;
Und nach drei Tagen nehmt mich ab,
Doch senkt die Leiche nicht ins Grab,
Verbrennt den Leib mit Feuersglut
Und streut die Asche in die Flut:
Sonst birgt die Sonne wohl ihr Licht,
Der reine Himmel regnet nicht,
Und Hagelschauer trifft die Saat
Zur Sühne meiner Missetat.
In eine Tonne schließt mich ein
Und senkt mich in den Strom hinein;
Doch schreibt darauf, was ich getan.
Und treibt ans Land es schließlich an,
Dann öffnen sie mit Fug das Faß,
Und werfen meinen Leib zum Fraß
Zurück den Fischen in die Flut.
Verdammt ihr mich in Ofens Glut,
Ich springe gern von selbst hinein,
Ob ich entgeh' der Höllenpein.
Versenkt mich tief in Sumpf und Kot,
Ich heiß' es nur gerechten Spruch,
Bloß daß mir nicht dereinstmals droht
Des Höllenpfuhles Schwefelruch.
Ja, jede Marter, jede Qual,
Die euer Urteil mir ersinnt,

Ich heiße sie willkommen all';
Ich habe Schlimmres noch verdient.'
  Dann schweigt sie; und der Richter fragt
Bewegt: 'Wohlan, ihr Leute, sagt,
Genügt es, was ihr eigner Mund
Bekannt hat?' Alle rings im Rund
In Tränen stehn: 'Mehr braucht es nicht
Verhörs; man schreite zum Gericht!'
Die Schöffen kommen überein,
Geschenkt soll' ihr das Leben sein,
Wenn ihr die Tat von Herzen leid.
Die Söhne auch des Alten beid',
Sie werfen vor dem Richter sich
Zur Erde, bitten flehentlich,
Wie Lämmer friedsam, für ihr Leben,
Der Richter möge ihr vergeben,
Es solle ihr kein Leid geschehn,
Sie solle frei nach Hause gehn
Und weiter dort als Hausfrau schalten.
Er willigt ein, es so zu halten;
Doch sie will das nicht leiden: 'Nein,
Nicht Hausfrau will ich weiter sein:
Als Mörderin sollt ihr mich schelten
Und meine Missetat vergelten;
Und nehmt ihr mir das Leben nicht,
So zeichnet mich im Angesicht
An Nas' und Lippen also sehr,
Daß keinen es gelüste mehr
Nach meinem Kuß. Brennt mir ein Mal
Auf beide Wangen mit dem Stahl,
Die roten; jeder soll es sehn,
Und daß es mir zu Recht geschehn:

"Weib, was hast Schweres du verbrochen?"
So werde meine Schuld gerochen.'
  Der Richter aber gibt sie frei,
Daß sie den Söhnen Mutter sei,
Sie recht als ihre Kinder halte,
Als Frau im Hause schalt' und walte.
Sie zieht jedoch seit dieser Zeit
Nie wieder an ein buntes Kleid;
In dunkler Tracht geht sie daher,
Trägt keine langen Locken mehr,
Flicht einen Strick daraus zur Stund',
Der reibt die zarten Brüste wund,
Ein schwarzes Kopftuch legt sie an,
Daß sie nur eben sehen kann,
Den Psalter betet alleweil
Sie für des Alten Seelenheil
Und fastet bis ans Abendrot,
Dann ißt sie trocken grobes Brot.
Trinkt etwas Wasser wohl dazu
Und geht auf harter Streu zur Ruh:
Ein Holzklotz muß ihr Kissen sein.
Aufsteht sie schon vor Frührotschein
Und geht bei jeder Jahreszeit,
In Sommersglut und wenn es schneit,
Zum Grabe hin mit bloßen Füßen,
Um dort zu beten und zu büßen
Und im Gebete zu verharren,
Bis mählich ihr die Glieder starren;
Dann fällt aufs Angesicht sie nieder,
Und ihre Tränen rinnen wieder.
Bei jedem Wetter, Hitz' und Kälte,
Eilt sie, sowie das Glöcklein schellte,

Zur Kirchen in die Mette, bleibt,
Bis rings der Tag die Nacht vertreibt;
Dann kehrt sie heim, wäscht das Gesicht,
Und läutet's wieder, weilt sie nicht,
Hört Messe, bleibt und betet still,
Bis daß es Abend werden will.
Stumm fügt sie sich zu jeder Zeit,
Nimmt, was man gibt, voll Dankbarkeit
Und fordert nichts. Nie tönt hinfort
Ein Lachen oder lustig Wort.
Sind andre froh, trüb schaut sie drein,
Mag nicht mit ihnen fröhlich sein;
Friedsam und stille, früh und spat,
So lange sie das Leben hat.
  Als sie den Söhnen übergeben,
Geht es dem Roten an sein Leben.
'Was tun wir', heißt es, 'diesem Mann,
Der doppelt Frevel hat getan?'
Der Rote: 'Bitt euch, mein Geselle
Ist hier im Dorf; den ruft zur Stelle:
Er wird euch sagen, wer ich bin;
Darnach, so tut nach eurem Sinn.'
Schon will man nach dem Ritter senden;
Da tät sich an den Richter wenden
Sein Wirt und spricht: 'Er nahm bei mir
Für diese Nacht sein Schlafquartier;
Hier diesem hat es nicht behagt.'
Er holt ihn, und der Richter sagt,
Als er erscheint: 'Ist dieser Mann,
Herr Ritter, euer Wegkumpan?'

Wie es mit dem Rotkopf endet, wissen wir nicht, da hier eine der vielen Lücken in der handschriftlichen Überlieferung ist. Der Ritter

reitet weiter und stößt unterwegs auf seinen Neffen; der hat ein leichtsinniges Leben geführt, ist in die Netze einer gefährlichen Buhlerin geraten. Rudlieb befreit ihn und nimmt ihn mit. Sie gelangen zum Schlosse einer ritterlichen Dame, die dort als Witwe mit ihrer Tochter haust. Sie werden wohl empfangen und bald zeigt der Ritter seine Kunst als Fischer mit dem Kraut Buglossa. Schnell ist ein reicher Fang getan, Hechte, Quappen, Brasse, Lachse, Karpfen, Schleien, Schmerlen, Orfen, Alsen, Grundeln, Aale, Welse, Rheinanken, Eschen. Sie werden zur Mahlzeit hergerichtet. Bis dahin suchen die Ritter und die beiden Damen sich Unterhaltung zu schaffen.

Sie gehen allesamt hinaus
Zum Garten hin, ins Vogelhaus,
Wo sie die Dohlen locken
Mit Krumen und mit Brocken.
Die schnabulieren selbst aufs beste;
Den Jungen bringen sie die Reste.
Hält ihnen durch des Gitters Stangen
Man etwas hin, sogleich im Nu
Die Racker flattern voll Verlangen
Und schnappen um die Wette zu;
So kirre macht sie kurze Frist.
Sowie das Türchen offen ist,
Rasch sind sie drauß und setzen sich
Dreist auf die Hand und letzen sich.
Und wenn sie nachgerade satt
Und man sie brav gestreichelt hat,
So fliegen sie zum Käfig wieder
Und plustern ehrbar ihr Gefieder.
Schier kreuzfidel den ganzen Tag
Ihr Kreischen nimmer enden mag.
Dem Fräulein macht es vielen Spaß;
Doch alte Leut' verdrießt es baß;
Dergleichen Unfug haßt ihr Sinn.

Kein Futter ist noch Wasser drin
Im Starenkäfig, daß die Tiere
Durch Hungerleiden man dressiere,
Daß sie zum Gitter kommen sollen,
Wenn sie zu Fressen haben wollen,
Den alten will das nicht behagen;
Den jungen knurrt gar bald der Magen:
Das macht sie zahm, die armen Dinger,
Und hält man ihnen hin den Finger,
Gleich stelzen sie in schnellem Lauf
Und sperrn die kleinen Schnäbel auf.
Doch bald des Spieles ist's genug;
Dann kommt der Ernst. Gelehrt und klug
Sieht man mit würdigen Manieren
Ein Starenfräulein dort dozieren:
Das 'Vater unser' übt sie fein
Bis 'der du bist im Himmel' ein;
'Im Himmel-Himmel-Himmel' stets
Als wie geschmiert am Schlusse geht's.
Den Katechismus trägt sie vor;
Die jungen plappern's nach im Chor,
Den alten will es nicht mehr ein. —
Der Ritter und der Neffe sein
Gehn mit den Damen auf die Gassen,
Wo Harfner grad sich hören lassen.
Ihr Meister spielt; allein, o je,
Dem Ritter tun die Ohren weh
Von seinem Kratzen, und er spricht
Zur Edelfrau: 'Habt ihr hier nicht
Selbst eine Harfe?' 'Freilich, ja,'
Erwidert sie; ''s ist eine da,
Die gibt gar wundervollen Klang.

Mein Mann darauf zu spielen pflag;
Dann ward ums Herz mir froh und bang, —
Jetzt schweigt sie über Jahr und Tag,
Seit meines lieben Mannes Tode:
Die steht euch, wollt ihr's, zu Gebote.'
  Rasch bringt man sie zur Stelle;
Er nimmt und stimmt sie schnelle,
Greift in die Saiten hin und wider
Und spielt die allerschönsten Lieder.
Er hält den Takt so akkurat;
Wer niemals je den Reihen trat,
Begreift es dennoch gleich im Nu;
Die Harfner hören staunend zu,
Die erst so unverfroren waren.
Er spielt geschickt und wohlerfahren
Drei nagelneue Melodien.
Allein die Damen bitten ihn
Zum Schlusse um noch einen Reihen:
Es möchten tanzen gern zu zweien
Das Fräulein und der junge Mann;
Er tut's und fängt von neuem an.
Da hebt sich der Junker, es hebt sich die Magd, —
Ein Suchen und Fliehn, bald laut, bald leise,
Ein Heben und Schweben im weiten Kreise.
Wie wenn der Falke die Schwalbe jagt.
Jetzt holt er sie ein: es ist zu Ende,
Er faßt sie — doch nein, sie entflattert behende.
Schon wieder, schon wieder, er stößt aufs neue
Aus der Höhe nieder: bang fittticht die Scheue.
Fürwahr, im Tanzen ihre Kunst
Erwürbe jedes Richters Gunst. —
Nun hat der Tanz ein Ende;

Da senken sie die Hände, —
Das war wohl manchem schier zu Leide.
  Sie setzen sich zusammen beide,
Rasch sind in Liebe sie entbrannt
Und wollen durch der Ehe Band
Einander gerne sich verbinden.
Die Mutter läßt sich willig finden;
Sie ist dem Bunde nicht entgegen
Und gibt den Kindern ihren Segen.
  Das Fräulein lädt den Liebsten ein,
Es soll' ein Würfelspielen sein:
Wer dreimal nacheinander siege,
Daß ihm der andre unterliege, —
So soll' es gelten als Beding, —
Empfange des Besiegten Ring.
Der Junker ruft voll Übermut:
'Nein, wie zuerst der Würfel fiel!'
Das Fräulein heißt es lachend gut;
Sie werfen — sie gewinnt das Spiel.
Ihn freut's, das Pfand ihr darzureichen;
Und sie nimmt gern das Siegeszeichen.
Indes nun wendet sich das Blatt,
Und sie verliert. Geschwinde hat
Vom Finger sie den Ring gezogen
Und wirft herüber ihn im Bogen.
  Derweilen naht des Essens Zeit
Heran; die Tafel ist bereit.
Die Mutter nach dem Fräulein schickt;
Schnell springen Pagen hin. Sie stickt
Verborgen just im Kämmerlein
Mit Golde ein Paar Binden fein —
Wer die wohl einmal tragen mag

An ihrer beider Hochzeittag?
Wen wird ihr Gott der Herr bescheren?
Und mag es wohl noch lange währen? — —
Nun legt sie's fort und tritt herein,
Wie Vollmond glänzt mit sanftem Schein;
Sie scheint fürwahr daherzuschweben.
Die Gäste sittig sich erheben.
Dann nimmt man Platz, die Dame winkt,
Ein Diener rasch das Wasser bringt,
Drin jeder sich die Hände netzt,
Zuerst ihr Kind, sie selbst zuletzt.
Es sitzen nach den Jahren
Die vier zusamm in Paaren:
Den Ritter mag man bei der Frauen,
Den Junker bei dem Fräulein schauen;
Und wie's die Sitte fordert, essen,
Die so beisammen sind gesessen,
Von einer Schüssel, und gemein
Muß ihnen auch der Becher sein.
Daneben liegt des Ritters Hund;
Dem ist es auf der Stelle kund,
Wenn einer lange Finger macht.
Er wedelt mit dem Schweife sacht,
Tut schön und schnuppert, weil er gern
Ein Zeichen gäbe seinem Herrn,
Er soll' ihn nicht vergessen.
Reicht der ihm was zu fressen,
Nimmt er's und frißt; fällt was daneben,
Kommt's ihm nicht bei, das aufzuheben.
Sagt man: 'Ein Schelm hat dies Gericht
Gekocht', so nimmt der Hund es nicht;
Und wenn er's schon im Maule hält,

Gewiß es gleich zur Erde fällt,
Nun gingen heut verloren
Dem Ritter ein Paar Sporen, —
Die hat der Truchseß ihm gestohlen.
Wie der jetzt kommt, die Teller holen,
Sieht ihn der Hund erst grimmig an,
Dann fährt er los mit scharfem Zahn
Und hätt' ihn bös' ins Bein gebissen,
Wenn man ihn nicht zurückgerissen.
Der Ritter lacht. Den andern all'
Scheint dies ein rätselhafter Fall.
Die Frau sagt: 'Ich begreife nicht,
Was will das Tier?' Der Ritter spricht:
'Hier euer Truchseß ist der Dieb;
Das weiß der Hund. Wohlan denn, gib
Nur wieder, Freund, was du genommen;
Sonst könnt' es leicht dir schlecht bekommen!'
Der Truchseß drückt sich schnelle
Und bringt sie her zur Stelle:
'Die nahm ich euch vom Sattel fort;
Es war kein Menschenkind am Ort
Zugegen, — weiß es euer Hund,
So tat es ihm der Teufel kund!'
'Laß sehn, wem er sie bringen wird!'
Der wirft sie hin; er apportiert
Die Sporen ihrem Herrn behende.
Noch ist das Kunststück nicht zu Ende:
'Nimm sie, und bringe sie dem Hans.'
Er tut's und wedelt mit dem Schwanz.
'Mach vor dem Dieb nun Reu' und Leid,
Bitt' ab, damit er dir verzeiht.'
Er streckt sich hin, wie ihm geboten:

Die Schnauze legt er auf die Pfoten
Und heult und winselt jämmerlich,
Zum Steinerweichen. ‘So, jetzt sprich:
Ihr wollet gut sein wie zuvor.’
Laut bellend springt der Hund empor,
Bedankt sich schön im ganzen Saal.
Der Ritter drauf: ‘Jetzt nehmt einmal
Den Dieb, zum Scheine bloß, beim Kragen,
Und tut, als wolltet ihr ihn schlagen.’
Sie tun es; ‘Ei, du schlimmer Wicht!’
Allein der Hund, der leidet's nicht,
Springt wütend auf die beiden ein,
Den Dieb von ihnen zu befrei'n,
Dieweilen der sein Freund nun heißt,
Macht ihn von ihnen los, und beißt
Sie in die Waden. Alles staunt;
Manch einer lacht auch gutgelaunt.
  So geht das reiche Mahl vorbei;
Nach Gängen, Bechern mancherlei
Wird Wasser dargereicht, allein
Man trinkt danach noch ein Glas Wein.
Obst gibt es kein's, das muß erst reifen;
Doch Kinder, die den Wald durchstreifen,
Die bringen Walderdbeeren zart,
In Topf und Körbchen wohlverwahrt:
Sie haben fleißig sich gebückt
Und einzeln jedes Stück gepflückt.
Dann wäscht man sich die Hände:
So nimmt das Mahl sein Ende.

Rudlieb fragt im vertrauten Gespräch die Dame des Hauses nach seiner Mutter.

Nun sagt mir, Frau, zu dieser Frist,
Was ihr von meiner Mutter wißt,
Wann ihr sie saht, wie es ihr geht,
Ob's wohl bei ihr zu Hause steht.
Wann ward sie euch Gevatterin
(So nanntet ihr sie ja vorhin . . .)?
Lebt mir ein Bruder, dem ihr Pate?
Hub sie aus heilger Taufe Bade
Die Tochter euch? das tut mir kund!'
Erst stutzt die Frau, dann spricht ihr Mund:
'Ihr wähnt zum andern Mal vermählt
Sie, die sich so um euch gequält,
Seitdem ihr fort? die Augen sind
Ihr schier vom vielen Weinen blind!
Von dieser meiner Tochter ist
Sie Pate, und seit selb'ger Frist
Hält treu, wie eine Mutter tut,
Uns beide sie in ihrer Hut.
Oft lenkt sie zu uns ihren Schritt
Und bringt uns immer etwas mit.'
Der Ritter hört der Mutter Schmerzen,
Und Mitleid regt sich ihm im Herzen.
'Komm ich noch diese Woche hin?'
'Ei, morgen schon, wenn euer Sinn
Danach verlangt: des hat's nicht Not.
Doch erst verdien' ich Botenbrot.'
Daß er der lieben Pate Sohn,
Wird rasch bekannt; in frohem Ton
Erzählen sich's vom Hof die Leute,
Und alle freut der Mutter Freude.
Die Frau schickt einen Boten hin,
Zu melden der Gevatterin,

Ihr Sohn sei glücklich heimgekehrt
Und morgen noch an ihrem Herd.
Derweil spielt mit dem jungen Mann
Das Edelfräulein wohlgetan.
Dreimal erst er, dann sie gewinnt,
Und beid' es wohl zufrieden sind;
Eins muß des andern eigen sein:
So bist du mein, so bin ich dein.
In solchen Spielen unterliegen
Gilt ihnen mehr denn selber siegen:
Rasch werden sie einander gut
Und bergen nicht der Minne Glut;
Ja, hätte nicht die Mutter acht,
Sie würden eins schon heute nacht, —
Auch würde sie's nicht weiter wehren,
Möcht' es bestehn mit Sitt' und Ehren.
Das Warten schafft ihr Ungemach;
Doch gibt das Mädchen schließlich nach.

ZU HAUSE

Der Abend sinkt auf Berg und Tal;
Schon schwand der letzte Sonnenstrahl.
Wer sitzt dort hoch im Kirschenbaum
Und hört und sieht nicht, wie im Traum?
Die Kirschen hangen ins Gesicht
Dem Jungen; doch er achtet's nicht;
So lieb ihm sonst die süße Frucht,
Nach anderm heut' sein Auge sucht.
Er sitzt und späht und späht: den Helden
Will er zuerst der Mutter melden.
Noch höher wiegt auf schwankem Sitz
Sich eine Dohle. Ihrem Witz

Ist dies Geheimnis viel zu hoch:
Sie sinnt, warum der Junge doch
Die reifen Kirschen schone.
Für sich in leisem Tone
Von seinem Lugaus spricht das Kind:
'Ach, Rudlieb, Herr, ach, kommt geschwind.'
Die Dohle schnappt die Worte auf
Und merkt sie sich. Zur Herrin drauf
Fliegt sie hinein: 'Nun laß den Gram;
Gib acht, was eben ich vernahm.
Der Junge drauß im Kirschenbaum,
Der flüstert immer wie im Traum . . .'
'Wohlan, was sagt das gute Kind?'
'Ach, Rudlieb, Herr, ach, kommt geschwind.'
Die Leute hören es und lachen:
'Was merkt der Vogel sich für Sachen!'
Die Mutter nur, mit feuchtem Blick,
Zur Dohle spricht sie: 'Flieg' zurück
Zum alten Platz und sitz' in Ruh,
Und, ruft der Junge, ruf' auch du!'
Der sitzt noch fest auf seinem Baum;
Da regt es sich am Waldessaum:
Voran dem Zug die Boten reiten,
Der Junker dann, und ihm zur Seiten
Sein Waffenträger; hintendrein
Der Ritter mit dem Knechte sein.
Der Junge sieht's und ruft: 'Hurra!
Der Herr ist da, der Herr ist da!'

Das Wiedersehen von Mutter und Sohn fehlt. Es folgt das Festmahl zu Ehren des Heimgekehrten, wozu Verwandte und Freunde rasch geladen worden sind.

[Doch auf Geheiß der Mutter hat
Für Ohm und Neffen man ein Bad
Gerüstet, daß vom weiten Wege
Herr Rudlieb sich erhol' und pflege.]
Der Junker schert den Bart mit Fleiß:
Kein Härchen bleibt, und keiner weiß,
Wenn er ihn sieht zu dieser Frist,
Ob er nicht etwa geistlich ist,
Ein junger Schüler ohne Bart,
Ein Weib am Ende gar: so zart
Und mädchenhaft läßt sein Gesicht —
Was davon richtig, weiß man nicht.
Nachdem die beiden sich zurecht
Gemacht, so reicht der Waffenknecht
Den Mantel, um sich zu bedecken
Und so aufs Lager hinzustrecken.
Sie trocknen sich in kurzer Ruh,
Dann stehn sie auf und legen Schuh
Und Festgewänder an zumal;
Drauf geht's zur Tafel in den Saal.
Dort will sich Rudlieb nicht bequemen,
Den Hochsitz selber einzunehmen.
Der muß auch heut der Mutter sein;
Er nimmt den Platz zur Rechten ein,
Als wär er Gast im eignen Haus.
Sie übt der Hausfrau Pflichten aus
In jedem Stück. Was sie ihm bot,
Nimmt er mit Dank. Sie bricht das Brot
Und teilt es für die Gäste ein,
Schickt jedem Speisen hin und Wein.
Herr Rudlieb und der Junker essen,
Wie sie beisammen sind gesessen,

Von einer Schüssel, und gemein
Ist ihnen beiden Brot und Wein.
Die Mutter sitzt wie alle Zeit
Für sich, die Dohle ihr zur Seit'!
Vom Brote hält sie Brocken ihr
Zu fressen hin; die nimmt das Tier
Und geht quer übern Tisch spazieren
Mit gravitätischen Manieren.
Hernach sagt sie dem Kämmerlinge,
Daß er herein das Wasser bringe;
Er tut's und reicht es allzuhand
Den Gästen dar nach Rang und Stand.
Dann gibt's noch Weines einen Trank.
Froh stehn sie auf und sagen Dank
Der Hausfrau, gratulieren ihr,
Daß Rudlieb endlich wieder hier
Zu ihrem Trost und niemand mehr
Sie drängen werde wie bisher.
Daß er zurück, wird rasch bekannt;
Schnell spricht es sich herum im Land,
Er sei gesund zurückgekehrt,
Mit Gold und Schätzen reichbeschwert.
Darnach nimmt zu gelegner Zeit
Die Mutter er allein bei Seit',
Um seine Schätze ihr zu zeigen.
Er läßt den Reisesack sich reichen,
Drin Pelz und Wämser mancher Art
Von seinem Kriegsdienst er verwahrt.
Die Ranzen nimmt er drauf zur Hand,
Und holt hervor aus Mohrenland
Die beiden Brote, wendet dann
Zur Mutter sich: 'Die guckt euch an;

Die beiden hab' ich zum Gewinst
Erworben mir für treuen Dienst.
Ich sollte, sprach des Königs Mund,
Sie brechen nicht vor dieser Stund!'
So ruf' das Ingesind herbei
Und laß es proben frank und frei,
Wie solches Brot wohl schmecke.' 'Nein,
Wir öffnen besser es allein.'
Rasch nimmt das Messer er zur Hand,
Allein es stößt auf Widerstand;
Er schabt, und sieh, mit einem Male
Blinkt hell hervor die Silberschale,
Darein das Gold. Mit Schrauben drei'n
Ist sie verschlossen sorglich fein;
Die feilt er ab mit kund'ger Hand,
Die Schalen gehen auseinand
Und vor ihm liegt der güldne Schatz:
Kein einzig Stück hätt' weiter Platz.
Herr Rudlieb dankt dem lieben Gott;
Drauf greift er nach dem andern Brot,
Schabt weg das Mehl, die Schrauben feilt,
Er ab, und sieht nun dichtgekeilt
Schaumünzen in der Schüssel drin, —
Kaum faßt es sein erstaunter Sinn.
Die Mutter jauchzt und weint und lacht;
Sie seufzt, und dankt dem Herrn zugleich,
Der glücklich ihr zurückgebracht
Den Sohn, an Schätzen also reich.
Herr Rudlieb wirft zur Erde
Sich hin mit Dankgebärde,
Als wär' der König da, und spricht,
Von Tränen feucht das Angesicht,

Die fließen reichlich immerzu:
'Mein Herr und Gott, wer ist wie du?
Du machst in gnädigem Erbarmen
An Gut und Ehren reich den Armen
Und denkst nicht weiter seiner Schuld.
Nun schenke mir in deiner Huld,
Daß ihn ich wiedersehen mag,
Eh daß mir kommt des Todes Tag,
Zu dem ich arm und elend kam,
Der mich voll Güte zu sich nahm,
Dank deiner Fügung, lieb und wert
Mich stets gehalten und geehrt
Und nun mir solchen Lohn gegeben,
Daß ich fortan mein ganzes Leben,
Teil' ich es ein, vor Sorgen
Und Armut bin geborgen.'
Sie machen dann in guter Ruh
Die beiden Schüsseln wieder zu
Und tragen sie zur Seiten
Zusamt den Kostbarkeiten.

EINE HOCHZEIT

[Die Zeit vergeht so nach und nach,
Und Rudlieb rüstet allgemach
Zu seines Neffen Feste;]
Er lädt die Hochzeitsgäste,
Und läßt mit höfisch art'gen Sitten
Das Fräulein und die Mutter bitten
Samt ihren Anverwandten all.
Sie kommen, und der Gäste Schwall
Erfüllt den Hof. Als Wirt begrüßt
Sie Rudlieb, wie es Brauch, und küßt

Sie zum Willkomm; und Trank und Speise
Erquickt sie nach der weiten Reise.
  Dann gehn die Frau'n in ihr Gemach;
Die Ritter tragen Kissen nach
Und geben ihnen das Geleit,
Wie sich's geziemt, zu Dienst bereit.
Auf Rudliebs Wort beut einen Trank
Man Weines ihnen dar zum Dank.
Ein jeder trinkt und reicht sodann
Den Becher hin dem Nebenmann;
Der letzte gibt zurück den leeren,
Sie neigen sich, und alle kehren
Zu Rudlieb und den andern Herrn.
  Der nimmt das Wort: 'Ich möchte gern,
Da Gott uns hier versammelt hat,
Mit eurer Hilf' und eurem Rat
Heut festen einen Ehebund,
Schon angelobt mit Hand und Mund.
Die Sippen kamen überein;
Nun sollt ihr Herren Zeugen sein.
Beim Würfelspielen es geschah,
Das Fräulein und mein Neffe da
Gewannen beide lieb einand
Und wollen durch der Ehe Band
Sich binden nun auf Lebenszeit.'
Drauf sie: 'Wir alle sind bereit
In Rat und Tat, und helfen gern.
Nicht darf so brav und edlen Herrn
Unwürd'ge Liebschaft länger schänden.
Nein, er muß aus der Dirne Händen;
Die hat verdient den Feuertod!'
Und all' zusammen preisen Gott,

Daß auf der Welt ein Weib erfunden,
Das jene Hexe überwunden.
Auf steht der Junker frisch und frank
Und sagt den Gästen allen Dank
Für ihren guten Willen;
Er schämte sich im stillen,
Daß er in solche Schande kommen.
'Nun mag ein Eheweib mir frommen;
Hier mag ich eines leichtlich finden:
Ihr wünsche ich mich zu verbinden.
Drum möcht' ich euch zu Zeugen haben,
Wenn wir uns nun nach Brauch begaben.'
Drauf sie: 'Wir helfen dir's vollenden.'
Rudlieb tät nach den Frauen senden;
Sie treten ein, die Maid voran.
Auf stehn die Gäste Mann für Mann.
Dann setzen sie sich nieder,
Und Schweigen hin und wider.
Drauf bittet Rudlieb, ihm das Ohr
Zu leih'n, und trägt die Sache vor
Den Anverwandten und Genossen,
Wie dieser Liebesbund geschlossen,
Und fragt darnach den jungen Mann:
'Willst diese du zum Weibe han?'
Als er bejaht mit Freudigkeit,
Befragt man ebenso die Maid,
Ob er auch ihr zum Manne recht.
Sie lächelt: 'Ist er doch als Knecht
Vordem mir worden untertan,
Derweilen ich im Spiel gewann;
Er schwur ja, daß er mir gehöre,
Wer auch gewönne, wer verlöre.

Nun meinethalb: mir ist er recht;
Er sei mir als getreuer Knecht
Zu Diensten stets bei Nacht und Tag:
Je mehr, je lieber ich ihn mag.'
Und alles lacht so recht von Herzen
Ob ihrem keck verliebten Scherzen.
Auch ihrer Mutter ist es recht;
Sie sind aus adligem Geschlecht,
An Hab' und Gut und Ehren reich:
Sie sind fürwahr einander gleich;
Auf keiner Seite mag es fehlen,
Sie mögen sich mit Fug vermählen.
  Das blanke Schwert der Junker zieht
Zur Scheiden aus und fährt damit,
Als wischt' er's ab, wohl übern Hut;
Den Goldreif an den Griff er tut
Und beut ihn so der Braut und spricht:
'Gleich wie den Finger dir umflicht
Der goldne Ring, so sollst du mir
Die Treue halten für und für;
Sonst muß dein Haupt verfallen sein.'
Dem Fräulein leuchtet das nicht ein;
Sie spricht: 'Das ziemte wahrlich schlecht!
Für beide gelte gleiches Recht.
Ei, sag', wie käm' ich wohl dazu,
Daß ich mehr Treue hielt' als du?
Mach' dir das Ding gefälligst klar:
Wie stand's beim ersten Menschenpaar?
Die Rippe nahm aus Adams Leib
Der liebe Gott und schuf das Weib;
Allein er hat mit Vorbedacht
Nur eine Eva draus gemacht.

Zu der hat Adam sich bekannt,
Daß sie mit seinem Fleisch verwandt:
Wo hast du je davon gelesen,
Daß eine zweite dagewesen?
Du läßt dich selbst mit Dirnen ein, —
Bloß deine Frau soll keine sein.
Nein, Bester, das ist nichts für mich;
Tu, was du willst, nur tu's für dich.
Es gibt ja sonst noch manchen Mann,
Den ich statt deiner nehmen kann.'
Sie spricht's und läßt ihm Schwert und Ring.
Der Junker drauf: 'So soll dies Ding,
Geliebte, wie du willst, geschehn.
Sollt' ich mich einmal nur vergehn,
Sein dein, was ich dir zugebracht,
Und sei mein Haupt in deiner Macht.'
Sie kehrt sich ihm mit Lächeln zu:
'Auf die Bedingung, höre, du,
Wag' ich's in Gottes Namen.'
Der Bräutigam sagt 'Amen!
So soll es sein!' und küßt die Braut.
Nun wird der Gäste Jubel laut:
Sie loben Gott mit hellem Klang,
Und stimmen an den Brautgesang.
Dann bringen sie dem jungen Paar
Der Reihe nach Geschenke dar.
Herr Rudlieb schenkt dem Neffen sein
Von Zobel einen Mantel fein,
Ein Prachtgewand, schön reichgesäumt.
Ein Streitroß, köstlich aufgezäumt,
Er bietet auch der Braut zugleich,
Drei Busenspangen, zier und reich,

Armspangen vier, drei Ringe, fein
Geschmückt mit selt'nem Edelstein,
Auch einen Mantel, schöngeflammt,
Von Hermelin und rotem Samt.
Darnach die Hochzeitsgäste nah'n
Und bringen jeder Gaben an. —
  Wie sich das Paar die Nacht vertragen,
Was schiert mich's? geht, sie selber fragen!

FAMILIENRAT

  [Vorüber ist das Hochzeitsfest;
Sie sitzen nun im warmen Nest, —
Und Rudlieb sitzt zu Hause
In seiner stillen Klause
Als wie zuvor, Tag aus, Tag ein.
Das schafft der Mutter Sorg' und Pein.
So darf's nicht weitergehn. Sie sinnt
Und sorgt und härmt sich: 'Liebes Kind,
Er hat ein Beispiel dir gegeben:
Du tätest gut, ihm nachzuleben.]
Des Alters Macht bezwingt den Leib.
Auch ich war einst ein junges Weib,
Und bin gebrechlich nun und alt.
Die jung erst hell wie Vollmond strahlt,
Im Alter sieht auch sie, o Graus,
Recht wie ein alter Affe aus.
Die Stirne, früher weiß und glatt,
Nun lauter Krähenfüße hat.
Einst hat das Aug' ihr hell gefunkelt,
Jetzt wird es mählich trüb und dunkelt.
Die Nase trieft, die früher straff
Gespannten Wangen hängen schlaff;

Die Zähne wackeln, fallen aus,
Das Wort will nicht zum Mund heraus,
Als hätt' sie Mehl im Maule stecken.
Spitzig das Kinn; der Leute Schrecken,
Weit aufgerissen starrt der Rachen, —
Und mochte einst so lieblich lachen.
Der Hals, dereinst so flaumenweich,
Nun der gerupften Elster gleich.
Die Brüste hangen ihr herab,
Sonst kugelrund, nun welk und schlapp.
Lang wallt' ihr goldnes Lockenhaar
Hernieder bis zur Hüfte gar,
Jetzt hängt es wirr herab, in grauen,
Zerzausten Strähnen, wüst zu schauen,
Als hätt' sie Haare lassen müssen,
Derweilen man sie bei den Füßen
Durch ein Stacket hindurchgezogen,
Sie geht, den Kopf nach vorn gebogen,
Die Schultern hoch, als wenn vom Aas
Der Geier wittert reichen Fraß.
Die lang in muntrer Jugendzeit
Zur Erde wallen ließ das Kleid,
Hebt jetzt die Röcke, sie zu schonen,
Vom Schmutz, und trampt, als gält es, Bohnen
Zu Brei zu stampfen. Angegossen
Saß einst der Schuh; jetzt schlampft in großen
Pantinen sie und weiten Strümpfen,
Die Stube schwimmt von ganzen Sümpfen.
Die Finger, früher voll und fein,
Die müssen Haut und Knochen sein
Mit Nägeln lang, voll schwarzen
Und widerlichen Warzen.

Ein gleiches wird des Mannes Teil.
Dem Jüngling war kein Berg zu steil,
Kein Roß zu wild, kein Strom zu breit;
Doch bald vergeht die Herrlichkeit,
Vergeht auf Nimmerwiederkehr.
Er wankt an seinem Stab daher
Mit Stöhnen und mit Ächzen,
Mit Husten und mit Krächzen.
Man weicht ihm aus und meidet ihn;
Kommt es ihm einmal gar zu Sinn,
Er woll' ein flottes Tänzchen wagen,
Wie er es tat in jungen Tagen,
So findet er nur Hohn und Spott.
Fürwahr, da wär' er lieber tot;
Dann wär' er ledig aller Pein.
Allein da heißt es: Warte fein
Geduldig, bis es Gott gefällt,
Dich fortzunehmen aus der Welt.
Das ist das Los der Kreatur:
Was geht, was kreucht in Wald und Flur,
Was fleucht in Lüften, mocht's entstehn,
So muß es auch zugrunde gehn.' —
'Nun sieh, mein Sohn,' die Mutter spricht,
'Auch du entgehst dem Schicksal nicht;
Auch du wirst solches leiden.
Drum rat' ich dir beizeiten:
Kommt es mit dir einmal zu sterben,
Was wird dann, hast du keinen Erben?
Ich sehe Streit und Fehde drohn,
So kommt es, stirbst du ohne Sohn.
Gern ging ich selber aus der Welt,
Wüßt' ich das Haus nur wohlbestellt.

Mit meiner Kraft geht es zu Rande:
Derweil du fern im Mohrenlande
Dich schlugst, zehn volle Jahre lang,
War mir daheim oft angst und bang.
Tagtäglich zehrt' an mir der Gram;
Gab ich nicht pünktlich acht, so nahm
Man dir dein bißchen Hab' und Gut.
Ja ja, ich weiß, wie Weinen tut;
Und kamest du nicht wieder, Kind,
Heut wär' mein Auge lange blind.
Doch ward ich wieder jung, als mir
Auf einmal Kunde kam von dir,
Du sei'st zurück. Jetzt geht es so.
Ich halte mich. Doch wär' ich froh,
Wärst du nur einverstanden,
Daß wir die Anverwandten
Und treuen Freunde lüden ein,
Die sollen ihren Beistand leih'n,
Ein gutes Weib für dich zu finden,
Dem du dich würdig magst verbinden,
Die tugendsam und ehrenreich,
Ihr beide euch an Adel gleich.
Die schenke dir der Herr, mein Sohn.'
  Herr Rudlieb spricht in mildem Ton
Zur Mutter: 'Solches will ich morgen
Nach eurem Wunsche wohl besorgen,
Die Sippen rings und Freunde laden,
Sie sollen kommen, mir zu raten;
Und wenn der Rat euch gut erscheint,
So soll geschehen, was ihr meint.'
  Als die Geladenen gekommen
Und freundlich von ihm aufgenommen,

Weist Rudlieb einem jeden Mann
Den Platz nach Rang und Würden an
Und ordnet sie nach Paaren fein.
Den Hochsitz nimmt die Mutter ein:
So kann sie jeden sehn genau,
Und alles merkt, daß sie die Frau
Vom Hause sei, weil sie allein
Mag ohne Tischgenossen sein.
Und weil er so die Mutter ehrt,
Preist ihn das Volk und Gott beschert
Dafür ihm droben eine Kron'
Und ew'ges Leben wird sein Lohn.
Hernach man nimmer lange säumt.
Die Tische werden abgeräumt
Und Wachen stellt man vor die Tür,
Daß ihrer keiner kann herfür,
Nicht aus noch ein, bevor der Rat
Der Herren drin sein Ende hat.
Drauf tät Herr Rudlieb sich erheben
Und bittet, etwas Ruh' zu geben,
Auf daß er ihnen kundig mache,
Weshalb er sie, zu welcher Sache,
Versammelt habe. Sie sind still.
'Nun hört, was ich euch sagen will,
Ihr werten Sippen all und Magen.
Viel Leid und Kümmernis ertragen
Hat meine Mutter manches Jahr
Und Mühen, seit sie Wittib war,
Und alle Sorge auf ihr lag.
Wie dieses steht, liegt klar am Tag.
Jetzt kommt das Alter mit Gewalt.
Sie fühlt sich mählich schwach und alt;

Und daß sie's nicht wie früher kann,
Ich merk' es ihr auch selber an.
Drum soll ich mich nunmehr vermählen;
Dabei sollt ihr mir helfen wählen.
Deshalb hab' ich nach euch gesandt.
Ihr kennt die Frauen hier im Land;
Ich nicht, derweil ich zehen Jahr
Und länger fort von Hause war:
Weiß nicht, wohin ich gehen soll,
Auf daß es mir gelinge wohl.
Drum sollt ihr mir zur Seite stehn,
Ob ihr mir eine mögt ersehn,
Die unseres Geschlechtes Ehre
Durch Ehrbarkeit und Adel mehre.'
  Antworten ihm zusamt die Herrn:
'Fürwahr, das wirken wir euch gern,
Wir gönnen's euch, daß euch ein Erbe
Nach seines Vaters Tugend werbe
Und eure Güter einst gewinne.'
Die Rede ist nach aller Sinne.
Steht einer auf, dem Leut' und Land
Ringsum vor andern wohl bekannt;
Ich weiß ein Fräulein, das euch gleich
An Adel ist und ehrenreich.
Die sollt ihr sehn; ihr werdet sagen,
Die Welt mag keine zweite tragen,
Die so jedweden Preis gewann:
Sie ziemt gewißlich jedem Mann.'

Danach scheint also alles auf dem besten Wege, und Rudlieb sendet demnächst einen nahen Freund an die so hoch belobte Dame ab; der soll für ihn werben und ihr nachher das sorgsam verpackte Brautgeschenk überreichen, als hab' er es so lange vergessen. Der Bote richtet seinen Auftrag aus und wird gut aufgenommen.

DIE WERBUNG

Das Fräulein wieder tritt herein,
Und bringt ihm selbst vom besten Wein
In goldnem Krug und süßen Met.
Und während sie so vor ihm steht,
Fragt sie nach seines Landes Frauen,
Ob schön ihr Angesicht zu schauen,
Und ob auch gut ihr Leumund wäre,
Und ob auf Zucht man hielt' und Ehre.
Der Bote lächelt fein und spricht:
'Frau, was ihr fragt, das weiß ich nicht;
Nie hab' in meinem Leben
Ich darauf acht gegeben,
Was unsre Damen tun und lassen.
Ich wähn', daß darauf viel zu passen
Nur eines Gecken Sache sei.
Komm' ich mal irgendwo vorbei
Und seh' am Wege Damen stehn,
So tu' ich mich neigen und weiter gehn. —
Was Botschaft soll ich heimwärts tragen,
So ihr Herrn Rudlieb lasset sagen?'
Drauf sie: 'Sagt ihm, in treuem Mute
Trüg' ich ihm alles Lieb' und Gute,
So viel, als Laub im Walde,
Als Vöglein auf der Halde,
Als Wasser lustig fließen
Und Gras und Blumen sprießen.'
Genug, er sieht, sie willigt ein;
Es mag daran kein Zweifel sein.
So tät er sacht' um Urlaub bitten;
Doch plötzlich wird er stumm, und mitten

Stockt er im Wort mit einem Mal
Und tut verlegen: 'Ach! fatal,
Daß dies mir auch passieren muß!
Kein Mensch hatt' ärgeren Verdruß!
Ich sollt' euch ein geringes Zeichen
Von seiner Liebe überreichen:
Dies Kästchen ich von ihm empfing;
Versiegelt ist's mit seinem Ring.'
  Sie nimmt es, tritt zum Fenster drauf
Und macht geschwind das Kästchen auf:
Ein Tüchlein säuberlich und fein,
Verschnürt, versiegelt liegt darein.
Vorsichtig öffnet ihre Hand,
Sie schlägt das Tüchlein auseinand,
Begierig, das Geschenk zu schauen,
Allein sie findet drin, o Grauen!
Das Strumpfband und die Haube,
Die abends in der Laube
Abhanden neulich ihr gekommen,
Als sie der Pfaff' in den Arm genommen . . .
  Als sie's erkennt und sich besinnt
Auf Wann und Wo, ihr Blut gerinnt
Zu Eis, ihr Angesicht erblaßt,
Ein Zittern im ganzen Leibe sie faßt;
Kein Zweifel mehr, daß mit Bedacht
Er den Vergeßlichen gemacht,
Daß er sich lediglich verstellt
Und alles wisse. 'Alle Welt
Schwatzt davon auf den Gassen!'
  Doch tät sie rasch sich fassen;
Sie tritt den Boten an mit Fragen:
Er soll ihr auf der Stelle sagen,

Ob ihm bewußt, welch Liebespfand
Sein Herr durch ihn ihr zugesandt;
Ob er beim Packen zugesehn?
Der Bote kann sie nicht verstehn
Und schwört ihr zu mit hohem Eid,
Er sei mit nichten eingeweiht,
Dieweil das Kästchen wohlverwahrt
Mit Siegeln wesen aller Art.
Drauf sie: ‘Sagt eurem Freund nur an,
Und gäb’ es weiter keinen Mann
Als einzig ihn allein auf Erden,
Und sollt’ von ihm mir Brautschatz werden
Die weite Welt, all hin und her,
Ihn nähm ich dennoch nimmermehr.’
Der Bote drauf, mit traur’ger Miene:
‘Sagt, wie den Vorwurf ich verdiene,
Daß sich dies Rätsel löse.’
Da wird die Dame böse
Und heißt ihn auf der Stelle gehn:
‘Kein Wort, auf Nimmerwiedersehn!’
So lenkt er heimwärts seinen Schritt,
Zu Rudlieb hin. Als der ihn sieht,
Spricht er sogleich und lächelt schlau:
‘Den Anfang weiß ich selbst genau:
Man bot dir reichlich Trank und Speise.
Doch sag mir eines, welcher Weise
Ward meine Werbung aufgenommen,
Und war die Gabe ihr willkommen?’
So spricht er gutgelaunt und lacht.
Allein der andre, aufgebracht,
Erwidert: ‘Soll es mit uns enden,
Brauchst mich nur noch einmal zu senden!’

'Nun, Spaß beiseite!' Rudlieb spricht,
'Mein lieber Freund, so gib Bericht,
Was sie dir tät für Antwort sagen,
Als du die Werbung vorgetragen.'
'Als ich geendet, schwieg sie drauf,
Trug reichlich mir zu essen auf
Und bot mir Wein und Met genug;
Und als ich nach der Antwort frug,
Sprach sie: "Sagt ihm, in treuem Mute
Trüg' ich ihm alles Lieb' und Gute,
So viel, als Laub im Walde,
Als Vöglein auf der Halde,
So viel, als Wasser fließen
Und Gras und Blumen sprießen."
Ich tat um Urlaub bitten;
Doch stockt' ich plötzlich, mitten
Im Wort, und gab mir so den Schein,
Als fiel' es eben erst mir ein,
Daß ich ihr deine Gabe
Noch nicht gegeben habe.
Sie nahm sie freudig, trat zur Seit',
Und kam zurück nach kurzer Zeit —
In hellem Zorne: "Saget an:
Wißt ihr, was er hineingetan?"
Ich schwur ihr zu mit hohem Eid,
Du hättest mich nicht eingeweiht;
Wer denn dem Boten offenbare,
Was er mit Siegeln wohl verwahre?!
Drauf sie: "Sagt eurem Freund nur an,
Und gäb' es weiter keinen Mann
Als einzig ihn allein auf Erden,
Und sollt' von ihm mir Brautschatz werden

Die ganze Welt, all hin und her,
Ihn nähm' ich dennoch nimmermehr."
 Herr Rudlieb des nicht traurig schaut:
'So werd' ich eine andre Braut
Wohl finden auf der weiten Welt,
Die's nicht geheim mit andern hält.'

DER MUTTER TRAUM

 Doch Rudliebs Mutter, immerfort
Sie dient getreu nach Christi Wort
Den Witwen und den Waisen
Und tät die Pilger speisen
Um Gottes willen. Des zum Lohn
Will Gott gesegnen ihren Sohn;
Das läßt er sie im Traum ersehn.
Der grimmen Eber schaut sie zween
Und Sauen eine große Menge,
Und Rudlieb mitten im Gedränge;
Allein er schlägt mit scharfem Schwerte
Die Eber und der Sauen Herde.
Auch sieht sie ihn im selben Traum,
Er schläft auf hohem Lindenbaum,
Und in den Zweigen steht ein Heer
Von Kriegern viel in blanker Wehr,
Die kampfgerüstet ihn umgeben;
Und eine Taube sieht sie schweben,
Wie Schnee so weiß ist ihr Gefieder:
Sie hält ein Krönlein licht und klar
In ihrem Schnabel, senkt sich nieder
Und drückt es auf des Schläfers Haar,
Und schmiegt sich weich an seine Wangen —
Er duldet es, von Schlaf befangen.

Ob solches Traumes Deutung sinnt
Sie hin und her. Daß ihrem Kind
Er Ruhm und Ehren viel bedeute,
Das sieht sie wohl; doch bleibt sie still
Und dankt in demutvoller Freude
Ihm, der ihn so begnaden will.
Dann sagt sie's ihm nach dreien Tagen,
Was sie geträumt, wie er geschlagen
Die beiden Eber samt den Sauen,
Wie sie ihn tät im Wipfel schauen
Und in den Zweigen Mann für Mann
Der Krieger Volk; wie weiter dann
Die Taube hergeflogen sacht
Und ihm das güldne Krönlein bracht,
Und, während er im Schlummer liegt,
Sich zärtlich an ihn angeschmiegt.
'Und siehe da, der Traum verschwand,
Und ich erwachte gleich zur Hand.
Das war mir leid: ich darf's nicht sehn,
Was weiter wird danach geschehn. —
Mein Sohn, gedenke früh und spat,
Wie dich der Herr errettet hat
So manches Mal mit starker Hand,
Und wie er dich ins Vaterland
Heimkehren ließ gesund und heil
Und reiches Gut dir gab zu teil.
Doch seit ich weiß, daß er noch mehr
Dir zugedacht hat, wird mir schwer,
Du könntest des dich überheben
Und denken, daß er's uns gegeben,
Weil wir getan, was ihm gefällt.
Wir haben auf der weiten Welt

Ja nichts als das, was er gegeben;
Wie könnten wir in unserm Leben
Dergleichen tun? Nimm alle Zeit
Was er dir schickt, in Dankbarkeit,
Sei's Glück nun oder Unglück, an,
Und sprich: 'Der Herr hat wohlgetan.'

DER ZWERG

Der Traum geht in Erfüllung. Rudlieb überlistet einen Zwerg und bindet ihn, um ihn dann zu befragen.

Wohl springt und ringt und tobt der Wicht;
Allein es hilft ihm alles nicht:
Er sinkt erschöpft zur Erde nieder
Und zappelt keuchend hin und wider.
Sein Müh'n ist all vergebens;
'O schonet meines Lebens;
Ich biete reichen Lohn euch an,
Wenn ihr mir wollt das Leben lan
Und los die Hände binden.
Ich weiß euch wohl zu finden
Im Walde den geheimen Platz,
Da lagert zweier Kön'ge Schatz;
Die müssen beide mit euch streiten,
Von eurer Hand den Tod erleiden:
Samt Hartung, seinem Sohne wert,
Sinkt König Immung eurem Schwert.
Der beiden Herrschaft weit und breit
Erbt Heriburg, die schöne Maid;
Die werdet ihr in Minnen
Danach als Weib gewinnen —
Doch müßt ihr mich zuvor befrein:
Wenn dann ihr meines Rates tut,

So wird Gefahr euch ferne sein;
Sonst fließt in Strömen erst das Blut.'
Spricht Rudlieb also: 'Du sollst leben;
Doch wag' ich dich nicht freizugeben,
Daß ich's nicht hinterdrein bereue,
Baut' ich zu fest auf deine Treue.
Drum bleibst du noch vorerst gefangen;
Hast du mich dann nicht hintergangen,
So lös' ich deiner Bande dich:
Sonst läßt du mich nachher im Stich.'
'Fern bleib' uns Zwergen alle Zeit',
Spricht jener, 'Trug und Heimlichkeit;
Sonst würden wir ja nicht mehr alt,
Wir siechten hin und stürben bald.
Ihr Menschen könnt nicht Treue wahren;
Drum kommt auch keiner hoch zu Jahren:
Denn so, wie einer Treue hält,
Ist seine Lebenszeit bestellt.
Bei uns sind einig Herz und Mund
(Auch ißt man halt nur, was gesund):
Drum bleiben wohl und munter wir
Viel längre Zeit, als droben ihr. —
Nein, nein, ihr zweifelt ohne Grund:
Bald wird euch meine Treue kund;
Doch, wollt ihr mir nicht trauen,
So ruf ich meiner Frauen:
Sie soll statt meiner Geisel sein.'
Zur Höhle ruft er flugs hinein;
Sie tritt heraus ans Tageslicht,
Gar zierlich, hübsch von Angesicht,
Geschmückt mit prächt'gem Kleide
Und köstlichem Geschmeide.

Lautjammernd faßt sie Rudliebs Knie:
'O bester Herr,' so bittet sie,
'Löst seiner Fesseln meinen Mann
Und nehmet mich als Geisel an,
Bis daß er eingelöst sein Wort
Und euch geschafft den Königshort.'

Hiermit bricht der Roman ab

HROTSVITS DRAMEN

IN ÜBERTRAGUNG VON J. BENDIXEN

I.
DULCITIUS

INHALTSANGABE

Die Leidensgeschichte der drei heiligen Jungfrauen, der Agape, Chionia und Irene, welchen in nächtlicher Stille Dulcitius, der Statthalter, im geheimen naht, um an ihnen sein Gelüste zu befriedigen. Aber wie er hineintritt, küßt er, im Geiste verwirrt, unter Umarmungen statt der Jungfrauen Töpfe und Tiegel, bis Gesicht und Kleider ihm greulich geschwärzt werden. Hierauf übergibt er dem Grafen Sisinnius auf kaiserlichen Befehl die Jungfrauen zur Bestrafung, der, auch auf seltsame Weise betört und betrogen, endlich die Agape und Chionia verbrennen und die Irene von einem Pfeil durchbohren läßt.

PERSONEN

Kaiser Diokletian
Agape
Chionia
Irene
Dulcitius, Statthalter in Thessalonich
Sisinnius
Soldaten
Das Weib des Dulcitius
Türhüter am kaiserlichen Palaste
Dienerinnen der Frau des Dulcitius

ERSTE SZENE

Diokletian, Agape, Chionia, Irene

Diokletian. Wie euer adliges Geschlecht,
Gibt eure Schönheit euch das Recht
Auf einen edelen Gemahl
Aus des Palastes Fürstensaal:
Auch fällt sofort euch dieses Los
Auf meinen Wink, wenn ihr euch bloß
Entschließt, von Christo euch zu wenden

Zu unsrer Götter Opferspenden

Agape. Laß dich durch keine Sorgen quälen,
Freiwerbend wem uns zu vermählen;
Denn nichts auf Erden wird uns trennen
Vom Namen, welchen wir bekennen:
Nichts Leib und Seele, die wir rein
Bewahren wollen, je entweihn.

Diokletian. Welch Torheit die, in der ihr steckt!

Agape. Welch Torheit die, die du entdeckt
An uns?

Diokletian. In klaren, groben Zeichen!

Agape. Und die?

Diokletian. Daß ihr habt können weichen
Von eurer alten Väter Glauben,
Ihn euch habt können lassen rauben
Für jenen neuen, eitlen Wahn
Der Christenlehr'.

Agape. Du klagest an
Voll Unverstand die Gottesmacht,
Die alles kann; nimm dich in acht!

Diokletian. Für wen?

Agape. Für dich und für das Reich,
In dem du Kaiser bist, zugleich.

Diokletian. Sie ist besessen; fort mit ihr!

(Agape wird fortgeführt.)

Chionia. Die Schwester wahrlich nicht; nur dir,
Nicht töricht, o verstockter Tor,
Hält sie die eig'ne Torheit vor.

Diokletian. Hinweg aus meinen Augen geh'
Die noch verrückt're Furie.
Wir wollen uns zur Dritten kehren.

(Chionia wird entfernt.)

Irene. Die Dritte wird sich auch bewähren,
Aufs äußerste dir abgewandt,
Voll Widerspruch und Widerstand.
Diokletian. Irene, auf der Ehrenbahn
Den Schwestern eile nun voran,
Ob du die jüngste auch von allen.
Irene. Was tu' ich denn, die Bahn zu wallen?
Diokletian. Den Göttern deinen Nacken beuge
Und stell' als der Bekehrung Zeuge
Den Schwestern dich zum Vorbild hin,
Als ihrer Freiheit Schützerin.
Irene. Am Götzendienst mag sich beflecken,
Wer Gottes Donner wünscht zu wecken
Und seinen Zorn aus hohen Sphären;
Ich werde nimmer mich entehren,
Messiassalbenduft im Haar,
An toter Götzen Weihaltar.
Diokletian. Der Götterdienst bringt keine Schmach,
Ihm folgt die höchste Ehre nach.
Irene. Wo kann sich größre Schande zeigen,
Wo eine Schmach, der zu vergleichen,
Als wo wir Knecht und Sklave ehren,
Wie wenn sie die Gebieter wären?
Diokletian. Der Knechte Huldigung sei fern;
Verehr' die Götter deiner Herrn.
Irene. Was Künstlerhand für Geld geprägt
Zu Göttern, — wär' nicht aller Knecht?
Diokletian. Ein Lohn verdienter Züchtigungen
Gebührt dem Wort so frecher Zungen.
Irene. Das ist mein Wunsch, mein Ziel und Dank:
Für Christus auf die Folterbank!
Diokletian. Bei so verstocktem Widerstande

Schlagt ihren Trotz in Eisenbande,
Werft sie, bis alles ans Licht gebracht,
Dulcitius, in Kerkernacht.

ZWEITE SZENE

Dulcitius. Soldaten

Dulcitius. Soldaten, jetzt herbeigebracht,
Die im Gefängnis ihr bewacht!

(Die Soldaten gehen und kehren gleich mit den drei gefangenen Mädchen zurück.)

Soldaten. Die du gerufen, treten ein.
Dulcitius. Ei doch! drei Mädchen schön und fein
Und niedlich!
Soldaten. Ja, mit Reiz geschmückt.
Dulcitius. Ihr Anblick hat mich ganz entzückt.
Soldaten. Das läßt sich denken!
Dulcitius. Vor Verlangen
Entbrenne ich, sie zu umfangen.
Soldaten. Wir zweifeln, ob sich's machen läßt.
Dulcitius. Warum?
Soldaten. Ihr Glaube steht zu fest.
Dulcitius. Ob ich's versuch' mit Schmeichelei'n?
Soldaten. Sie spotten dein.
Dulcitius. Schreck ich sie ein
Mit schwerer Strafen ernstem Drohn?
Soldaten. Sie sprechen deiner Drohung Hohn.
Dulcitius. Was tun?
Soldaten. Zunächst es wohl erwägen.
Dulcitius. Gut, könnt sie ins Gewahrsam legen
Vorn in dem innern Erdgeschoß
Der Vorratskammern hinter Schloß,
Wo unsrer Köche Töpfe stehen.

Soldaten. Was dort?
Dulcitius. Sie häufiger zu sehen.
Soldaten. Wie du geboten, soll's geschehen.

DRITTE SZENE

Nacht. Eingang zu den Vorratskammern
Dulcitius. Soldaten

Dulcitius. Sagt, die Gefangnen, wie verbringen
Sie diese Nacht?
Soldaten. Mit Liedersingen.
Dulcitius. Kommt näher her.
Soldaten. Wie Glöckleinklang
Hört man von weitem den Gesang.
Dulcitius. Ihr haltet Wache hier von ferne
Vor dieser Tür mit der Laterne;
Ich trete näher, meinen Willen
Und meines Herzens Lust zu stillen.
Soldaten. Tritt ein, wir wollen deiner harren.

VIERTE SZENE

Inneres Gemach. Die drei Gefangenen.

Agape. Was pocht da? und die Türen knarren?
Irene. Dulcitius tritt da herein,
Das Greul.
Chionia. Gott woll' uns gnädig sein!
Agape. Ja! Amen!
Chionia. Sagt, was will das Klirren
Dort unter jenen Kochgeschirren,
Den Töpfen, Tiegeln und den Pfannen?
Irene. Laßt sehn doch, was das und von wannen?
Kommt näher, daß wir an die Spalten
Der Bretterwand das Auge halten.

AGAPE. Was gibt's?
IRENE. Der Tor, im Geist verrückt,
Glaubt sich durch unsre Gunst beglückt.
AGAPE. Was tut er denn?
IRENE. In seinen Armen
Läßt er die Töpfchen mild erwarmen,
Und setzt sie kosend auf den Schoß;
Dann geht es auf die Pfannen los,
Dann auf den Krug, dem er entzückt
Viel Küsse auf die Henkel drückt.
CHIONIA. Gar lächerlich!
IRENE. Und sein Gewand
Und sein Gesicht und seine Hand
Sind so besudelt und geschwärzt
Von jenen Schönen, die er herzt,
Daß er vergleichbar einem Mohren.
CHIONIA. So ziemt es sich für solchen Toren!
An Leibesfarbe gleiche er
Dem Teufel, der der Seele Herr!
IRENE. Nun scheidet er und geht nach Haus.
Laß sehn, wenn er nun tritt heraus,
Was wohl der Kriegerhaufe mache,
Der vor der Türe steht als Wache.

FÜNFTE SZENE

WACHE. DULCITIUS tritt heraus.

SOLDATEN. Was kommt dort für ein Teufelskind!?
Der Teufel selber! Fort, geschwind!
DULCITIUS. Wie sucht so eilig ihr das Weite?
Steht, wartet, gebt mir das Geleite,
Und leuchtet mir zum Schlafgemach.
KRIEGER. Des Herren Stimme war's, die sprach;

Des Teufels Bildnis, anzusehn; —
Nein, fort, wir bleiben hier nicht stehn;
Hinaus, hinaus in schneller Flucht!
Der Spuk uns zu verderben sucht. (Sie fliehen.)

DULCITIUS. Ich geh' zum Kaiser, zeige an
Den Schimpf, den sie mir angetan.

SECHSTE SZENE

Platz vorm Palast

TÜRHÜTER. DULCITIUS

DULCITIUS. Türhüter, führet mich in Hast
Zum Kaiser gleich in den Palast;
Ein Staatsgeheimnis bring' ich ihm.

TÜRHÜTER. Welch schauerliches Ungetüm,
Bedeckt mit schwarzer Fetzen Flicken!
Mag unsre Faust es heimwärts schicken.
Herunter gleich der Stufen Tritt,
Und komm uns näher keinen Schritt!
(Werfen ihn die Stufen hinunter.)

DULCITIUS. Weh! weh! das Unglück, das ich leide!
Erschien ich nicht in prächt'gem Kleide?
Nicht glänzend rein vom Kopf zur Zeh'?
Und doch, wohin ich geh' und steh',
Sieht man mich an, als sähe aus
Ich wie ein Greul und wie ein Graus.
Zu meiner Frau will heim ich kehren;
Mag sie mir, was geschehn, erklären.

SIEBENTE SZENE

DULCITIUS, SEINE FRAU UND DIENERINNEN

DULCITIUS. Doch sieh', da tritt sie selber aus,
Und hinter ihr das ganze Haus

Mit Tränen, aufgelösten Haaren!

FRAU. O weh, was mußtest du erfahren,
Dulcitius, würdiger Gemahl!
Verhüllt des Geistes lichter Strahl!
Und selber du der Christenrotte
Zum Hohn geworden und zum Spotte!

DULCITIUS. Nun seh' ich endlich, wie mit Dunst
Mich äffte ihre schwarze Kunst!

FRAU. Das war's, was mich zumeist beschämte,
Warum ich mich vor allem grämte,
Wie du so lange nicht verstanden
Die Schande, die du ausgestanden!

DULCITIUS. Her die Gefang'nen auf der Stell',
Entkleidet dann die Kecken schnell
Und stellt sie aus, daß sie im Herzen
Sich merken gleichfalls, wie wir scherzen.

(Krieger ab.)

ACHTE SZENE

DULCITIUS, schlafend auf dem Richterstuhl, SOLDATEN, DIE GEFANGENEN

SOLDATEN (bemüht, die Gefangenen zu entkleiden).
Umsonst die Arbeit und der Fleiß,
Umsonst die Mühen und der Schweiß!
Der Leib nicht seine Kleider läßt,
Sie sitzen wie die Haut so fest;
Und der uns trieb zu dem Geschäft,
Der Hauptmann selber sitzt und schläft,
Und niemand kann ihn auferwecken!
Zum Kaiser, ihm es zu entdecken!

NEUNTE SZENE

Kaiserpalast. Diokletian und Soldaten.

Diokletian. Zu meinem bittersten Verdruß
Vernehm' ich, wie Dulcitius,
Mein Vogt, so zum Gespött gemacht,
Beschimpft so schmählich und verlacht!
Doch daß gemeiner Weiber Brut
Nicht rühme sich im Übermut,
Daß solche Schmach sie ungerügt
Der Götter Dienern zugefügt,
Die Götter selber so geschändet,
Sei schnell Sisinnius entsendet,
Der Graf, und Vollmacht ihm verliehn,
Alsbald die Rache zu vollziehn.

(Krieger ab.)

ZEHNTE SZENE

Sisinnius. Soldaten

Sisinnius. Wo sind, ihr Krieger, denn die frechen,
Die Dirnen, deren Trotz zu brechen
Durch Folterqual?

Soldaten. Schon leiden Pein
Sie im Gefängnis.

Sisinnius. Führt herein
Die zwei, Irene laßt im Haus.

Soldaten. Wozu nimmst du die eine aus?

Sisinnius. Aus Schonung für ihr junges Leben;
Vielleicht wird sie sich noch ergeben,
Scheucht sie nur nicht der Schwestern Paar
Davon zurücke.

Krieger. Freilich wahr!

(Krieger ab und zurück mit den zwei Gefangenen.)

ELFTE SZENE

Dieselben. Agape, Chionia

Soldaten. Die dein Befehl gefordert hat,
Sind hier.

Sisinnius. Auf! folget meinem Rat,
Agape und Chionia,
Und stimmt mir bei.

Agape. Was tun wir da?

Sisinnius. Bringt unsern Göttern eure Spenden.

Agape. Der Lobgesänge Spenden senden
Ohn Unterlaß wir gern bereit
Dem Vater, Gott in Ewigkeit,
Und der gleich ew'gen Majestät
Des Sohnes und dem Paraklet,
Dem heil'gen Geiste jener beiden.

Sisinnius. Das rat ich euch hinfort zu meiden;
Sonst werdet ihr noch heimgesucht
Von meiner Strafen strenger Zucht.

Agape. Du wirst es nimmer uns verwehren,
Noch opfernd wir die Götzen ehren.

Sisinnius. Legt ab der Herzen Härtigkeit,
Und unsern Göttern Spenden weiht; —
Wo nicht, trifft euch durch mich der Tod
Auf Diokletians Gebot.

Chionia. Weil wir verachten, wie du weißt,
Was er uns tun und lassen heißt,
Verhängst du über uns den Tod,
Wie dir dein Kaiser es gebot;
Denn wolltest unser du verschonen,
Würd' dir mit Recht der Tod es lohnen.

Sisinnius. Nun kein Verzögern! rasch von hinnen,
Soldaten mit den Lästerinnen,

Werft sie lebendig in die Flammen!
Soldaten. Erst tragen wir mehr Holz zusammen;
Dann in die Flammen sie geschwungen,
Zu dämpfen ihre Lästerungen.
Agape (betend). Nicht ungewohnt ist dir, noch fremd,
O Herr, die Macht, die Flammen hemmt,
Daß selbst die sprüh'nde Feueresse
Der Gluten Brand und Kraft vergesse,
Daß sie erlöschen auf dein Wort.
Doch Sehnsucht zieht zu dir uns fort!
Wir bitten, lös' der Seelen Band,
Daß, wenn die Leiber sind verbrannt,
Dann in dem Himmel unser Geist
Mit dir vereint dich ewig preist!
(Sie werden verbrannt.)
Soldaten. O welch Mirakel wunderbar!
Gewichen sind die Seelen zwar,
Doch von Verletzung keine Spur
Auch an dem Kleid und Haare nur!
Noch wen'ger zeugen von der Weiber
Tod auf dem Holzstoß ihre Leiber.
Sisinnius. Irene werde hergebracht.
(Soldaten ab und kehren gleich darauf mit Irene zurück.)

ZWÖLFTE SZENE

Vorige. Irene

Soldaten. Sieh da.
Sisinnius. Irene, nimm dich in acht
Dein Leben nach der Schwestern Tod,
Und hüte dich vor gleicher Not.
Irene. Wie sie zu sterben gern bereit,
Hoff' ich den Lohn der Seligkeit.
Sisinnius. Gib nach und folge meinem Rat.

Irene. Rietst du nur keine Missetat.
Sisinnius. Willst du nicht weichen, auf dich bricht
Herein kein plötzliches Gericht;
Ich häufe täglich Qual und Not,
Und langsam, säumend folgt der Tod.
Irene. Je ärgre Not, je schlimmre Pein,
So größer wird die Ehre sein.
Sisinnius. Dich trifft, wenn Todesstrafe nicht
Dich schreckt, ein fürchterlich' Gericht.
Irene. Ich biete allen Leiden Trutz
In dem Vertraun auf Christi Schutz.
Sisinnius. Ich führ' dich unter die Hetären,
Dort lass' ich schmählich dich entehren.
Irene. Viel besser, wird der Leib befleckt,
Als unsre Seele angesteckt
Vom Götzendienst!
Sisinnius. Den Buhlerinnen
Gesellt, weicht deine Ehr' von hinnen;
Du scheidest aus der Jungfrau'n Kreis,
So wie wir dich gegeben preis.
Irene. Nur Wollust bringt der Strafe Lohn,
Die Not erwirbt der Ehren Kron',
Und Schuld beginnt erst, wo die Fehle
Beistimmung findet in der Seele.
Sisinnius. Umsonst hat Mitleid sie erfahren
Mit ihrer zarten Jugend Jahren.
Soldaten. Wir wußten's: nichts wird sie bekehren,
Um unsre Götter zu verehren;
Nichts, was den starren Sinn ihr bricht.
Sisinnius. Auch schon' ich ihrer ferner nicht.
Soldaten. So recht.
Sisinnius. Nun faßt sie an den Armen

Und schleppt beschimpfend, ohn' Erbarmen,
Sie in der Lüste Kammern ein.

IRENE. Sie werden nicht.

SISINNIUS. Wer sagte: Nein?

IRENE. Die Vorsicht, waltend in der Welt.

SISINNIUS. Wir werden sehn.

IRENE. Eh' dir's gefällt.

SISINNIUS. Laßt euch durch ihren Trug nicht tören,
Und euch erschrecken.

SOLDATEN. Dich nur hören
Wir unerschrocken, dein Geheiß
Erfüllen wir mit treuem Fleiß.

DREIZEHNTE SZENE

SISINNIUS, DIE ZURÜCKGEKEHRTEN SOLDATEN

SISINNIUS. Wer eilt zu uns dort so geschwind?
Wie ähnlich sie den Kriegern sind,
An die von uns ward übergeben
Irene! — Ei, sie sind es eben.
Warum so schnell zurückgewandt,
Wohin so atemlos gerannt?

SOLDATEN. Dich suchen wir.

SISINNIUS. Wo ist geblieben,
Das Mädchen, das ihr fortgetrieben?

SOLDATEN. Sie steht auf eines Berges Höhe.

SISINNIUS. Auf welchem?

SOLDATEN. Ganz hier in der Nähe.

SISINNIUS. Wie dumm und stumpf und hirnverbrannt,
Du Haufe voller Unverstand!

SOLDATEN. Wen klagst du an? wozu der Stimme
Und Miene Drohn mit wildem Grimme?

SISINNIUS. Die Götter mögen euch erschlagen!

SOLDATEN. Was ist es denn, was wir verbrachen?

Wo dein Gebot wird überschritten?
Wo Kränkung du von uns gelitten?

Sisinnius. Schickt' ich nicht zu den Kammern hin
Durch euch die Hochverräterin
Der Götter

Soldaten. Diesen deinen Willen
Bemühten wir uns zu erfüllen,
Worauf zwei Unbekannte kamen
Mit dem Gebot in deinem Namen,
Statt unser, selber ihr zur Seiten
Auf jene Höh' sie zu geleiten.

Sisinnius. Mir unbekannt.

Soldaten. Jetzt sehn wir's ein.

Sisinnius. Wie sahn sie aus?

Soldaten. Wie Sonnenschein
Ihr Prachtgewand; aus Blick und Mienen
Sprach Würde.

Sisinnius. Und ihr folget ihnen?

Soldaten. Wir taten es.

Sisinnius. Und jene beiden?

Soldaten. Irene drauf zu beiden Seiten
Geleitend hießen sie uns eilen,
Den Ausgang flugs dir mitzuteilen.

Sisinnius. So muß ich nur zu Pferde steigen,
Und die entdecken und erreichen,
Die angetan uns jenen Hohn.

Soldaten. Wir eilen rasch mit dir davon. (Alle ab.)

VIERZEHNTE SZENE

(Auf einem Hügel steht Irene; Sisinnius und die Krieger bemühen sich vergebens, ihn zu ersteigen.)

Sisinnius. Ich weiß nicht, wie mir das geschieht;
Mich äfft der Christen Zauberlied!

Schweif' um den Berg und find' die Bahn,
Und komme dennoch nicht hinan,
Auch will die Rückkehr mir nicht glücken!

Soldaten. Uns alle seltsam sie berücken!
Schon ist uns alle Kraft geraubt,
Und läßt du ihr verruchtes Haupt
Sofort nicht blut'gen Todes sterben,
Wirst du noch dich und uns verderben.

Sisinnius. Herbei den Bogen, wirf den Pfeil,
Und triff, wer du auch bist: — in Eil'
Das Hexenmädchen mir zu töten!

(Irene wird verwundet.)

Soldaten. So recht!

Irene. Du doch, vor Schmach erröten
Sollst du, Unsel'ger! geh und klage
Ob deiner schnöden Niederlage,
Dem ohne Wehr nicht wollt' gelingen,
Kraftlose Mägdlein zu bezwingen.

Sisinnius. Seit ich dich weiß vom Todesschlag'
Getroffen, trag' ich leicht die Schmach!

Irene. Mir wird die Last zur Lust verklärt,
Dir wird die Freud' mit Leid beschwert:
Du fährst für deinen harten Sinn,
Von Gott verdammt, zur Hölle hin;
Doch ich empfang' der Jungfrau Krone
Und Marterpalmen dort zum Lohne,
Und werd' zum Himmelssaale schreiten
Des Königs, welchem Ruhm bereiten
Die Zeiten und die Ewigkeiten!

II.

ABRAHAM

INHALTSANGABE

Fall und Bekehrung der Maria, einer Nichte des Einsiedlers Abraham, die, nachdem sie zwanzig Jahre auch in der Einsamkeit gelebt, verführt wird, in die Welt zurückkehrt und sich nicht entblödet, dem Leben der Buhlerinnen sich zuzugesellen. Nach dem Verlauf von zwei Jahren wird sie jedoch durch die Ermahnungen des obgenannten Abraham, der sie in Gestalt eines Liebhabers aufgesucht, zurückgeführt, und sühnt nun durch reiche Tränenströme und unausgesetzte Kasteiung mit Fasten, Nachtwachen und Gebet zwanzig Jahre hindurch die begangene Sünde.

In den Actis Sanctorum unterm 16. März aufgeführt, die Bekehrung in das Jahr 340 und in die Stadt Äsus verlegt.

PERSONEN

Abraham, Ephrem — Einsiedler
Maria, Nichte des Abraham
Ein Freund des Abraham. Ein Wirt

ERSTE SZENE

Hütte des Ephrem

Abraham. Ephrem

Abraham. Miteremit und Bruder mein,
Sag, willst sogleich das Ohr du leihn
Der Rede? Oder, daß ich trete
Zurück, und wart', bis im Gebete
Dein Rühmen unsern Gott erhob!

Ephrem. Auch unter uns muß Gottes Lob
Für jedes Zwiegespräch allein
Der Gegenstand der Rede sein;
Wogegen er uns dann verheißen,
Sich allen nahe zu erweisen,

Wenn irgend wann in seinem Namen
Die Seinigen zusammenkamen.

Abraham. Was ich zu sagen kam, das weiß
Ich, widersprich nicht dem Geheiß.

Ephrem. Drum zieh' auch keinen Augenblick
Vor dem Gespräch ich mich zurück,
Und gebe ganz mit Herz und Sinn
Mich willig deinem Worte hin.

Abraham. Mir brennt im Herzen eine Tat,
Bei der ich wünsche, daß dein Rat
Zusammenstimme mit dem meinen.

Ephrem. Wo Seelen, gleichgestimmt, sich einen,
Wird allen gleicher Wille sein,
Wie für das Ja, so für das Nein.

Abraham. Für eine Nichte, die ich habe,
Liegt schon ihr Elterntrost im Grabe,
Sie jung und zart, und schon verwaist;
Weshalb viel Mitleid mir zerreißt
Die Seele, und seit langen Stunden
Hab' ich für sie viel Sorg empfunden.

Ephrem. Was soll die Sorge dieser Welt
Bei dir, du wackrer Siegesheld
Der Zeitlichkeit?

Abraham. Was mich erschreckt,
Ist, daß von Unrat nicht befleckt
Der holden Schönheit Seelenadel
Je werde.

Ephrem. Solches trifft kein Tadel.

Abraham. Das gleiche meine Hoffnung war.

Ephrem. Ihr Alter, sprich, wie viel Jahr?

Abraham. Wenn noch ein Jahreslauf vorbei,
Sind's der Olympiaden zwei.

EPHREM. Zu jung zur eignen Hut und Wacht.
ABRAHAM. Das ist die Sorge, die mich plagt.
EPHREM. Wo lebt sie jetzt?
ABRAHAM. In meiner Hütte;
Denn auf der Anverwandten Bitte
Verstand ich mich zu dem Bemühn,
Zu pflegen sie und aufzuziehn;
Doch all ihr Gut soll, wie ich denke,
Den Armen werden zum Geschenke.
EPHREM. Wohl müssen Zeitliches verachten
Die Seelen, die zum Himmel trachten.
ABRAHAM. Mir brennt die Seele vom Bestreben,
Als Braut sie Christo hinzugeben,
Sie seiner Jüngerschaft zu weihn;
Auch prägt's mir schon ihr Name ein.
EPHREM. Gar löblich! Und ihr Name heißt?
ABRAHAM. Maria.
EPHREM. Name hochgepreist!
Der Jungfrau Ehrenkranz gebührt
Der, welche solchen Namen führt. —
ABRAHAM. Auch hoff' ich, unser freundlich Mahnen
Wird jenem Vorschlag Eingang bahnen.
EPHREM. Gehn wir hinein und flößen ihr
Und ihrem Geiste die Begier
Des ehelosen Friedens ein. (Beide ab.)

ZWEITE SZENE

Hütte des Abraham

ABRAHAM. EPHREM. MARIA

ABRAHAM. Mein Töchterchen, Maria mein,
Kind meiner Wahl, Teil meiner Seele,
Was väterlich ich dir empfehle

Und Bruder Ephrem, nimm es hin
Und präge dir es in den Sinn!
Damit in gnadenreicher Zucht
Der Himmelsjungfrau Pfad er sucht,
Der du schon gleichst in deinem Namen,
Ihr auch in Keuschheit nachzuahmen.

EPHREM. Gar ungeziemend würd' es sein
Für dich, Marie, mein Töchterlein,
Wenn du, — schon im Mysterium
Des Namens selbst zu deinem Ruhm
Der Gottesmutter beigesellt,
Am hohen Firmamentsgezelt
Der Sternlein, welche ewig blinken, —
Wenn du von dorten wolltest sinken,
Zu niedrig ihrem hohen Werte,
Herunter auf den Grund der Erde.

MARIA. Was denn in meinem Namen liegt
Für Heimlichkeit, ich weiß es nicht,
Und kann darum auch nicht verstehn,
Um was sich deine Worte drehn.

EPHREM. Maria heißt der Stern der Meere,
Um diesen kreist die Weltensphäre,
Mit allen Völkern, die sie hegt,
Was jedes auch für Namen trägt.

MARIA. Wie kommt es, daß man so ihn nennt?

EPHREM. Weil keinen Untergang er kennt,
Und Schiffern zeigt die rechte Bahn.

MARIA. Wie stieg ich je so hoch hinan
Zu des Mysteriums Strahlenkranz
In eigener Verdienste Glanz?
Ich, die ich so gering und klein,
Und Lehm der Erde mein Gebein?

Ephrem. Wenn solches nie die Lust entweiht,
Und rein des Herzens Heiligkeit.

Maria. Ja, solchen Ehrenstand erreichen,
Wo sie den Sternen uns vergleichen,
Wie ruhmgekrönt das Schicksal wäre!

Ephrem. Bewahre nur der Jungfrau Ehre,
Dann wirst du Gottes Engeln gleichen,
Und eingereiht in ihren Reigen;
Des Erdenleibes Last wird fallen,
Und du wirst durch den Himmel wallen,
Dich hoch empor im Äther schwingen,
Durch alle Sternenbilder dringen,
Und weiter schweben sonder Rast,
Bis dich, als seiner Mutter Gast,
In dem Gemache, lichtumflossen,
Der Sohn der Jungfrau hält umschlossen.

Maria. Wer das verachtet, ist ein Tor
Und Müllertier mit langem Ohr!
Das Gegenwärt'ge fahre hin,
Verleugnet werde Herz und Sinn,
Daß mich Begnadigte entzücke
Einst der Genuß von solchem Glücke.

Ephrem. Sieh, in dem Herzen zarter Jugend
Des Greisenalters reife Tugend.

Abraham. Die Gnad' ist uns vom Herrn bereit!

Ephrem. Das leidet keinen Widerstreit.

Abraham. Doch ob auch Gott in ihrem Geist
Als Gnadenleuchte sich erweist,
Wird's nicht für ihre Jugend passen,
Sich eigner Wahl zu überlassen.

Ephrem. Hast recht.

Abraham. Drum bau ich ein Gemach,

Benachbart meiner Hütte Dach,
Und ohne Eingang, ohne Pforte;
Da will ich ihr aus Gottes Worte
Den Psalter, des Gesetzes Lehren,
So oft ich komme, dann erklären
Durchs Fensterlein.

EPHREM. Ich stimme ein.

MARIA. Auch Dir laß mich empfohlen sein;
Schließ, Ephrem, mich in dein Gebete.

EPHREM. Der Himmelsbräut'gam dich vertrete,
Dem du geweiht als Kind schon bist,
Und schütz' dich vor des Teufels List.

(Alle ab.)

DRITTE SZENE

Zwanzig Jahre später

Hütte des Ephrem

EPHREM. ABRAHAM tritt herein.

ABRAHAM. Stößt, Bruder Ephrem, je mir auf
Ein Glück, ein Mißgeschick im Lauf
Des Lebens, führt der nächste Pfad
Zu dir mich hin, und deinem Rat!
Drum sei nicht taub bei meinen Klagen,
Hilf willig meinen Schmerz mir tragen.

EPHREM. Mein Bruder Abraham, welch Leid
Und übermäß'ge Traurigkeit!
Nach weltlich wankelmüt'gen Sitten
Ziemt nie der Schmerz dem Eremiten.

ABRAHAM. Mich traf ein Elend ganz unsäglich,
Mich plagen Schmerzen unerträglich.

EPHREM. Kein läst'ger Umschweif, lang und breit!
Mit einem Wort erklär' dein Leid.

Abraham. Die meine Pflegetochter war,
Die ich mit Sorgfalt zwanzig Jahr
Gebildet und mit vieler Müh
Und Fleiß, Maria, —

Ephrem. Nun, und die?

Abraham. Die ist verloren!!

Ephrem. Wie doch? sprich!

Abraham. Verloren ganz elendiglich!
Und dann geheim davongegangen!

Ephrem. Durch welche List hat sie gefangen
Der alten Schlange Trug und Lüge?

Abraham. Durch gleisnerische Winkelzüge
Von einem Buhlen lustentbrannt,
Der oft zu ihr im Mönchsgewand
Geschlichen, bis er sie berückte,
Ihr arglos junges Herz verstrickte,
Bis durch das Fenster sie die Flucht
Aus ihrer Zelle sich gesucht
Und sich dem Buhlen übergeben.

Ephrem. Was du berichtest, macht mich beben.

Abraham. Doch als die Elende erfährt,
Wie sie geschändet und entehrt,
Zerreißt sie sich mit eigner Hand
Das Angesicht und ihr Gewand: —
Das Haar zerrauft, die Brust zerschlagen,
Bricht sie in laute Jammerklagen!

Ephrem. Und das mit Recht; denn solcher Schmach
Gewährt ein ganzer Tränenbach,
Geweint von heißen Zähren voll,
Nur kaum der schuld'gen Reue Zoll.

Abraham. Sie jammerte in ihrer Not,
Ihr bessrer Teil sei hin und tot.

Ephrem. Wohl drückt ein Weh die Arme nieder.
Abraham. Daß unsrer Mahnung sie zuwider
Gefrevelt, härmte sie gar sehr.
Ephrem. Wohl hat sie das! Und das wie schwer!
Abraham. Und weinte, wie sie sich gebracht
Um mancher durchgewachten Nacht
Gebete, um der Fasten Preis
Und der Kasteiung sauren Schweiß.
Ephrem. Ihr Weg zum Heil! wenn sie mit Treue
Verharrt in solcher Buß und Reue!
Abraham. Das tat sie nicht! Ein arger Sinn
Verdarb den guten Anbeginn.
Ephrem. Die Glieder und die Eingeweide
Erzittern mir vor Herzeleide!
Abraham. Denn nach viel Jammern und viel Schrei'n
Hat sie der Schmerz mit seiner Pein
Kopfüber in den Schlund der Hölle
Gestürzt aus ihrer Büßerzelle!
Ephrem. Weh, welch ein grauser Untergang!
Abraham. Weil die Verzweiflung sie bezwang,
Gott werde nimmer ihr vergeben,
Ergab sie sich dem Sündenleben
Der Welt, und ihrer Eitelkeit,
Und ihren Lüsten dienstbereit.
Ephrem. Nie wollte es der Höll' gelingen,
Je solche Siege zu erringen
Bisher im Eremitenstand!
Abraham. Jetzt sind wir in der Geister Hand,
Der bösen!
Ephrem. Und das unentdeckt?
Abraham. Von einem Traumgesicht erschreckt,
War ich betäubt in meinen Sinnen,

Sonst wär' ihr sträfliches Beginnen
Von diesem mir geoffenbart.

EPHREM. Laß hören doch, in welcher Art?

ABRAHAM. Mir war's, ich ständ' vor meiner Zelle;
Da stürzt' ein Drache rasend schnelle,
So groß als greulich auf mich zu!
Ein Täubchen packte er im Nu,
Das sich an meiner Seite fand,
Schneeweiß, — verschlang es und verschwand!

EPHREM. Ein Traumgesichte wahr und klar!

ABRAHAM. Ich aber, als erwacht ich war,
Und nun bedacht, was ich gesehen,
Glaubt', daß der Kirche neue Wehen,
Verfolgungsnot und Drangsal dräuten,
Auch Gläubige selbst zu verleiten!

EPHREM. Nicht ohne Ursach, wie es schien.

ABRAHAM. So flehte ich denn auf den Knien
Zu ihm, dem alle Zukunft kund,
Zu deuten mir des Traumes Grund.

EPHREM. Recht so getan und gut bedacht!

ABRAHAM. Und endlich in der dritten Nacht,
Als ich die Glieder müd und matt
Dem Schlummer übergeben hatt',
Sah ich im Traum zu meinen Füßen
Denselben Drachenleib zerrissen,
Und ohne Schaden meine Taube
Entgangen jenem blut'gen Raube. —

EPHREM. Gar sehr erfreut von dem Bericht,
Verhoff ich voller Zuversicht,
Einst kommt die Stunde noch, daß deine
Maria wieder dir erscheine.

ABRAHAM. Als so nach diesem zweiten Schlummer

Gemäßigt ich des Herzens Kummer
Ob jenes ersten Traumes Sinn,
Gedacht' ich meiner Schülerin.
Wohl wußt' ich, muß es noch beklagen,
Wie ich schon damals seit zwei Tagen
Nicht mehr vernommen ihre Klänge
Gewohnter Lob- und Bußgesänge.

Ephrem. Zu spät bedacht!

Abraham. Das mag wohl sein.
Ich trete an ihr Fensterlein,
Ich klopfe an, ich rufe sie
Verschied'ne Mal'!

Ephrem. Vergeb'ne Müh!

Abraham. Noch merkt' ich nichts! Frag' nur, warum
Die Bußgesänge also stumm!
Doch nicht ein Wörtchen wollte tragen
Zurück die Antwort meinen Fragen.

Ephrem. Was tatst du da?

Abraham. Kaum nahm ich wahr,
Daß, die ich sucht', entwichen war,
Durchschneidet Angst mein Eingeweide,
Bebt mein Gebein von Herzeleide.

Ephrem. Kein Wunder, denn schon dein Bericht
Erschüttert mich.

Abraham. Die Träne bricht
Mir aus den Augen unter Klagen,
Und ich erfüll' die Luft mit Fragen,
Woher der Wolf, der Dieb gekommen,
Der mir mein Lamm, mein Kind genommen?

Ephrem. Mit Recht der Schmerz dein Herz umfing,
Als, die du aufzogst, unterging.

Abraham. Doch endlich kommen hergegangen,

Die wissen, was sie angefangen,
Verfallen nicht'ger Eitelkeit;
Und bringen mir da den Bescheid.

Ephrem. Wo weilt sie denn?

Abraham. Wir wissen's nicht.

Ephrem. Was ist zu machen?

Abraham. Mir verspricht
Ein Freund, durch Stadt und Land die Runde
Zu machen, bis er so erkunde
Den Ort.

Ephrem. Und wenn er ihn entdeckt?

Abraham. In eines Buhlen Kleid versteckt,
Denk ich mich selber ihr zu nah'n;
Ob ihres Lebens schwachen Kahn
Aus schweren Stürmen in den Port
Der Ruhe führ' mein mahnend Wort.

Ephrem. Doch wie, wenn man dann Fleisch und Wein
Dir setzet vor, und schenket ein? —

Abraham. Ich nehm es; ein verweigernd Nein,
Es würde mein Verräter sein.

Ephrem. Recht so, daß man auf kurze Zeit
Sich von der Regel Zwang befreit.
Wofern dadurch, was sich verirrt,
Dem Heiland neu gewonnen wird.

Abraham. Scheint gleichfalls dir der Vorsatz gut,
Wächst mir zum Wagestück der Mut.

Ephrem. Der Herz und Nieren prüfen kann,
Sieht bei der Tat die Absicht an,
Und seine Gottesweisheit bricht
Den Todesstab nicht im Gericht,
Wenn unsre Strenge nachgelassen,
Um Schwächeren uns anzupassen,

Um so sie von des Irrtums Pfade
Zu führen auf den Weg der Gnade.
ABRAHAM. Doch gegen Teufelslist vertrete
Mich, wie dir zukommt, im Gebete.
EPHREM. Er selbst, das allerhöchste Gut,
Der nur allein das Gute tut,
Und niemand außer ihm, er wende
Den Vorsatz auch zum guten Ende.
(Beide ab.)

VIERTE SZENE

Hütte des Abraham

ABRAHAM, gleich darauf SEIN FREUND

ABRAHAM. Seh dort ich nicht die Straße fahren
Den guten Freund, den vor zwei Jahren
Ich nach Maria ausgeschickt?
Er ist es, den mein Aug' erblickt!
FREUND (hereintretend). Mein Vater, Gott zum Gruß und Segen!
ABRAHAM. Und sein Geleit auf deinen Wegen!
O Freund, wie lange harrte ich
Nach dir, bis alle Hoffnung wich!
FREUND. Um dich vor ungewissem Leid
Zu schonen, ließ ich mir die Zeit;
Doch, wie ich Sichres aufgespürt,
Hat schnell der Weg mich hergeführt.
ABRAHAM. Sahst du Maria? —
FREUND. Ich gestehe,
Ich sah sie.
ABRAHAM. Wo?
FREUND. Ach Wehe! Wehe!
ABRAHAM. Ich bitte, wo?
FREUND. Ein Kuppler ward

Ihr Wirt und hält sie weich und zart;
Weil täglich guten Lohn ihm gibt
Der Buhler Schwarm, der jene liebt.

Abraham. Der jene liebt?

Freund. Ja, eben die.

Abraham. Ich bitte dich! Wer sind denn sie?

Freund. Ein ganzer Haufe.

Abraham. Jesu Christ,
Weh mir, was das ein Greuel ist,
Die ich erzog zu deiner Braut,
Jetzt fremden Buhlen angetraut!

Freund. Vielfacher Buhlschaft stets ergeben
War längst der Buhlerinnen Streben.

Abraham. Ein stampfend Roß nur rasch bereit!
Dann her mir ein Soldatenkleid,
Und fort die Kutte, und geschwind
Als Buhle zu dem Unglückskind!

Freund (geht ab und schafft es herbei; zurückgekehrt)
Sieh her!

Abraham. Und jetzo bringe nur,
Daß ich verberge die Tonsur,
Mir einen Hut.

Freund. Wohl brauchst du sein.
Sonst wirst du gleich erkennbar sein.

Abraham. Auch nehm ich wohl das Güldenstück,
Das ich behalten mir zurück,
Und bring's dem Wirt der Kammer für
Des Eintritts Freiheit als Gebühr.

Freund. Sonst wird es dir auch nicht gelingen,
Bis zu Maria einzudringen. (Ab.)

FÜNFTE SZENE

Wirtshaus

ABRAHAM. WIRT

ABRAHAM (als Krieger verkleidet, vor der Tür)
Mein guter Wirt, viel Glück und Heil!

WIRT (von innen). Wer spricht? (herausblickend)
Dir werde auch zuteil
Viel Glück, mein Gast!

ABRAHAM. Gewährt dein Dach
Dem Wandersmann ein Schlafgemach?

WIRT. Versteht sich, ob auch eng und klein,
Mein Häuschen lässet jeden ein.

ABRAHAM. Das lob ich sehr.

WIRT. Komm nur herein,
Gleich soll die Mahlzeit fertig sein.

(treten ein.)

ABRAHAM. Dem Willkomm großen Dank; indes
Erbitt ich mir noch Größeres.

WIRT. Verlange, was dein Herz begehrt;
Von mir wird alles gern gewährt.

ABRAHAM. Wohlan, so nimm dies Stückchen Geld,
Und laß, die dir sich zugesellt,
Die schöne Dirne, mit als Dritte
Zu Tische gehn.

WIRT. Woher die Bitte?
Was willst du sehen denn an ihr?

ABRAHAM. Der Augen Weide, weil man mir,
So oft gepriesen ihre Züge.

WIRT. Und wer das tat, sprach keine Lüge;
Das andre Weibervolk allganz
Verdunkelt ihrer Anmut Glanz.

ABRAHAM. Auch brennt mein Herz von Sehnsucht heiß.

Wirt. Gar seltsam, daß solch morscher Greis
Nach junger Frauen Liebe spürt.

Abraham. Nur die hat mich hierher geführt.

Wirt (rufend). Herbei Maria! Laß dein Licht
Hell leuchten aus dem Angesicht!
Erschienen ist ein Neophyte!

Maria (von innen). Ich komme schon.

Abraham (für sich). Ach mein Gemüte:
Wo nimmst du Kraft her und Vertraun
Im Schmuck der Buhlerin zu schaun
Die du erzogst, wo tief versteckt
Die Wüste deine Klause deckt? —
Doch was im Herzen pocht, muß schweigen
Und soll sich nicht im Blicke zeigen.
Nein, keine Tränen dürfen rinnen:
Das Auge heuchle muntres Sinnen,
Verhüllend wie mit einem Kleid
Des Herzens herbe Bitterkeit.

SECHSTE SZENE

Vorige. Maria

Wirt. Glück auf, Maria, sei erfreut!
Schon strömen nicht nur junge Leut,
Wie sonst, nein, Männer hoch an Jahren
Verliebt zu dir in ganzen Scharen.

Maria. Wer immer mir sein Herze gibt,
Wird eben so von mir geliebt.

Abraham. Komm her und gib mir einen Kuß!

Maria. Nicht nur der Küsse süßen Gruß!
Mit engumschlung'ner Arme Schmeicheln
Will ich den greisen Hals dir streicheln.

(Küßt ihn.)

Abraham. Recht so.

Maria (sinnend für sich). Wie wird mir? Fremde Glut
Strömt seltsam mir durch Sinn und Blut,
Und Duft und Hauch der Küsse tragen
Die Sehnsucht mir nach früh'ren Tagen.

Abraham (für sich). Nun auf, verstelle dich, mein Herz,
Zu kecker Buben Art und Scherz,
Daß nicht mein Ernst mich ihr entdecke,
Und sie vor Scham sich dann verstecke.

Maria (laut aufseufzend). Weh mir! von wo sank ich hinab,
Wie tief in des Verderbens Grab!

Abraham. Wo Zecher sich zu Gastgelagen
Versammeln, ist kein Ort zu klagen.

Wirt. Woher das Seufzen und das Sehnen,
Wozu die Augen voller Tränen?
Hast nicht zwei Jahre du, Marie,
Bei mir verkehrt? und dennoch nie
Rang sich ein Seufzer aus dem Herzen,
Drang aus dem Mund ein Laut von Schmerzen!

Maria. Ach, daß ich nur vor dreien Jahren
Schon in das Grab hinabgefahren,
Und nimmer in so grausig schwere
Schandbüberei gesunken wäre.

Abraham. Zum Liebesbündnis kehrt' ich ein,
Und nicht zu deinen Litanei'n!

Maria. Ein bißchen Reue war es nur,
Warum mir jenes Wort entfuhr!
Doch auf zum Mahl und Trinkgelage
Und auf zur Freude! Denn zur Klage
Und Buße ist nach deinem Wort
Hier freilich weder Zeit noch Ort.

(Setzen sich zu Tisch.)

Abraham. Genug mag's jetzt vom Schmause sein,
Und auch genug von deinem Wein.
Du hast uns reichlich wohl bedacht,
Mein guter Wirt! Zur guten Nacht
Erlaube, daß ich auf jetzt steh,
Und, müd zur Ruh, zu Bette geh.

Wirt. Wie's dir gefällt.

Maria. Steh auf und ich,
Mein werter Herr, begleite dich.

Abraham. So recht; ich würd' es auch nicht leiden,
Wollt' einer jetzt uns beide scheiden. (Ab.)

SIEBENTE SZENE

Abraham. Maria.

Maria. Sieh die bequeme Lagerstätte,
Und dort das feingedeckte Bette.
Nun setz dich hin in guter Ruh,
Ich ziehe aus dir deine Schuh.

Abraham. Zuerst die Tür ins Schloß, daß kein
Uns läst'ger Gast noch trete ein.

Maria. Darüber sei du ohne Sorgen,
Wir sind vor jedermann geborgen;
Ich steh dafür und sage gut.

Abraham (für sich). Jetzt von dem Haupt herab den Hut,
Ihr, wer ich wahrhaft sei, zu zeigen!
(Nimmt den Hut ab.)

(zu Maria) O du mein Töchterchen, mein eigen,
Maria, Herzensteil und Kind,
Dem wie ein Vater ich gesinnt!
Kennst du nicht mehr den alten Mann,
Der deine Seele Gott gewann,

Und sie als eine reine Braut
Des Himmelskönigs Sohn getraut!

Maria (aufschreiend). O wehe mir, das Wort, das kam
Von meinem Vater Abraham!

Abraham. Wie ist es, Tochter, dir ergangen?

Maria. Mich hält groß Leid und Not umfangen!

Abraham. Wer hat verführt dich und belogen?

Maria. Der 's erste Menschenpaar betrogen.

Abraham. Wo jetzt dein Erdenwandel, rein
Und lauter, wie der Engelein?

Maria. Verloren!

Abraham. Wo das Ehrenkleid
Jungfräulicher Enthaltsamkeit?

Maria. Geschändet!

Abraham. Nun, und welchen Lohn
Trägst für dein Fasten du davon?
Für manche schlummerlose Nacht,
Die im Gebet du zugebracht?
Und dann für der Kasteiung Schweiß,
Was kannst du hoffen? welchen Preis? —
Die du vom hohen Himmelsrund
Sankst tief in des Verderbens Schlund —
Wenn du nicht Buße tun wirst?

Maria. Ach!

Abraham. Und mir die Schmach! Und so mein Dach
Verlassen? Sprich, warum? wozu!
Warum nicht lieber zeigtest du
Den Ausfall deines Falles an?
Damit ich Buße dann getan
Für alles, was du hast verbrochen,
Mit Ephrem, die dem Fehl entsprochen.

Maria. Als mich auf des Verderbens Pfad

Der Frevel fortgerissen hat,
Hat sich nicht mehr die sünd'ge Magd
Zu deiner Heiligkeit gewagt.

Abraham. War sonst je jemand sündenrein
Als Gottes Eingeborner?

Maria. Nein.

Abraham. Nur menschlich ist es, Sünd' begehen,
Doch Teufelei, darin bestehen:
Nur wer im Fall beharret, nicht
Wer einmal fiel, den trifft's Gericht.

Maria (wirft sich ihm zu Füßen). Ach weh mir Armen!
Wehe mir!

Abraham. Was fällst du hin? was ist mit dir?
Wozu gestürzt zum Boden nieder,
Starr und bewegungslos die Glieder?
Auf! aufgerichtet von der Erde
Vernimm, was ich dir sagen werde.

Maria. Vor Schrecken ich zusammenbrach,
Weil ich zu tragen nicht vermag
Des Vaters Wort.

Abraham. Schau auf mein Lieben;
Durch Lieben sei die Furcht vertrieben.

Maria. Ich kann es nicht.

Abraham (richtet sie auf). War's nicht für dich,
Daß meine liebe Klause ich
Im Stiche ließ? War's nicht für dich,
Daß ab ich vom Gelübde wich?
Daß ich als Klausner treuer Art
Ein Tischgenoß von Schlemmern ward?
Der Lippen Tor, sonst längst verriegelt,
Mutwill'gen Scherzen selbst entsiegelt,
Damit ich würde nicht erkannt? —

Warum zur Erde denn gewandt
Mit trübem Auge deinen Blick?
Warum hältst du das Wort zurück
Von mir?

Maria. Von des Gewissens Zahn
Zerfleischt, bring ich nicht himmelan
Das Aug, das Wort nicht auf die Zung.

Abraham. Kein Mißtrau'n! nicht Verzweifelung,
Mein Kind! Empor nach oben schaue,
Und auch im Abgrund Gott vertraue!

Maria. Mich stürzt der Greu'l, den ich vollbracht,
In der Verzweiflung tiefsten Schacht!

Abraham. Wohl groß ist deiner Seele Schaden,
Doch mächtiger an Huld und Gnaden
Ist Gott, als alle Kreatur.
Zerbrich der Trauer Bande nur;
Und wolle nicht in Lässigkeit
Versäumen deiner Buße Zeit; —
Denn ob auch groß der Sünde Schuld,
Noch größer doch ist Gottes Huld.

Maria. Wär mir nicht jeder Hoffnung Schein
Dahin, Gott könne noch verzeihn, —
Bußeifer würde mir nicht fehlen.

Abraham. Hör auf, mich müden Mann zu quälen
Mit neuer Last; erbarm dich mein:
Fort der Verzweiflung Höllenpein!
Denn ob ein Leben sündenschwer, —
Verzweiflung ist es noch viel mehr.
Nur, wer nicht glaubt, daß Gott der Armen,
Der Sünder wolle sich erbarmen,
Der sündigt rettungslos allein!
So wenig, wie der Feuerstein

Entzünden kann des Meeres Wellen,
Kann unsrer Sünde Gift vergällen
Mit seiner herben Bitterkeit
Der Gottesgnaden Süßigkeit!

Maria. Nicht fällt es ein mir, zu bestreiten
Der Gottesgnade Herrlichkeiten!
Doch sehe ich die Größe an
Des Bösen, welches ich getan,
Dann fehlt der Hoffnung dreist Erkühnen,
Durch Buße meine Schuld zu sühnen.

Abraham. Auf mich die Schuld, die dich beschwert!
Und nun vor allem heimgekehrt
Zurück nach jenem Ort, von wo
Dein Fuß ins Weite schweifend floh!
Aufs neu den Wandel zu umfassen,
Von welchem treulos du gelassen.

Maria. In gar nichts tret ich deinem Willen
Entgegen und will gern erfüllen,
Was du gebeutst!

Abraham. Nun wieder doch
Mein Töchterchen, das ich mir zog!
Und nun steht's fest, du sollst allein
Vor allem meine Liebe sein.

Maria. Was ich mit meinen Kleidern tu
Und meinem Gold, bestimme du.

Abraham. Was dir erwarb der Sündenweg,
Wirf es mit deinen Sünden weg.

Maria. Ich dacht' es Armen zu bescheren,
Und darzubringen den Altären.

Abraham. Der Lüste Zoll und Sündensold
Hat Gott als Opfer nie gewollt.

Maria. So fahr die eitle Sorge hin,

Und weiche mir aus meinem Sinn!
Abraham. Dort bricht das Morgenrot herein!
Komm, laß uns gehen!
Maria. Vater mein!
Du guter Hirte geh voran,
Das Lamm, es folget deiner Bahn,
Das wiederfund'ne; gleichen Schritt
Hält es mit deiner Füße Tritt.
Abraham. Nicht doch! Ich werde nach dir schreiten!
Du sollst auf meinem Pferde reiten,
Daß nicht des Weges Rauhigkeit
Den zarten Sohlen tu ein Leid.
Maria. O sprich, wie soll ich dich noch nennen?
Wie magst du meinen Dank erkennen?
Die nie verdiente dein Verzeihn,
Die schreckst du nicht mit Drohung ein;
Herab dich lassend mahnst gelassen
Du sie, zur Reue Mut zu fassen.
Abraham. Nichts andres bitt ich weiter dich,
Als nur fortan herzinniglich
In Gottes Willen treu ergeben,
Wie sein Gebot befiehlt, zu leben.
Maria. Das will ich tun mit Herz und Hand,
Und alle Kraft darauf verwandt:
Und ob's an Kraft einmal gebricht,
Der Wille fehlet nimmer nicht!
Abraham. So recht; wie einst der Eitelkeit,
Jetzt alle Kraft dem Herrn geweiht!
Maria. Durch dein Verdienst mög' es geschehn,
So will ich es von Gott erflehn,
Daß göttlicher Entschließung Fülle
Stets reicher sich in mir enthülle.

Abraham. Frisch auf, nach Hause jetzt!
Maria. Ja, eile!
Auch mich verdrießt der Zög'rung Weile. (Ab.)

ACHTE SZENE

Gegend in der Nähe der Einsiedelei
Die Vorigen

Abraham. Wie schnell des Weges rauhen Pfad
Die Wanderschaft durchmessen hat!
Maria. Denn Demut macht die Mühen leicht!
Abraham. Sieh da! Dein leer Gemach erreicht!
Maria. O weh! Sein Eingang mich erfüllt
Mit Zagen, denn zu wohl enthüllt
War ihm des Herzens alte Sünde.
Abraham. Dann hast zum Fliehn du gute Gründe; —
Denn eine solche Stätt' erscheint
Triumphverheißend unserm Feind!
Maria. Wo soll ich mich der Buße weihn?
Abraham. Tritt in die tief're Zelle ein,
Daß nicht die alte Sündenschlange
Durch die Gelegenheit dich fange!
Maria. Ich folge ohne Widerstreben,
In allem deinem Wort ergeben. (Ab.)

NEUNTE SZENE

Einige Zeit später. Die Vorigen

Abraham. Doch nun zum Ephrem fort in Eile,
Daß er auch wieder mit mir teile
Die Freude bei dem neuen Funde,
Wie einst an des Verderbens Schlunde
Er meinen Schmerz mit mir geteilt.
Maria. Zum guten Werke unverweilt. (Ab.)

ZEHNTE SZENE

Hütte des Ephrem

Ephrem. Abraham

Ephrem. Bringst gute Neuigkeit du her?
Abraham. Nach Herzens Wunsch!
Ephrem. Willkommen sehr!
Hast ohne Zweifel denn Marie
Gefunden und gewonnen sie?
Abraham. Gefunden und mit gutem Glück
Zur Hürde sie geführt zurück.
Ephrem. Das ist gewiß der Gnade Frucht,
Mit welcher Gott dich heimgesucht.
Abraham. Gewiß!
Ephrem. Doch decke nun mir auf
Das Bild vom neuen Lebenslauf,
Den sie seitdem begann zu wallen.
Abraham. Durchaus nach meinem Wohlgefallen!
Ephrem. Für sie ist es das höchste Glück!
Abraham. Vor keiner Last weicht sie zurück,
Zu keinem Vorschlag sagt sie nein,
Mag beides noch so schwierig sein.
Ephrem. Gar schön!
Abraham. Im härenen Gewand,
Die Nächte auf Gebet gewandt,
Durch Fastenübung abgezehrt,
Der strengsten Regel zugekehrt,
Hat sie gebeugt die zarten Glieder
Der Herrschaft ihres Geistes wieder.
Ephrem. Wohl! — Scharfe Zucht allein befreit
Uns von dem Schmutz der Lüsternheit.
Abraham. Und wer von ihren Klagen hört,

Wird selbst im Herzen aufgestört;
Und wer von ihrer Reu vernimmt,
Zur Buße wird er selbst gestimmt.

Ephrem. Nicht selten pflegt es so zu sein.

Abraham. Und alle Kräfte setzt sie ein,
Daß durch ihr Beispiel auch gesunde,
Wer durch ihr Beispiel ging zugrunde.

Ephrem. So ist es brav!

Abraham. Und all ihr Streben
Bemüht sich, daß fortan ihr Leben
So reiner mög' in Zukunft sein,
Je weniger es früher rein.

Ephrem. Von dem vernommenen Bescheid
Werd' ich im Herzen hocherfreut.

Abraham. Kein Wunder; denn der Engel Heere
Freu'n, daß ein Sünder sich bekehre,
Von Herzen sich und bringen Dank
Dem Herrn der Welt und Lobgesang!

Ephrem. Und die Bekehrung eines Schlechten
Bringt größre Lust als der Gerechten
Beständige Beharrlichkeit!

Abraham. Was ihr so größres Lob verleiht,
Ist, daß sie unser kühnstes Hoffen
Durch ihre Buße übertroffen!

Ephrem. So laßt uns ihn mit Freuden loben,
Und unter Jubel sei erhoben
Das eingeborne Gotteskind,
Ehrwürdig, teuer und gelind;
Er, der nicht will der Sünder Tod,
Für die sein heilig Blut er bot.

Abraham. Ruhm, Ehr und Jubel seinem Namen
In alle Ewigkeiten, Amen!

ANHANG

I.

DIE DICHTERSCHULE ST. GALLENS UND DER REICHENAU UNTER DEN KAROLINGERN UND OTTONEN

(Neue Jahrbücher, 1900, I. V. S. 341—361. Verlag von B. G. Teubner.)

Die Zelle an der Steinach, wo in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts der irische Missionar Gallus mit einer kleinen Jüngerschar gehaust hatte, blieb auch nach seinem Tode der Mittelpunkt des neuen Glaubens im Thurgau. Sein Schuler Magnus setzte sein Werk fort, und bald breitete sich der Ruf der St. Gallen-Zelle aus, weithin ins Schwabenland. Aber die Kriegsläufte der Merowingerzeit hemmten fast ein Jahrhundert lang die äußere Entwicklung, bis auf die Zeit des ersten Abtes Othmar, der von Karl Martell ernannt wurde und von Pippin für sein Kloster das Recht der freien Abtswahl und reiche Vergabungen erlangte. Dennoch dauerten die Anfechtungen fort, und zwar waren es, wie man es wenigstens in St. Gallen später darstellte, gerade die Bischöfe von Konstanz, die nun dem Kloster seine freie Stellung mißgönnten und nach Kräften schmälerten.

Unter solchen Verhältnissen konnte geistiges Leben sich zunächst nicht frei entfalten. Wohl hatte man ein altertümlich barbarisches Leben des heiligen Gallus von einem Schottenmönch, und um das Verständnis der Bibel und anderer Kirchentexte zu erleichtern, fügte man ihnen, schon unter Karl dem Großen, deutsche Glossen hinzu. Das ist der Keim zu der üppig aufschießenden deutschen Literatur St. Gallens, deren Meister Notker Labeo ist. Aber einstweilen sind es nur dürftige Anfänge, noch keine eigentliche Literatur. Man war emsig bemüht, alles zu sammeln, was man von rhythmischen Dichtungen auftreiben konnte; aber daß man sich selbst in dieser Weise versucht hätte, ist nicht zu belegen: wo einmal der Ursprung eines Gedichtes ermittelt werden kann, ist es aus der Umgebung Columbans oder vom fränkischen Königshof. Immerhin war man für solche Anregung empfänglich. Der

Kirchengesang endlich ward durch den römischen Sänger Romanus gründlich verbessert, der, von Karl nach Metz berufen, unterwegs erkrankte und in St. Gallen blieb.

Ebenso stand es in dem mit St. Gallen eng verbrüderten Kloster auf der Reichenau. Auch dieses dankt irischen Missionaren seinen Ursprung und verleugnet diese Herkunft nicht. Was dort unter Karl dem Großen an Versen hervorgebracht wurde, sind einige Inschriften neuer Kirchenbauten, herzlich unbeholfen und fehlerhaft. Noch unter Ludwig dem Frommen bringt Wettin nur einige mittelmäßige Hexameter zustande. Aber Reginbert, der fleißige Schönschreiber, dessen saubere, zierliche Schrift wir noch heute bewundern, fühlte doch den Drang in sich, seine Benediktinerregel in der reinen Fassung zu lesen, die Karl der Große aus Monte Cassino über die Alpen gebracht hatte; so schickte er zwei seiner Schüler nach Aachen und ließ sie eine peinlich genaue Abschrift des kaiserlichen Normalexemplars anfertigen. Seine wenigen eigenen Verse sind ganz gewandt, aber vielleicht erst aus seinen letzten Jahren, aus Walahfrids Zeit.

Der Boden war bereitet, die Bedingungen für ein glückliches Gedeihen waren gegeben, wenn die karolingische Renaissance erst einmal hierher vorgedrungen war. Dazu aber bedurfte es der Vermittelung; bis dahin mußte es an selbständigen Leistungen fehlen. Der Vermittler ist Walahfrid; an ihm, der seine Bildung in Fulda und am Kaiserhof vollendet hat, hat sich die jüngere Generation gebildet: wie Hraban in Fulda, hat er in der Reichenau gewirkt; er ist auch der Vater der St. Gallischen Dichterschule.

Ums Jahr 808 geboren, kam Walahfrid früh in das mit St. Gallen eng verbrüderte Nachbarkloster auf der Reichenau. Dort ward er der Schüler Grimalds, der später als Abt von St. Gallen treulich für die Verbreitung seiner Dichtungen gesorgt hat, und Wettins, dem er in seinem Erstlingswerk ein schönes Denkmal dankbarer Anhänglichkeit gesetzt hat. Aber der Weg des jungen Poeten war dornig genug: nach Wettins Tode stand er vereinsamt da; der Abt Erlebald und Tatto, der andere Lehrer der Klosterschule, betrachteten ihn mit Mißtrauen, und er wäre vielleicht verkümmert, hätte ihm nicht in dem Priester Adalgis, der bei einem früheren Aufenthalt in der Reichenau den muntern, aufgeweckten Knaben liebgewonnen hatte, ein väterlicher Freund mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Dieser ermutigte ihn, sein heimlich begonnenes Gedicht über die Vision Wettins zu Ende zu führen. Obwohl

dies kaum den Beifall des Abtes gefunden haben wird, der kein Freund von Visionen war, so konnte doch nunmehr kein Zweifel an Walahfrids Begabung aufkommen, und er durfte nach Fulda ziehen, zu Hraban, dessen Lehrtätigkeit die Fuldaer Klosterschule rasch zur ersten des Reiches erhoben hatte. Aber auch hier blieben ihm bittere Erfahrungen nicht erspart. Er schloß Freundschaft mit Gottschalk, dem unglücklichen Mönch, der hernach seine an Augustin anknüpfende Lehre von der Gnadenwahl durch das Zusammenwirken der west- und ostfränkischen Geistlichkeit, Hinkmars von Reims und seines eigenen Lehrers Hraban, mit lebenslänglicher Kerkerhaft büßen mußte. Und als Walahfrid kurze Zeit in Fulda gewesen, brach im Winter 828/9 Hrabans Feindseligkeit gegen Gottschalk los. Nun war auch für Walahfrid in Fulda kein Platz mehr; er hielt dem unglücklichen Freunde Treue und mußte dafür die erst so heiß ersehnte Bildungsstätte verlassen. Aber er kehrte nicht nach der Reichenau zurück; aus seiner prekären Lage ward er durch den einflußreichen Erzkanzler, den Abt Hilduin von St. Denis, herausgerissen und dem Kaiser Ludwig empfohlen. Dieser nahm sich des Verlassenen an, und Walahfrid hat dankbaren Herzens auch in den Tagen der bittersten Not, wo sich alles von dem alten Kaiser abwandte, ohne Wanken stets treu zu ihm gestanden. Zum Lohne verlieh ihm Ludwig 839 die Abtei Reichenau, von wo er ausgegangen war. Als dann Kaiser Ludwig starb, schloß Walahfrid sich an Lothar an, in dem er den Träger der Reichsidee erblickte, so schwer es ihm auch werden mochte, seiner Gönnerin, der Kaiserin Judith, und seinem Zögling Karl diesen Schmerz bereiten zu müssen. Darüber verlor er seine Abtei, bis es seinem alten Freunde, dem Kanzler Grimald, gelang, den Zorn Ludwigs des Deutschen zu beschwichtigen. Als dann die Teilung des Reiches entschieden und die Reichenau im Vertrage von Verdun an Ludwig gefallen war, schloß er sich treu an diesen an, und bald gewann er sein Vertrauen: als er 849 starb, war es auf einer Reise ins Westfrankenreich, wohin ihn Ludwig mit einer Botschaft an seinen Bruder gesandt hatte.

Walahfrid nimmt es an poetischer Begabung und Formgewandtheit mit den besten Dichtern der Karolingerzeit auf. Sein Aufenthalt in Fulda und am Kaiserhof bot ihm Gelegenheit, die durch Karl wieder belebte Kultur der Antike auf sich wirken zu lassen; und er hat sie, soweit es einem Manne des 9. Jahrhunderts möglich war, in sich aufgenommen. Dabei verliert er sich nicht, wie viele seiner Zeitgenossen, in geistlose Nachahmung, sondern weiß jeden Stoff, den er angreift,

mit seiner Individualität zu durchdringen. Er beschränkt sich nicht auf die epische Prunkdichtung, obwohl er ihrer vollkommen mächtig ist; er pflegt vielmehr, besonders in seinen reifen Jahren, mit Vorliebe das Gelegenheitsgedicht, die poetische Epistel. Nebenher gehen geistliche Dichtungen in antiken Strophen.

Auch schon in den epischen Dichtungen, die meist einer früheren Zeit angehören, prägt sich die Eigentümlichkeit seines Wesens aus: gleich in der ersten größeren Dichtung des Achtzehnjährigen, der Vision Wettins. Nicht wegen des Stoffes: die Visionenliteratur war im Mittelalter weit verbreitet und des Abtes Abneigung dagegen nicht unbegründet. Aber es ist nicht eine beliebige Vision, deren Inhalt der junge Dichter in Verse bringt, sondern die seines Lehrers auf dessen Sterbebette. Auch sie war schon in einer kurzen Prosadarstellung von Heito bearbeitet, dem Vorgänger Abt Erlebalds, der der Abtswürde entsagt hatte, aber Walahfrid ist nicht davon abhängig. Als Lieblingsschüler des Verstorbenen war er selber zugegen gewesen und konnte so aus eigener Kunde manches hinzufügen, was der greise, vorsichtigere Heito zu unterdrücken für gut befunden: hatte doch Wettin den großen Karl selber, dem die Mönchsanschauung trotz seines Glaubenseifers seinen Lebenswandel nicht verzeihen konnte, im Fegefeuer erblickt, und neben ihm Waldo, den vorletzten Abt der Reichenau, samt andern Würdenträgern. — Aus seinem Leben und Sterben des h. Mammes verdient wenigstens eine mit poetischem Sinn geschilderte Episode hervorgehoben zu werden: wie sich die Tiere des Waldes um ihn scharen und ihm zu Füßen gelagert seiner Predigt lauschen, so daß er darum gar in den Geruch der Zauberei kommt. — Eine Beschreibung des Reiterstandbildes Theoderichs des Großen zu Aachen zeugt von dem Anteil, den der Dichter an der heimischen Heldensage nimmt. Theoderich ist der Dietrich der deutschen Heldensage, der zuletzt von seinem gespenstigen Roß in den Krater des Vesuvs getragen wird. Dadurch ist sein Bild bei Walahfrid bestimmt: er ist für ihn das Urbild des Tyrannen, der zum Lohn seiner Habgier, seiner gotteslästerlichen Vermessenheit in den Abgrund der Hölle verdammt ist. — Das späteste unter den größeren Gedichten Walahfrids betrifft den Gartenbau. Das war ein zeitgemäßer Stoff, seit Karl der Große sich der Förderung des Gartenbaues angenommen und vorgeschrieben hatte, welche Pflanzen in jedem Garten angebaut werden sollten. Und so ist das Gedicht nicht bloß ein Erzeugnis der gelehrten Lektüre; manchen lieben langen Tag hat

Walahfrid selbst dem Gartenbau in eigener Ausübung gewidmet. So werden wir eine zwar mit allerhand gelehrtem Beiwerk verbrämte, aber doch im großen und ganzen wahrheitsgetreue Schilderung des Reichenauer Klostergärtleins von ihm erwarten dürfen. Und dazu will es gut stimmen, daß er das Werk seinem Lehrer Grimald mit dem Wunsche widmet, er möge es lesen im Klostergarten sitzend, im Schatten seiner Bäume, umringt von seinen spielenden und das Obst auflesenden Schülern. Es ist gewiß ein günstiges Zeugnis für den Epigonen, wenn ein moderner Gelehrter gemeint hat, die Vortrefflichkeit des Gedichtes zwinge zu der Annahme, daß Walahfrid noch das Werk des augusteischen Dichters Aemilius Macer gekannt habe.

Schon in diesen größeren Dichtungen zeigt sich die liebenswürdige Eigenart des Mannes. Einer solchen Natur mußte das Gelegenheitsgedicht ganz besonders zusagen; und dies hat Walahfrid reichlich verwandt. Es ist eine stattliche Reihe vornehmer Persönlichkeiten, denen seine im Stil des Horaz und Ovid gehaltenen Briefe gelten: Mitglieder des Kaiserhauses und der hohen Geistlichkeit. In der Drangsal des Krieges der Söhne gegen den Vater hat er seinen bangen Traum, der ihn noch, nachdem er erwacht ist, ängstigt und ihm keine Ruhe läßt, bis er eine dem Kaiser günstige Deutung gefunden und diese der Kaiserin mitgeteilt hat, um sie zu trösten. Ein andermal begrüßt er einen treuen Anhänger Ludwigs, der keine Mühen, keine Gefahr gescheut hat, über die Alpen zu eilen, dem bedrängten Kaiser zu Hilfe. — Und wie er selbst in guten und schlimmen Tagen Treue hält, so wendet er sich, aus seiner Abtei vertrieben, an Lothar, von Speier aus, wo er eine Zuflucht gefunden, das sonst von ihm gering geachtet ward und ihm jetzt die liebste der Stadte ist. Sein geliebtes Schwabenland hat er verlassen müssen; dort haust der Feind, der das Reich in Stücke reißen will, dessen Wohl doch davon abhängt, daß es unter einem Szepter vereinigt bleibt. 'Strecke deine Hand aus nach denen, die zu dir gehalten und um deinetwillen ihren Vorteil hintangesetzt haben; laß sie deiner Milde genießen, daß sie über keinen Verlust klagen dürfen.' Auch zwei Gedichte auf den Empfang der Kaisersöhne Lothar und Karl in der Reichenau werden ihm zugeschrieben; Begrüßungsgedichte dieser Art sind später in St. Gallen besonders beliebt.

Es hat Walahfrid nicht an einer guten Dosis kräftigen Humors gefehlt. Ein befreundeter Schottenmönch Probus hat ihn um Schriften des Venantius Fortunatus und um ein geographisches Werk gebeten. Er

schickt ihm das Gewünschte mit einem launigen Begleitschreiben. Ein jeder wisse nur die Gabe zu schätzen, die in sein eigenes Fach einschlage; was solle er ihm, dem Verskundigen, anderes schicken als Verse, ihm, der den Schotten mit seinen unliebenswürdigen Eigenschaften längst abgestreift und sich als echten Probus entpuppt habe, der seinem Namen Ehre mache? Das schalkhafte Gedicht enthält einen würdigen Schluß an der recht dringlich und herzbewegend vorgetragenen Mahnung 'Bei deiner Nase beschwör' ich dich, laß es dir wohl ergehen.' Es steht zu vermuten, daß Walahfrid nicht umsonst gerade zu dieser Form der Beschwörung gegriffen haben wird.

Endlich hat Walahfrid sich auch als Lyriker versucht. Als er die Schule von Fulda verlassen, richtet er aus tiefer Niedergeschlagenheit heraus eine warm empfundene Ode nach Hause, nach dem freundlichen Kloster auf der Insel, wo er so glückliche Tage verlebt habe und auf welches er den Segen des Himmels herabwünscht. Er gedenkt der Vergangenheit, die für ihn wahrlich keine erfreuliche gewesen ist, ohne Groll, und die Erinnerung vergoldet ihm die überstandenen Kränkungen — was wollten sie bedeuten gegenüber der ihm in Fulda beschiedenen Enttäuschung? — Die übrigen lyrischen Gedichte gehören der geistlichen Richtung an; es sind Hymnen auf das Weihnachtsfest, auf den h. Januarius, den Schutzheiligen der Reichenau, und den h. Gallus. Auch andere geistliche Stoffe hat er in Oden bearbeitet: den Kampf des Judas Maccabäus, der seine Scharen beim Morgengrauen zum Siege führt, auf deren blitzenden Schilden sich der Sonne erste Strahlen spiegeln, das Martyrium des h. Moritz, der mit seiner ganzen Legion für das Evangelium in den Tod gegangen. Dazu kommen ein paar von dem Vielgewandten poetisch umschriebene Bibelstellen: das Lied der Männer im feurigen Ofen, woraus man später in St. Gallen eine der gewaltigsten Sequenzen geformt hat, das Vaterunser und das Psalmwort: Wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen — eine Betrachtung, die in der Zeit unaufhörlicher Bruderkriege besonders nahe lag.

Walahfrids Geist ist auf die Nachfahren übergegangen. Der Zeit nach am nächsten steht ihm Ermenrich von Ellwangen, der gerade in der Reichenau studierte, als Walahfrid seine verhängnisvolle Reise ins Westfrankenreich antrat. Sein Brief an Grimald ist ein mit abstruser Gelehrsamkeit überladenes Opus; aber einmal wenigstens, am Schlusse, erhebt sich der trockene Pedant über seine grammatischen und philosophischen Tüfteleien zu einer übermütig-tollen Parodie, die wohl geeignet ist, den

Leser für die trostlos öden Deduktionen zu entschädigen, die er über sich hat ergehen lassen müssen. Dem Vater Homer ist sein Vegetariertum übel bekommen: ein arges Leibgrimmen zwackt ihn und gemahnt ihn an die Vergänglichkeit alles Irdischen; so macht er sich auf zu seinem Kollegen Virgil, um ihn zum Erben einzusetzen, damit die Tradition nicht abreiße in der ehrsamen Dichterzunft. Aber unterwegs schon ereilt ihn sein Schicksal: Orcus tritt ihm entgegen, auf seines Dreizacks Spitze ein Läuslein gespießt, und ruft ihm entgegen sein schnödes: 'Bis hierher und nicht weiter!' Dieser possierliche Anblick kuriert den Patienten mit einem Schlage: er bricht in Lachen aus, macht kehrt und schlägt ein Kreuz ob solchem Teufelsspuk; rasch entschlossen wirft er seinen ganzen mythologischen Ballast über Bord, die Ilias, wie sich's gebührt, voran, um nur noch von Gallus zu singen, dem heiligen natürlich, und nicht, wie Silen in Virgils sechster Ecloge, die Ermenrich hier im ganzen und im einzelnen parodiert hat, dem augusteischen Dichter. Mag immerhin die Verachtung des blinden Heidentums mit im Spiele sein: es ist nichts Geringes, daß der Dichter des 9. Jahrhunderts überhaupt diesen Ton hat treffen können; und von Entweihung des Ehrwürdigen wird man nicht reden dürfen, wenn man nicht denselben Vorwurf gegen die alte Komödie, gegen Goethe und G. Keller erheben will.

Ein würdiges Gegenstück hierzu ist in St. Gallen die prächtig vorgetragene Geschichte vom Wunschbock, die auf S. 172 dieses Buches wiedergegeben ist. Die Erzählung ist ein kleines Meisterstück. Die Bettelarmut der Brüder, deren ganzer Reichtum der eine Bock ist, und dann dieses Prachtexemplar eines Bockes, zu gut für diese Welt, in dem das Auge seiner Herren alle rühmlichen Eigenschaften vereinigt sieht, die ein Bock nur haben kann, werden mit komischer Würde und Wichtigtuerei so deutlich geschildert, daß man die Szene mit Augen zu sehen wähnt. Auch die drei Wünsche sind, jeder in seiner Art, unübertrefflich, die der schalkhafte Dichter die frommen Leute in treuherzigem Gebet vortragen läßt, als müsse der Glaube, der Berge versetzt, auch hier ein Wunder tun und ihnen zu ihren Riesenböcken verhelfen. Fein berechnet ist auch die Steigerung: wie der erste Bruder seinen Bock im rechten Verhältnis zu der Riesenkeule wünscht, was billigen Ansprüchen nachgerade genügen könnte; wie dann der zweite ihn überbietet, indem er noch ein übriges verlangt; was denn freilich der dritte nicht noch weiter schrauben kann, so daß er tief aufseufzt —

nicht ohne Grund, denn seine Brüder haben es ihm sauer genug gemacht. Und wie das Lob des nie genugsam zu lobenden Bockes die Erzählung einleitete, so bildet es auch den Schluß, wo der Dichter die Brüder verläßt, genau so klug wie zuvor, nur daß sie sich nun erst recht in die überschwengliche Bewunderung ihres Bockes hineinphantasiert haben, der ihnen wohl nicht weniger erstrebenswert vorkommen mag als ihre Phantasieböcke.

Das Verdienst des Dichters wird dadurch nicht geringer, daß er ohne Zweifel den Stoff nicht ersonnen, sondern volkstümlicher Überlieferung entnommen hat, die noch heute im Lügenmärchen fortlebt. Aber wer ist der Meister, der dies Kabinettstück geschaffen hat? Wir besitzen seine eigenhändige Niederschrift; er hat noch nicht die letzte Feile angelegt, aber er durfte sich seines Werkes auch so nicht schämen. Indes sein Name ist nicht überliefert. Daß er unmöglich älter als Walahfrid sein kann, ist von vornherein klar, sobald man dessen Bedeutung für die Entwicklung der Poesie in St. Gallen recht erfaßt hat. Unwillkürlich fällt einem ein ähnlicher Scherz ein, den sich Notker der Stammler einmal mit den Reichenauern erlaubt hat. In einem Winkel des Heizungsraumes, wo das Wasser vorbeigeleitet wurde, wuchs in St. Gallen, durch die Verbindung von Hitze und Feuchtigkeit hervorgetrieben, im Winter ein Pilz. Als nun eines Tages die Reichenauer mit einem Alant von zwölf Spannen Länge renommierten, dem der Ort Alahaspach seinen Namen verdanke, meinte Notker, der ihr Jägerlatein durchschaute, in St. Gallen gäbe es auch solche Sehenswürdigkeiten: er habe da einen Moruch im Januar gesehen. Da spotteten die Reichenauer über den vermeintlichen Aufschneider; er aber ließ ihren Spott ruhig über sich ergehen und wartete der Zeit. Und als es wiederum Januar war und der Pilz wuchs, sandte Notker das Beweisstück nach der Reichenau mit den Versen:

> Mir trautet ihr nicht; traut euren Augen.
> Schickt ihr mir nur zwei Gräten des Fisches.

Leider wird nicht berichtet, was die Reichenauer zu dieser Sendung für ein Gesicht gemacht haben und ob sie der Aufforderung Notkers nachgekommen sind. Das ist ganz derselbe Ton; der naiven Freude an den gigantischen Böcken, die sich die Brüder ausmalen, entspricht die liebevolle Aufmerksamkeit auf das scheinbare Naturwunder des Pilzes im Januar. Gewiß hat Notker sich schmunzelnd im voraus die verdutzten Gesichter der Reichenauer Brüder vorgestellt, wenn er ihnen

das Corpus delicti präsentieren würde; ihm möchte man die mit herzlichem Behagen vorgetragene Geschichte vom Wunschbock wohl zutrauen.

Um Notker und seinen geliebten Schüler Salomo scharen sich die beiden nächsten Generationen der St. Gallischen Dichter, die nun seit Walahfrid mit einem Mal in größerer Anzahl auftreten und den von ihm angeschlagenen Ton des Gelegenheitsgedichtes festhalten. Ihre kleineren, wie sich in St. Gallen von selbst versteht, meist auch komponierten Dichtungen sind zum größten Teil in einer spätestens im 11. Jahrhundert angelegten Sammlung enthalten. Auf eine Reihe liturgischer Dichtungen, nach den Verfassern geordnet, folgt hier eine Gruppe von drei Gedichten auf den Besuch eines Königs; der letzte der drei wetteifernden Brüder ist Notker. Es schließt sich noch ein viertes Gedicht an auf den ohne Zweifel gleichzeitigen Besuch der Königin. Dann folgt wieder eine Anzahl Gedichte allgemein kirchlichen Inhalts, die von einer neuen Gruppe von Begrüßungsgedichten abgelöst werden; den Schluß bilden Gedichte zur Einweihung einer Kirche, die Abt Salomo dem h. Magnus zu Ehren gestiftet hat.

Die erste Reihe der Begrüßungsgedichte bezieht sich auf den Besuch Karls III. zu Weihnachten 883, wobei der König Notker den Stammler zur Abfassung des Buches vom Kaiser Karl aufforderte; denn Notker ist neuerdings mit Recht in seine Ansprüche an dieses schon ganz sagenhaft gehaltene Werk eingesetzt worden, das unter dem Namen des Mönchs von St. Gallen ging. Viel interessanter ist der zweite Zyklus, auf den Besuch Konrads I. zu Weihnachten 911, wovon man in St. Gallen noch nach hundert Jahren zu sagen wußte, wie gütig und freundlich der König gewesen. Voran steht hier eine Litanei. An die üblichen Gebete um Frieden und Gesundheit des Leibes, um gut Wetter und Gedeihen der Saaten schließt sich das Gebet für König Konrad und sein Heer, hienieden und in Ewigkeit, um Abwendung der von den Heiden drohenden Gefahr. Es sind die Ungarn gemeint, die seit der Wende des Jahrhunderts ihre Streifzüge unternahmen und denen 907 das bayerische Heer erlegen war. Dann begrüßt im Namen der Brüder Hartmann den König, dessen Angesicht zu schauen ihr sehnlicher Wunsch gewesen, seit sie ihn vom Hörensagen liebgewonnen hätten. Ganz eigenartig ist Waldrams Gruß an den König, der aus Franken gekommen, um seine lange verwaiste Herde zu weiden. Alle Völker der Erde seien voll froher Erwartung, seit er das Reich angetreten habe, unter den vielen möge er auch seiner St. Galler gedenken, 'erinnert von

seinem getreuen Salomo'. Das hatte nun am Ende nichts Wunderbares, denn das Unglück der Regierung Ludwigs des Kindes, die keine Regierung gewesen war, konnte wohl verleiten, von Konrads Regierungsantritt zu viel zu erwarten. Aber wir sehen aus diesem Gedicht, daß man in St. Gallen über dem Königsbesuch und der Poesie doch seines Vorteils nicht vergaß: vierzehn Tage nach seiner Abreise machte der König dem Kloster eine größere Schenkung 'auf Fürbitten und Erinnerung seines getreuen Bischofs Salomo'. Der Ausdruck weicht von dem, was in Konrads Urkunden bräuchlich ist, merklich ab; und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Urkunde und Gedicht in engstem Zusammenhang stehen, d. h. daß Waldram, Salomos Vertrauter, von ihm beizeiten in den Plan eingeweiht worden ist, einen anständigen Gnadenbeweis vom König herauszuschlagen, und daß man in St. Gallen, als der König kam, das Konzept der Urkunde bereits in petto hatte. Dafür ging man denn auch bereitwillig darauf ein, die Legitimitätsansprüche Konrads durch die Hervorhebung einer sicher nur sehr weitläufigen Verwandtschaft mit den Karolingern zu unterstützen.

Von Ratpert dem Zürcher haben wir eine Grabschrift der Zürcher Äbtissin Hildegard, der Tochter König Ludwigs, und ein Gedicht auf die Einweihung der Frauenmünsterkirche zu Zürich, die die Äbtissin Bertha gebaut hatte. Die Säulen, das Bildwerk, die gemalten Fenster, die Täfelung und der Estrich werden nach Gebühr gepriesen, und erzählt, wie der Bischof die Reliquien von St. Felix und Regula in die neue Kirche übertragen ließ und alles Volk zwischen Limmat und Rhein das Fest mitfeierte. Das Gedicht ist Notkern gewidmet und legt Zeugnis ab von dem lebendigen Heimatgefühl des Verfassers, der auch in der Kutte des St. Galler Mönches ein Zürcher blieb, und von dem schönen Verhältnis unter den St. Galler Brüdern.

Das rührendste Denkmal dieser Art sind Notkers Gedichte an Salomo, im St. Gallischen Formelbuch. Diese kleinen Gedichtchen, manchmal nur wenige Zeilen, geschrieben ohne einen anderen Anlaß als den Wunsch, den früh der Schulzucht entwachsenen, der seinen eigenen, mitunter wenig klösterlichen Weg zu gehen liebte, zu einer herzlichen Erwiderung zu veranlassen, sie erzählen eine ganze Geschichte. Da schärft er ihm die Würde des Priesteramtes ein, wozu er berufen, und daß ein Priester des Herrn sein Herz nicht an die Eitelkeiten der Welt hängen dürfe. Ihm dies zu schreiben könne ihn nichts abhalten, nicht einmal der Gedanke, daß ihm Salomo vielleicht seine

väterliche Mahnung übelnehmen werde. Er kennt ihn also; aber er mag doch wohl eine Antwort erwartet haben — sie bleibt aus. Er knüpft von neuem an: 'So schreibt die Liebe; wer wirklich liebt, antwortet; der Undankbare mag schweigen: ein Dankbarer soll reden.' Auch diesmal keine Antwort. Salomo wird krank; und nun erkundigt sich Notker in Versen, deren ungefüger Wortstellung man die verhaltene Angst anmerkt, die ihn nicht sorgsamer feilen ließ, nach seinem Befinden, ob es ihm besser gehe oder ob die Krankheit nicht am Ende eine gefährliche Wendung genommen habe. Als der Kranke gesundet und immer noch nichts von sich hören läßt, wird Notker ungeduldig: im vorigen Jahre habe er ihm doch Verse und Prosa geschickt; dies Jahr scheine er überhaupt nicht schreiben zu wollen. Dann wieder hält er dem Salomo und seinem Bruder Waldo vor, wie er, der Mönch, um ihretwillen, um sie beide zu erziehen, sich willig so mancher Ablenkung von seinen geistlichen Aufgaben unterziehe. Es scheint danach, daß Salomos Einfluß auf den Bruder nicht eben günstig gewesen. Bald aber weiß Salomo seinen Willen durchzusetzen und nimmt Urlaub, um Verwandte zu besuchen. Vergebens hat sich Notker, der wohl weiß, welcher Magnet ihn anzieht, bemüht, ihn zurückzuhalten; vergebens ist seine dringende Mahnung, bald wiederzukehren, sonst werde er ihm nacheilen: 'und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt'. So versucht er es denn nach Salomos Rückkehr mit scheinbarer Kälte und Gleichgültigkeit, worunter auch Waldo zu leiden hat; und bei diesem wenigstens hat er Erfolg. Denn sicher von Waldo sind die folgenden Verschen, der sich in knabenhaft schmollendem Tone beklagt, daß der liebe Lehrer von ihnen nichts wissen wolle, sich nicht sehen lasse; sie bäten um Verzeihung: wie dankbar wären sie, wenn er käme, Bücher und Federn sehnten sich nach ihm. Es ist nicht gerade wahrscheinlich, daß Salomo den Bruder ermächtigt hat, diese Epistel auch in seinem Namen an den Lehrer zu richten; aber Notker hat seinen Zweck erreicht, und nun folgt die Strafpredigt. Der Rabe erkenne seine Jungen nicht an, bis ihnen die schwarzen Federn wüchsen — sie aber wollten von der dunkeln Kutte nichts wissen; die dunkle Hyazinthe verachteten sie, Lilien und Rosen seien ihnen lieber. Auch der Adler verstoße seine Brut, wenn sie nicht in die Sonne sehen könne. Nur er sei unermüdlich wie die Henne, die Güssel ausgebrütet habe und, wenn sie sich munter aufs Wasser wagten gegen ihre Natur, aus Angst um sie nachfolge. Nun sollten sie aber endlich der Henne folgen, es machen

wie die Jungen des Raben und Adlers; sonst wolle er nichts mehr von ihnen wissen. Damit schließt die Reihe; ein letztes Gedicht gehört weit späterer Zeit an, als Salomo längst St. Gallen verlassen hatte: es atmet die gleiche zärtliche Liebe. Notkers liebenswürdige Art, die dem begabten, aber unlenksamen Salomo doch so wenig gewachsen war, kann nicht treffender bezeichnet werden als durch das von ihm selber gewählte Bild der Henne mit den Güsseln.

Noch zwei andere kleine Denkmale St. Gallischen Schullebens rühren von Notker her: eine kurze Bearbeitung des Martianus Capella in Distichen, die ein Lehrer mit herzlichen Worten seinem vornehmen Schüler widmet, um den trockenen Stoff, dem der Knabe wohl keinen Geschmack abgewinnen mochte, durch ein persönliches Element erträglicher zu machen, und ein anziehender kleiner Dialog in Prosa: Lehrer und Schüler an einem Ferientage. Alle diese Produkte der Schulstube haben keinen hohen poetischen Wert; aber sie sind außerordentlich wichtig für die Beurteilung des Mannes, den sie den Lehrer hießen, und der daneben, ein schöpferischer Genius ersten Ranges, der geistlichen Dichtung neue Bahnen erschlossen hat.

Aus dem von den Normannen verwüsteten Kloster Jumièges flüchtete 862 ein Mönch mit seinem Antiphonar nach St. Gallen. Einzelne Alleluia-Melodien mit untergelegten Texten reizten den jungen Notker, selber einen Versuch nach dieser Richtung zu wagen. Ihre Sprache war sehr fehlerhaft, das schreckte ihn aber nicht ab; denn längst hatte er es beklagt, daß die langen Tonbewegungen des Alleluia so schwer zu behalten waren. So schrieb er denn in Anlehnung an eine gegebene, für den bestimmten Feiertag übliche Alleluia-Melodie den ersten Entwurf seiner Sequenz: Laudes deo concinat orbis universus, qui gratis est redemptus, und wies ihn seinem Lehrer Iso. Aber der war nicht recht damit einverstanden. 'Auf jede Note eine Silbe,' lautete sein Urteil, 'nicht nach Belieben nur eine Silbe auf mehrere Noten.' Das wollte jedoch dem jungen Dichter zunächst nicht ganz gelingen. Am Schlusse des Alleluia war es verhältnismäßig leicht zu erreichen, aber die Mitte widerstrebte der Umarbeitung. Nachher, als er bei anderen Melodien von neuem anhub, ging es auch dort ohne sonderliche Schwierigkeiten. Damit war Notker der Schöpfer der deutschen Sequenz geworden, und sein erneuter Versuch fand den Beifall seines Lehrers Marcellus. Dieser ließ die einzelnen Partien abschreiben und verteilte sie unter die Knaben des Sängerchors.

Die Alleluia-Koloraturen, denen Notker seine Texte unterlegte, waren die freie Schöpfung neuerer Zeiten. Von je zweien steht es durch das Zeugnis der Klosterchronik fest, daß sie von Petrus und Romanus komponiert sind, den beiden römischen Sängern, die Karl der Große zur Reorganisation des Kirchengesanges aus Rom ins Frankenreich gezogen hatte. Andere sind von Notker selbst komponiert worden, wie Frigdola und Occidentana, wonach die Sequenzen auf Ostern und Pfingsten gehen: Laudes salvatori und Sancti spiritus assit nobis gratia. Von der Pfingstsequenz weiß Notkers späterer Biograph eine wunderliche Anekdote zu erzählen: das Knarren eines Mühlrades habe Notker zu seiner Sequenz angeregt. Darin hat man einen Beweis für Notkers 'zartes Gemüt', seine 'tief fühlende Seele' finden wollen; ob man ihn wirklich damit ehrt, mag dahingestellt bleiben: jedenfalls ist die Nachricht eine Erfindung, eine Erfindung ebensogut wie die Geschichte von Notkers angeblichem Verkehr mit Karl dem Großen, die der Biograph daran anknüpft. Und zwar ist es ein mißverstandener Klosterscherz: ohne Zweifel ist einmal der Brüder einer beim ohrenzerreißenden Knarren eines Mühlrades in die Worte ausgebrochen: Sancti spiritus assit nobis gratia, d. h. 'Gott steh' uns bei, welch Höllenlärm!' Das ist eine witzige Umdeutung von Notkers Worten, die dem Manne vertraut sind und ihm jetzt fast unwillkürlich über die Lippen kommen, wie denn ein andermal, bei einer großen Versöhnungsszene, einer der Mönche eine andere Sequenz anstimmt: Laus tibi sit, o fidelis deus. — Die Texte sind Loblieder in hochrhetorischer Sprache zum Preise dessen, dem das Fest gefeiert wird. Der Bau einer Sequenz hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem eines griechischen Chorliedes: Strophe und Gegenstrophe sind in der Normalform der Sequenz einander musikalisch und, namentlich gegen den Schluß hin, auch rhythmisch gleich, die Strophen untereinander aber verschieden. Das Schema ist also: aa bb cc . . . Besonders lange Strophen werden geteilt, so daß es den Schein hat, als wären die Strophen ineinandergeschoben: aa bb cdcd . . . Die Anzahl der Strophen bewegt sich etwa zwischen vier und zwölf; in vielen Melodien treten am Eingang oder am Schlusse oder auch an beiden Stellen unwiederholte Sätze hinzu. Die Schlüsse der Strophen pflegen in derselben Melodie auf mehrere Noten hin gleich zu sein, oder es sind in umfangreichen Melodien wenigstens mehrere Strophen in dieser Weise gebunden. Schwierig wird die Bestimmung der Responsion, wenn in Strophe und Gegenstrophe Abweichungen

vorkommen: dann gilt es, mit Hilfe der Neumen zu bestimmen, wo die Einschübe anzusetzen sind.

Es wird nicht unnützlich sein, an einer der schönsten Sequenzen Notkers, die zu den freier gebauten gehört, seine Weise zu veranschaulichen und eine Nachbildung vorzulegen, die sich in der Beobachtung der Tonsilben, Wortschlüsse und Gedankeneinschnitte aufs engste dem Original anschmiegt:

1 a. Quid tu, virgo-mater ploras, Rachel formosa,
1 b. Cuius vultus Iacob delectat,

2 a. Ceu sororis aniculae
2 b. Lippitudo eum iuvet?

3 a. Terge, mater, fluentes oculos!
3 b. Quam te decent genarum rimulae!

4 a. 'Heu heu heu,
quid me incusatis fletus in cassum fudisse,
4 b. Cum sim orbata
nato, paupertatem meam qui solus curaret,

5 a. Qui non hostibus cederet
angustos terminos, quos mihi Iacob acquisivit,
5 b. Quique stolidis fratribus,
quos multos (pro dolor) extuli, esset profuturus.'

6 a. Numquid flendus est iste,
6 b. Qui regnum possedit caeleste,

7. Quique prece frequenti
miseris fratribus apud deum auxiliatur?

Weshalb Magd und Mutter, weinst du, Rahel du schöne,
Deren Antlitz Jakobs Entzücken,

Als ob Leas der alternden
Blödes Aug' ihm wohl gefiele?

Trockne, Mutter, die nassen Augen dein
Tränenfurchen, wie übel stehn sie dir!

'Weh, weh, weh,
warum sagt ihr, daß ich Tränen ohn' Ursach vergossen,
Da ich beraubt bin
meines Sohnes, der in der Armut mein einziger Trost war,

Der den Feinden nicht überließ
das enge Grenzgebiet, das mir durch Jakob ward zu eigen,

Der den törichten Brüdern sein,
wie ich sie, ach, so viel geboren, Hilfe leisten sollte?
Darf man Tränen vergießen
Um den, der den Himmel erworben
Und den Brüdern im Elend.
betend ohn' Unterlaß, vor dem Throne des Höchsten beisteht?

Es ist ein dramatisch bewegtes Bild. Die Kirche, die Mutter der Gläubigen und (als Braut Christi) Jungfrau, klagt um ihren im Kampf gefallenen Lieblingssohn, den Märtyrer. Sie wird nach Jeremias 31, 15 als Rahel eingeführt, die um ihre in Feindesland ausgezogenen Kinder klagt. Auf die Frage, weshalb sie denn weine, da Jakob (d. h. Christus, ihr Bräutigam) ihr doch treu sei, so daß sie keinen Grund habe, ihre Schönheit durch Tränen zu entstellen, antwortet sie trostlos, ihre Trauer gelte dem gefallenen Liebling, der sie und seine Brüder schutzlos hinterlassen habe: wie könne da ihre Trauer grundlos gescholten werden? Aber mit sanften Worten wird sie zurechtgewiesen; ihr Sohn habe den Himmel erworben und vertrete seine Brüder jetzt erst recht durch stetes Gebet bei Gott: da seien sie nicht schutzlos, und da dürfe sie um ihn nicht weinen. — Es ist bemerkenswert, daß die in Rede und Gegenrede gegliederte Sequenz später, als in der Stauferzeit das geistliche Drama emporblühte, in ein Spiel vom Kindermord zu Bethlehem hineingearbeitet worden ist, auf den die Stelle des Jeremias schon im Ev. Matth. 2, 18 bezogen ist.

Noch in einer zweiten Sequenz schlägt Notker Töne an, die wir vor der Zeit der Carmina Burana und Adams von St. Viktor nicht zu hören gewohnt sind. In der Ostersequenz schildert er die Auferstehung in der Natur, die dem Erstandenen zujubelt.

Favent igitur
resurgenti Christo cuncta gaudiis:
Flores, segetes
redivivo fructu vernant,
et volucres
gelu tristi terso dulce iubilant.
Lucent clarius
sol et luna morte Christi turbida;
Tellus herbida
resurgenti plaudit Christo,
quae tremula
eius morte se casuram minitat.

Damit vergleiche man Adams Ostersequenz (Gautier I 82):

> Mundi renovatio
>   nova parit gaudia,
> resurgenti domino
>   conresurgunt omnia usw.

(Die Übersetzung s. oben S. 192.)

Kein Wunder, daß diese Ostersequenz, deren Kunstform die spätere Zeit nur noch vereinzelt pflegte, so daß sie bereits etwas Fremdartiges haben mochte, in die Formen der nachstaufischen Lyrik umgesetzt worden ist: die Fähigkeit des Bearbeiters war gering, aber er fühlte sich durch die seiner Zeit verwandte Stimmung angezogen.

Der Einfluß, den Notkers Neuerung ausübte, war ungemein. In St. Gallen vornehmlich ist eine förmliche Sequenzenschule entstanden, deren Werke in der Überlieferung mit seinen eigenen Sequenzen verbunden sind, so daß die Sonderung, die man nicht wohl ausschließlich auf den poetischen Wert der einzelnen Dichtungen gründen darf, nur durch den Glücksfall möglich ist, daß uns in der Masse der Handschriften zwei nur wenig verunechtete erhalten sind. Notker selbst dachte jedoch von seinen Sequenzen nicht allzu hoch. Er fuhr fort, daneben Hymnen zu dichten, und entschloß sich erst spät, auf das Andringen seiner Mitbrüder, seine Sequenzen zusammenzufassen und dem Erzkanzler Karls III., dem aus Schwaben gebürtigen Bischof Liutward von Vercelli, zu widmen. Um so höher hielt man auswärts die St. Gallischen Sequenzen. Noch hundert Jahre nach Notker wagte man sich in Augsburg, wo man bis dahin am St. Afren-Tage die allgemeine Sequenz Notkers auf heilige Frauen gesungen hatte, nicht daran, der Schutzheiligen zu Ehren selbst eine Sequenz zu dichten, sondern wandte sich deshalb nach St. Gallen und opferte sogar einige Reliquien der Heiligen, um von dort eine Sequenz zu erhalten. Später freilich hat man in Regensburg die Sequenzendichtung im Kampf um die Macht benutzt, ohne sich nach fremdem Beistand umzusehen.

Nur in der Reichenau hat man schon früh mit St. Gallen um die Wette gedichtet. Freilich ist unter den Sequenzen der Reichenau nichts, was den Vergleich mit Notker aushielte; es sind ganz achtungswerte Durchschnittsleistungen, mehr nicht. Trotzdem haben die Reichenauer wohl gar noch des naiven Glaubens gelebt, ihre Sache doch besser zu machen als Notker. Jener wundervollen Martyrersequenz, deren

Rhythmen das unterdrückte Schluchzen der ihres Lieblings beraubten Mutter und die sanfte Zurechtweisung unübertrefflich zum Ausdruck bringen, stellen sie eine zweite nach derselben Melodie gegenüber. Schön ist an dieser nur der eine Gedanke, daß das Mutterherz den Tod leidet, wenn das Kind stirbt; alles andere ist nüchtern und verständig, ohne jeden Schwung. Aber diesen Gedanken hat der Dichter nicht aus sich; es ist ein Reichenauer Gemeinplatz, der noch einmal vorkommt, in einer Sequenz auf die heilige Felicitas, die christliche Makkabaerin, die mit ihren sieben Söhnen zu den Schutzheiligen der Reichenau gehört.

Die Bedeutung der Reichenauer Schule liegt nicht in dem poetischen Wert ihrer eigenen Sequenzen, sondern in der musikalischen Theorie und in der Verbreitung der Sequenzendichtung nach auswärts. Freilich muß man auch hier allerlei Eifersüchteleien mit in den Kauf nehmen. Den Metzern mißgönnen die Reichenauer die Ehre, die beiden von Petrus gesetzten Melodien als die längere und kürzere von Metz bezeichnet zu sehen; beide Namen werden beseitigt. Notkers erste Sequenz war sehr unregelmäßig gebaut: darum wird ihr Titel Organa in Discordia verwandelt: im Gegensatz zu den Melodientiteln Concordia und Symphonia. Auch die Melodie Symphonia muß sich eine Überarbeitung gefallen lassen, um ihres Namens wert zu erscheinen. Doppelnamen einzelner Melodien begegnen schon in St. Gallen; aber erst in der Reichenau werden sie tendenziös gewählt.

Von St. Gallen und der Reichenau verbreitet sich dann die Sequenzendichtung nach Italien, nach Lothringen, Bayern und Sachsen. Die Namen der Sequenzendichter sind fast ausnahmslos unbekannt; ein paar spärliche Nachrichten danken wir fast nur der St. Gallischen Chronik Ekkehards IV. und einer Einsiedler Handschrift. Unter den St. Gallern tritt Ekkehard I. hervor, unter den Reichenauern Abt Berno und Hermann der Lahme; die berühmte Ostersequenz Victimae paschali ist von Wipo, dem Biographen Konrads II. Deutlicher wird die Eigenart Gottschalks von Limburg, der aus der Reichenauer Schule hervorgegangen ist; aber auch bei ihm ist nur selten ein Hauch von Notkers Geiste zu spüren. Den Sequenzen des Meisters ebenbürtig sind nur die der heiligen Hildegard: es sind freie Psalmen im Stile des Psalters und des Hohenliedes; aus den Offenbarungen Hildegards ausgewählte Abschnitte, sind sie erst nachträglich komponiert und entbehren daher fast vollkommen der für die Sequenz charakteristischen Responsion.

Ganz entzogen hat sich der durch Notker eingeführten Neuerung sein Schüler Salomo. Die Einweihung der von ihm erbauten Magnuskirche hat er durch verschiedene Hymnen verherrlichen lassen; eine Sequenz auf den heiligen Magnus ist dagegen nicht überliefert, und höchstens könnte eine allgemeine Sequenz seines Vertrauten Waldram auf die Kirchweihe bei diesem Anlaß entstanden sein. Das Bild Salomos aus seinen jüngeren Jahren, das die Briefe Notkers ergeben, trägt wenig freundliche Züge; das Beste bleibt doch immer, daß er trotz seiner Fehler die Liebe Notkers nicht verloren hat. Schon als Schüler ist er von einer unüberwindlichen Abneigung gegen die Kutte erfüllt, die seinen hochfliegenden Plänen ein Ende gemacht haben würde. Der Schule entwachsen, steigt er am Königshofe rasch von Stufe zu Stufe. Als Günstling König Arnolfs wird er Bischof von Konstanz und, gegen den Willen der Brüder, die dem Streber mit unverhohlener Abneigung gegenüberstehen, an des abgesetzten Abtes Bernhard Stelle auch Abt von St. Gallen. Dann söhnt er aber durch gewinnende Liebenswürdigkeit, die ihm, wenn er wollte, zu Gebote stand, die Unzufriedenen bald mit seiner Ernennung aus. In dem hartnäckigen Kampfe des Königtums gegen die aufstrebende Herzogsgewalt, worin König Konrad früh seine Kraft verzehrt hat, ist Salomo mit seinem Freunde Hatto von Mainz die stärkste Stütze des wankenden Thrones. Mag die Erzählung von dem heimtückischen Anschlag Hattos auf Heinrichs des Sachsenherzogs Leben eine vom sächsischen Haß erfundene Fabel sein: wählerisch war die Bischofspartei in ihren Mitteln nicht. Wenn in Schwaben erst Herzog Burkhard in einem Volksauflauf erschlagen ward und später Erchanger und Berthold, die vor kurzem noch den Reichsfeind aufs Haupt geschlagen hatten, durch Henkers Hand eines schmählichen Todes sterben auf Konrads Machtspruch, so hat gewiß Salomo seine Hand im Spiel; er hat ihnen, als sie sich vor Konrads Gericht stellten, freies Geleit verheißen und hernach sein Wort gebrochen, die Schuld auf Konrads unerbittliche Strenge abgewälzt, die er gewiß von ihrem Haupte hätte abwenden können, wenn er es nur gewollt hätte. So hat man außerhalb St. Gallens geurteilt: das zeigen die kärglichen Notizen der gleichzeitigen Quellen und die entgegengesetzte Darstellung der St. Galler Chronik, die Zug um Zug tendenziös entstellt ist und den Sachverhalt umkehrt, um Salomo rein zu waschen.

Das muß man festhalten, um den rechten Maßstab anzulegen an Salomos großes Gedicht über das Unglück der Zeit [illegible] schildert er

lebhaften Farben die Ungarnnot, mit ihren himmelschreienden Greueln; wenn er aber dann die Frage aufwirft, wie es doch komme, daß das Reich sich der furchtbaren Feinde nicht erwehren könne, so zeigt sich die schlaue Berechnung. Den zunächstliegenden Grund, die Ohnmacht des unmündigen Herrschers, weist er ab; das Bibelwort: 'Wehe dem Volk, dessen König ein Kind ist' gelte nur von den Heiden; ein Volk, das den Herrn fürchte, dessen König sei von Anbeginn der Welt, und das Beispiel des Josias zeige, daß auch die Regierung eines unmündigen Königs zum Segen ausschlagen könne, wenn er nur fromm sei. Der wahre Grund des Unheils sei vielmehr die innere Zwietracht im Reiche. Er will eben das ganze Unglück den bösen Herzögen in die Schuhe schieben, die es wagen, den frommen Ratgebern Ludwigs des Kindes zuwider zu sein; daß auch er an der Zwietracht mit schuldig sein könne, der Gedanke kommt dem Selbstgerechten nicht in den Sinn.

Ein zweites Gedicht Salomos, eine Klage um den Tod seines Bruders Waldo, ist merkwürdig um der Beilagen willen. Der an Dado von Verdun gerichteten Elegie fügt Salomo nämlich ein paar Trostschreiben Waldrams bei, zusammengestoppelt aus Fortunat und Boethius: danach muß zwischen Salomo und Waldram ein engeres Verhaltnis bestanden haben. Und so mag es denn auch Waldram sein, der in einem darauffolgenden Gedicht seiner Sehnsucht nach dem fernen Abt Ausdruck leiht, der es ihm an nichts fehlen läßt und dessen Wohlgefallen er sich dadurch zu verdienen bemüht, daß er ihm durch Revision und Ausbesserung der Handschriften eine Überraschung bereitet. Salomo hegte eine besondere Vorliebe für Prachthandschriften und hat noch als Abt eine Probe seiner kunstgeübten Hand gegeben.

Eigentlich episch kann man Salomos Gedicht über das Unglück der Zeit nicht nennen. Ein wirkliches Epos von künstlerischem Wert hat nur einmal ein St. Galler geschaffen, Ekkehard I. in seinem Gedicht von Walther und Hildegunde: wie die von den Vätern schon in der Wiege miteinander verlobten Königskinder samt Hagen von Tronje als Geiseln ins Hunnenreich kommen; wie erst Hagen und dann, nachdem er die Vorsicht des Königspaares eingeschläfert, Walther mit Hildegunden entrinnt; wie er als einzelner Mann sich am Wasgensteine behauptet gegen zwölf fränkische Helden; wie er alle überwindet, und nur Hagen, der Dornige, ihm standhält, und zum Schlusse die beiden, durch Gunthers Verblendung in den Kampf hineingezwungenen, die alte Freundschaft erneuern. Wohl mochte mancher fromme Mann das

Werk des Klosterschülers mit Kopfschütteln betrachten; es sah so gar nicht nach einem echten, rechten Klostergewächs aus. Dennoch hatte der junge Dichter in seiner naiven, urwüchsigen Art das Rechte getroffen und, ohne die Regeln viel zu betrachten, ein Meisterwerk geschaffen, das neben Notkers Sequenzenbuch steht als der andere große Ruhmestitel St. Gallens. Aber der kecke Griff, den der Dichter mit solchem Erfolg in die reiche Fülle der heimischen Heldensage getan — er blieb ein vereinzeltes Wagestück. Der Waltharius blieb in St. Gallen zunächst unbeachtet, und Ekkehard, der so verheißungsvoll begonnen, ward ein korrekter Mönch, der im Kloster zu Amt und Würden aufstieg und schlecht und recht Hymnen, Antiphonien und Sequenzen dichtete, wie seine Mitbrüder auch. Außerhalb St. Gallens hat der Waltharius später gezündet, und was das spätere Mittelalter von Walther zu singen und zu sagen wußte, dem Helden vom Wasgenstein, das geht alles zurück auf das Gedicht des St. Galler Klosterschülers. Aber in St. Gallen kümmerte man sich nicht darum. Soviele Handschriften des Gedichtes ganz oder bruchstückweise auf uns gekommen sind, St. Gallen hat keine bewahrt. Die Schuld trägt zweierlei. Einmal die ausschließliche Pflege der liturgischen Poesie, zumal der Sequenz, die fürs erste keine andere Richtung aufkommen ließ; und später verbrauchte die durch Notker den Deutschen angeregte Übersetzertätigkeit die besten Kräfte. Dazu kam dann das Verhängnis über St. Gallen, als Abt Norbert aus Stablo berufen ward, um die Reform im Sinne der Cluniacenser durchzuführen, und kirchlicher Übereifer das frische, fröhliche Leben knickte, das die Brüder bisher in St. Gallens warmem Neste geführt hatten. Der letzte der alten Schule ist Ekkehard IV., der seine unter Notker dem Deutschen gedichteten Jugendverse im Alter zu dem Liber benedictionum zusammenstellte. Seine Klosterchronik hat das Bild der alten Zeiten festgehalten, an denen sein Herz hing und die nun für immer zu Grabe getragen wurden.

Auch in der Reichenau neigte sich die Zeit der Dichtung ihrem Ende zu. Noch am Ausgang des 10. Jahrhunderts schreibt Burkhard von der Reichenau ein großes Epos zur Verherrlichung des regierenden Abtes Witigowo. Das war doch ein Werk, dessengleichen die St. Galler nicht aufweisen konnten, die zu Ehren ihres Klosters höchstens ein Gedicht vom Leben des h. Gallus zustande gebracht hatten; ein Paradestück zu Ehren der Reichenau, wie man schon früher krampfhaft in Versen und Prosa für den Anspruch gekämpft hatte, die echten Reliquien

des h. Januarius und des Evangelisten Markus zu besitzen. Über der Sequenzendichtung der Reichenau hat ein eigener Unstern gewaltet: die Reichenauer Sequenzenhandschriften sind untergegangen und der Verlust wird nur dadurch aufgewogen, daß eine Reichenauer Handschrift für Kaiser Heinrichs II. Stiftung Bamberg abgeschrieben worden ist und daß die St. Galler neidlos eine größere Anzahl Reichenauer Sequenzen übernommen haben. Noch einmal scheint hier ein neues Leben erblühen zu wollen. Hermann der Lahme, der sich als Geschichtsschreiber ausgezeichnet hat, ist auch Dichter. Aber seine lange poetische Epistel an die Nonnen eines befreundeten Stiftes ist doch nicht viel mehr als ein metrisches Virtuosenkunststück. Immerhin ist es unter den Reichenauer Dichtungen seit Walahfrid eine der erfreulichsten, wie Hermann selbst eine milde, sympathische Persönlichkeit ist, frei von der in seinem Kloster nur zu häufig hervortretenden Eifersucht gegen St. Gallen. Das ist aber ein letztes Aufflackern der Flamme, die einst so hell und ruhig geleuchtet hatte. Die Blütezeit der beiden eng verbundenen Klöster war vorüber, ihre Aufgabe gelöst.

Der alten Formen der Sequenz, wie Notker sie überkommen und selbständig weitergebildet hatte, hatte sich inzwischen das fahrende Volk der Spielleute bemächtigt. Und in Frankreich erwuchs in der Stille eine neue Richtung, die Abälard und Adam von St. Victor zum Siege führen sollten. Bald greift auch sie in die weltlichen Kreise über, und auf allen Straßen ertönen die kecken Lieder der fahrenden Leute. Jetzt kommt auch die Muttersprache zu Ehren: noch am Hofe Barbarossas hatte der ewig durstige Erzpoet seine Lieder voll unverwüstlicher Frische lateinisch gesungen; aber neben Friedrichs Sohne König Philipp steht Walther von der Vogelweide.

II.

STILFRAGEN AUS DER LATEINISCHEN DICHTUNG DES MITTELALTERS

Die mittelalterliche Philologie würde sich selbst des schönsten Erfolges berauben, der ihr beschieden sein kann, sie würde tot sein an ihr selber, wenn sie darauf verzichten wollte, das auszuscheiden aus der Masse der 'Literatur', was auch heute noch lebensfähig ist und fortzuleben oder zu neuem Leben erweckt zu werden verdient. Es ist nicht allzuviel; aber nur Unkenntnis mag dem Mittelalter die Anerkennung abstreiten, einzelne Dichtungen höchsten Ranges hervorgebracht zu haben, — echt nationale Schöpfungen, mögen sie auch die Sprache Roms zeigen.

Es war ein Traum, daß der Waltharius uns ein mehr oder minder getreues Bild der deutschen Heldenzeit, ja wohl den Abklatsch eines althochdeutschen Originals gäbe, die Forschung Streckers und W. Meyers hat ihn zerstört:[1] aber statt eines Supplements zum Tacitus haben wir ein Höheres gewonnen und in dem St. Galler Klosterschüler einen wahren Dichter kennen gelernt. Und wenn wir uns fragen, wie wir uns heute das Gedicht von Walther und Hildegunde lebendig machen mögen, so weiß ich auch jetzt noch keine andere Antwort, als die ich vor Jahren[2] darauf gegeben habe, da ich noch an Ekkehards althochdeutsche Vorlage in Stabversen glaubte: durch eine Nachbildung im modernen Stabvers nach W. Jordans Vorgange. Der Hexameter[3] gibt

[1]) Zuletzt Streckers Überblick, Probleme in der Walthariusforschung, Neue Jahrb. f. d. kl. Altertum, Geschichte und dt. Literatur III 641 f.

[2]) Innsbruck 1897. Heute würde ich im einzelnen gar manches besser machen; im großen und ganzen glaube ich erreicht zu haben, was auf den ersten Wurf zu erreichen war. Wilamowitz im Bakchylides lobt meine Arbeit; O. Schröder (Berl. philol. Wochenschr. 1898 Sp. 675) spottet: ich bin's zufrieden. Wenn Schröder trotz allem fragt, ob sich nicht in diesem Versmaß, aber ohne Stabreim, ein deutscher Homer denken lasse, so wäre zu entgegnen, daß im wesentlichen schon H. Grimm diesen Weg eingeschlagen hat.

[3]) Ihn verficht jetzt noch wieder Althof im Vorwort seiner Übersetzung, Leipzig 1902.

eine Scheingenauigkeit, die da wünschenswert sein mag, wo es sich darum handelt, Eselsbrücken für kleine oder große Kinder zu bauen. Die Nibelungenstrophe[1]) ist wie jede Strophenform für das Epos eine Zwangsjacke, worin sich nun gar ein von Haus aus unstrophisch gedachter und gedichteter Text nie zwängen lassen wird, ohne daß man ihn verdirbt. Dazu darf nicht verschwiegen werden, daß Scheffels durch den Ekkehard zu unverdienter Verbreitung gelangte Übertragung völlig mißlungen ist: was in diesem Versmaß ein Mann von feinem poetischem Sinn und sicherem Sprachgefühl leisten konnte, der seinen Text verstand (was von Scheffel nicht gesagt werden kann), das hat Simrock[2]) geleistet. Aber Simrocks Stil ist nicht mehr der herbe, knappe Stil des 10. Jahrhunderts; es ist das weite, faltige Gewand der Stauferzeit, an deren mittelhochdeutsche Bruchstücke denn auch ein anderer Bearbeiter, Fr. Linnig,[3]) wirklich anknüpft.

Man mag über W. Jordans Nibelunge urteilen, wie man will; und ich will die starke Modernisierung im ganzen und einzelnen keineswegs verteidigen:[4]) aber es ist unbestreitbar sein Verdienst, unsern alten epischen Vers neu belebt und ihn den Formen der neuhochdeutschen Schriftsprache angepaßt zu haben — es verschlagt nichts, daß dieser neue epische Vers andern Gesetzen folgt: das gilt nicht minder von dem Hexameter der augusteischen Dichter, wenn wir ihn mit dem des Ennius vergleichen, obwohl dort der Zeitabstand verhältnismäßig gering ist. Für einen Stoff aus der alten deutschen Heldensage ist auch der Stabreim, der sich hier fast überall von selber darbietet, nicht ungeeignet. Für andere Stoffe wäre er freilich unbedingt zu verwerfen, und mit vollem Recht hat ihn Wilamowitz in seinem Bakchylides[5])

[1]) W. Jordan, Episteln und Vorträge, Frankfurt a. M. 1891, S. 324 ff.

[2]) Das kleine Heldenbuch³, Stuttgart 1874.

[3]) ²Paderborn 1884; ³1900 (völlig umgearbeitet).

[4]) Sehr feine Bemerkungen macht darüber Al. Tille, Von Darwin bis Nietzsche, Leipzig 1895, S. 154 ff. Auch will ich nicht unterlassen, auf das hinzuweisen, was Wilamowitz in seinem Herakles über die französische Tragödie im Zeitalter Ludwigs XIV. sagt und ihre Berechtigung: es gilt ebenso für Jordan, dessen naturwissenschaftliche Exkurse freilich weit über die Modernisierung der Franzosen hinausgehen.

[5]) Berlin 1898, S. 26 (mit der Anmerkung). Dazu jetzt die erweiterte Einleitung zu seinem Hippolytos: Was ist Übersetzen? Reden und Vorträge, Berlin 1900, S. 22.

nicht gesucht, sondern nur gelegentlich angewandt, z. B. am Schlusse: 'Die Krieger drängten sich um den Helden mit hellem Heilruf'. Einen antiken Stoff in Stabversen zu behandeln, wäre eben einfach barbarisch. Auch für moderne Stoffe paßt der Stabreim nicht, obwohl ihn Jordan dafür verwendet. Nicht einmal das Märchen erträgt ihn, wie schon lange vor Wilamowitz eine der begabtesten und stilsichersten unter den modernen Dichterinnen mit richtigem Takt empfunden hat. Ich meine das 189[illegible] entstandene, aber erst 190[illegible] gedruckte Märchenspiel 'Dornröschen' von R. Huch, das den Grundgedanken von Wilbrandts 'Meister von Palmyra' aufnimmt und weiterbildet.[1]) Ihr Parzenlied beginnt:

Wie Spinnweb zerreiß ich
Die Fäden der Menschen;
Dein Faden ist gülden,
O Kind, und besteht.

Ein funkelndes Schlänglein,
So fliegt er in Lüften;
Ich warf ihn ins Weite,
Ich fang ihn nicht mehr.

Das ist doch wohl dem Liede der greisen Prophetin im 1[illegible]. Gesange der Sigfridsage nachgebildet:

In wogendem Wirrwarr
Erscheinen mir Schatten
Von Fürsten und Völkern
Und künftigem Kampf.
Doch es rücken im Raume
Der suchenden Seele
Jahrtausende täuschend
Zusammen in Sicht.

Es ist das gleiche Versmaß für den gleichen Prophetenton; und der epische Vers, dessen Wesen sonst die Abwechslung ist, die ihn mindestens ebenso modulationsfähig macht wie es der antike Hexameter ist, erscheint hier beide Male in einer ganz festen Gliederung seiner beiden Hälften. Für die Heldensage bei Jordan paßte der Stabreim; für den Märchenstoff nicht, so sehr sich hier auch der Ton hebt: hier ist er

[1]) Ich will dabei doch erwähnen, daß dieses Märchenspiel die Brücke schlägt von dem 'Meister von Palmyra' zu ihrer späteren Erzählung 'Haduvig im Kreuzgang'.

nur einmal nebenbei verwandt: 'Ich warf ihn ins Weite'. Und dieses unbewußte Zusammentreffen der Dichterin mit dem Meister deutscher Übersetzungskunst verdient doch Beachtung.

Neben, ja über dem Waltharius würde heute der Rudlieb stehen,[1]) wenn uns das Schicksal mehr davon vergönnt hätte als Bruchstücke, die gerade ausreichen, die Größe des Verlustes zu zeigen. Aber ich kann es nicht glauben, daß der trocken akademische Ton der Blankverse in M. Heynes Übertragung[2]) geeignet sein soll, dies Meisterwerk eines Mannes wiederzugeben, der nicht bloß die Welt kennt, sondern sie mit dem Auge des Dichters und ohne engherzige Vorurteile gesehen hat. Es ist bezeichnend, daß Heyne in ganz demselben Ton den Beowulf nachgeschaffen hat; aber was hat der Stil des Rudlieb mit dem des Beowulf gemein? Eine solche Arbeit kann philologisch wertvoll sein, wenn sie ein Mann wie Heyne macht; aber das Kunstwerk als Kunstwerk zu erfassen hilft sie uns nicht. Übersetzen ist nicht Philologie, wenn wir auch unsere Philologie dabei nicht entbehren können.[3]) Der Stil ist alles. Verfehlt der Übersetzer ihn, so kann in alle Ewigkeit keine philologische Gewissenhaftigkeit den Mangel ausgleichen. Weit angemessener als beim Waltharius wäre hier die Nibelungenstrophe, wo es sich um ein halbmodernes Rittergedicht des 11. Jahrhunderts handelt. Und so hat denn Simrock auch hier nicht ohne Erfolg den Versuch unternommen in seinem Amelungenliede, dessen Rudliebepisode freilich weder von Seiler noch von Heyne beachtet worden ist. Aber auch Simrock war nicht der rechte Mann, uns einen deutschen Rudlieb zu geben. Das hätte nur einer wagen dürfen: W. Hertz, der Erneuerer Gottfrieds und Wolframs, des Spielmannsbuches, des Bruder Rausch und der Brautfahrt Hugdieterichs. Hier wären die zierlichen, leicht dahingleitenden Reimpaare, die wir gar nicht mehr als Strophe empfinden, für den gereimten Hexameter das richtige deutsche Versmaß. Denn auch ohne Stabreim paßt hier der epische Vers der vier Hebungen kaum mehr hin Wohl aber war er für den Beowulf

[1]) W. Meyer, Der Dichter des Waltharius, Zeitschr. f. deutsches Altert. XLIII 114.

[2]) Leipzig 1897; sein Beowulf [2]Paderborn 1898. Dagegen ist in den 'fünf mittelalterlichen Erzählungen' (Berlin 1902) der Ton nicht übel getroffen. H. v. Wolzogens Beowulf in Reclams Universalbibliothek.

[3]) Wilamowitz, Reden und Vorträge S. 2.

unentbehrlich, und ein Mann von feinem Stilgefühl wie H. v. Wolzogen hat ihn hier auch nicht missen mögen.

Wir haben aus St. Gallen von Notker dem Stammler das köstliche Büchlein der Karlsanekdoten — es ist unverdienter Vergessenheit anheimgefallen, woraus es auch ein Mann von feinem Gefühl für Humor, wie Wattenbach es war, nicht hat erlösen können,[1]) weil er sich an die für die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit aufgestellten Regeln halten mußte. Und doch wartet der dort verborgene Schatz nur auf die Wünschelrute, die ihn zu heben weiß. Die Wirkung, die Notker in seiner mittelalterlich gefärbten lateinischen Prosa, Anekdote an Anekdote reihend, erreicht, wird eine hochdeutsche Prosa nimmer erreichen. Uns stehen zwei Stilformen zu Gebote, jede in ihrer Art angemessen und wirkungsvoll: einmal die der Dialektanekdote, oder aber die der hochdeutschen Ballade. Möge uns einmal ein Landsmann Notkers aus dem schönen Schwabenlande, wo ja der Geist Mörikes und Kellers waltet, einen schwäbischen Notker schenken: der verstorbene Götzinger in St. Gallen, dessen prächtige Dialektschöpfungen im Reich viel zu wenig bekannt sind,[2]) er wäre dazu berufen gewesen. Ich selber fühle mich zwar in den Dichtungen St. Gallens, in die ich mich seit Jahren hineingelebt habe, heimisch; aber jenen feinsten, intimsten Reiz zu erreichen, ist nur dem Landsmann möglich, und wer aus der Ostmark stammt, muß bei Notker darauf verzichten. Er ist Schwabe nicht bloß von Geburt, sondern seinem innersten Wesen nach. Es wäre lehrreich, sich einmal klar zu machen, daß Notkers milde, humoristische Weise zu der derben, knorrigen Art Hrotsvits in dem gleichen Verhältnis steht, wie etwa Mörike und Keller zu Hebbel: das ist der Stammescharakter, der sich durch ein wechselvolles Jahrtausend in Schwaben und Niedersachsen rein erhalten hat: ich brauche wohl kaum zu sagen, daß ich den Vergleich durchaus auf diesen Stammescharakter beschränke, wodurch auch Dichter zweiten Ranges in St. Gallen mit Notker wesensverwandt sind, und damit keineswegs etwas über

[1]) Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, 26. Bändchen (IX. Jh., 11.)

[2]) Wahrhafftige nüwe zittung des jüngst vergangenen tütschen kriegs, zuerst St. Gallen 1871, vier tractätlein, St. Gallen 1872; seine Lieder im Liederbüchlein des Historischen Vereins in St. Gallen, zu dessen 40. Stiftungsfest, geleitet von seinem ehrwürdigen Präsidenten H. Wartmann, ich 1899 just am St. Gallentag auf meiner Sequenzenreise eintraf: der Geist Notkers lebt in St. Gallen noch heute.

die Stärke der individuellen Begabung aussagen will. Bei Hrotsvit aber denke ich nicht an die Werke, womit sie ihrer Zeit ihren Zoll bezahlt hat, an die Legenden und die Gesta Oddonis, sondern an das, was ihr ureigen gehört, auch wenn sie den Stoff der kirchlichen Legende entlehnt, an ihre Dramen, zumal Dulcitius, Callimachus und Abraham, und an ihr Gedicht über die Urzeit Gandersheims: das ist echte, schönste Heimatkunst im 10. Jahrhundert. — Wenn ich also darauf verzichten muß, Notker in dem heutigen Dialekt seiner Heimat reden zu lassen, so will ich doch versuchen, wenigstens eines seiner Histörchen in der zweiten möglichen Stilform frei wiederzugeben. Ich habe dabei die Einleitung, zum Teil aus eignem, erweitern müssen, um die Stimmung zu wecken, die Notker bei seinen Lesern mitten im Werke voraussetzen durfte und die gerade dieses besondere Thema erheischt. Nachher schließt sich die Übertragung leidlich genau dem Urbild an, auch der Schwur des Schlaukopfs, den man leicht für modern halten könnte, nolit deus Abraham, ut ita perdam laborem meum et subvectionem meam. Man wird sich gern an dem Märchentone Notkers erfreuen, und an seiner Kunst, die überragende Gestalt des großen Kaisers, ob sie auch schon von dem Gerank der Sage umsponnen war, lebenswahr hinzustellen. Die Schlußworte Notkers quem ipse, digna invectione coercitum, confusum permisit abire sind doppelter Deutung fähig: man sieht nicht klar, ob mit der digna invectio die allgemeine Scheltrede des Kaisers, die sich an alle Bischöfe richtet, gemeint ist ('ihn, den er mit verdientem Tadel gestraft und beschämt hatte'), oder eine neue ad hominem gerichtete. Je nachdem man sich entscheidet, wird man vielleicht geradezu das Versmaß der Übertragung verschieden wählen. Ich meine, ein Menschenkenner, wie Karl hier gezeichnet ist, sagt sich, dieser Mann ist von seiner Torheit genugend geheilt, auch ohne eine neue Strafpredigt, und entläßt ihn milde: 'Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr.' (Die Maus, abgedruckt oben S. 177.)

Gar manches, was der Aufbewahrung wert ist, hat uns ja längst die deutsche Ballade angeeignet; aber lange nicht genug, und in vielen Fällen ist der Versuch, von 'Stoffhubern', wie Fr. Th. Vischer sagen würde, mit unzulänglichen Mitteln unternommen, mißlungen. Ich kenne die Gefahr, die hier dem Bearbeiter droht: aber ich wage es trotzdem, noch einen St. Galler Klosterscherz, den uns Ekkehard IV. berichtet, vorzulegen, muß indes auch hier bitten, mir etwas Freiheit zu gestatten. (Der Pilz, abgedruckt oben S. 143.)

Auf Notkers köstliches Märchen vom Wunschbock habe ich früher schon hingewiesen,[1] ohne jedoch damals eine Nachdichtung bieten zu können. Heute will ich das nachholen. Die Übertragung ist diesmal ganz getreu — hier wäre die kleinste Abweichung eine gröbliche Versündigung gegen den Dichter. (Der Wunschbock, abgedruckt oben S. 171.)

In einem sonderbaren poetischen Sammelsurium des 13. Jahrhunderts finden sich ein paar Spottverse auf die Schottenmönche von Erfurt;[2] es wird sich aber dabei um einen landläufigen Witz handeln; denn die Stelle ist nicht im mindesten individuell gefärbt, und der Dichter verdirbt die Pointe hinterdrein als rechter Pedant durch theologische Spitzfindigkeiten.

> Sunt et ibi Scoti, qui cum fuerint bene poti,
> Sanctum Brandanum proclamant esse decanum
> In grege sanctorum, vel quod deus ipse deorum
> Brandani frater sit et eius Brigida mater.

Ein echter Ire (denn das sind die sogenannten 'Schottenmönche') schleppt seine Nationalheiligen und seine heimische Art oder Unart auch auf dem Festland überall mit sich herum: man weiß, wie unverträglich sich selbst der h. Columban im Frankenreich erwiesen hat, auch an ein Scherzwort Walahfrids darf ich erinnern. Wie der Dichter des Heliands Christum als sächsischen Stammesherzog auffaßt, die Jünger als sein Gefolge, die Juden als seine Mannen, so sieht es auch im Himmel des Schottenmönchs sonderbarlich aus:

> Wenn der Schotte des Guten
> Zu viel hat getan,
> Ist Sanct Brandan der Vogt
> In der Heiligen Clan,
> Ist Gottvater sein Duzfreund
> Im himmlischen Zelt,
> Und die heil'ge Brigitte
> Das Jesuskind hält.

Wirklich ein Bild im niederländischen Stile: die Heiligen aller Zeiten und Zungen als eine Bauerngesellschaft in rauchiger Schenke. St. Brandan, der Baas unter ihnen, schlägt just mit der Faust auf den Tisch, um seinen Worten mehr Nachdruck zu leihen. Gottvater, in der Weise

[1]) Neue Jahrb. V 347.

[2]) Nicolai de Bibera carmen satiricum ed. Fischer (Gesch.-Q. der Prov. Sachsen I) v. 1550 ff.; über Walahfrid Neue Jahrb. V 345.

eines h. Joseph gemalt, als freundlicher alter Mann mit langem weißen Barte, zwinkert mit den Augen und klopft ihm gutmütig auf die Schulter, als wollte er sagen: 'Na, Alter, renommiere nicht zu toll, wir waren auch dabei.' Und im Hintergrunde statt der Mutter Maria die heilige Brigitte mit dem strampelnden krähenden Christkind auf dem Schoß. — Und nun versuche man einmal, das 'im Versmaß des Originals' wiederzugeben, wie der Kunstausdruck so schön heißt.

Freilich, alles zu seiner Zeit. Rhythmischer Willkür möchte ich am wenigsten das Wort reden. Wo wir in derselben Versform dem Stil einer rhythmischen Dichtung gerecht werden können, wollen wir nicht ohne Not abweichen; die Rhythmik der modernen Sprachen ist, wie W. Meyer mit Recht stark betont, aus der des mittelalterlichen Lateins erwachsen, und so ergibt sich oft von selbst, welches Versmaß auch für das Deutsche geboten ist. Wir haben aus dem 10. oder 11. Jahrhundert eine hübsche Erzählung eines französischen Spielmanns von dem wunderlichen Heiligen, der ein Engel werden wollte und schließlich zwar kein Engel, aber doch ein braver Mann wurde. Die Verse sind etwas frei gebaut, und statt der Reimpaare treten öfters gekreuzte Reime auf. Meine Übersetzung folgt der Regel, wovon der Dichter nur hier und da dem bequemeren Reimgefüge zuliebe abgewichen zu sein scheint. Ich muß aber den Text erst aus zwei ziemlich stark voneinander abweichenden Fassungen im groben herstellen, da beide mit sinnstörenden Fehlern behaftet sind:[1])

1. In vitis patrum veterum
Quiddam legi ridiculum,
Exemplo tamen habile;
Quod vobis dico rithmice.

2. Iohannes abba, parvulus
Statura, non virtutibus,
Ita maiori socio,
Quicum erat in heremo,

3. 'Volo' dicebat 'vivere
Secure sicut angelus,
Nec veste nec cibo frui,
Qui laboretur moribus.'

4. Respondet frater: 'Moneo,
Ne sis incepti properus,
Frater, quod tibi postmodum
Sit non cepisse satius.'

1,1 *vitis* F: *gestis* C. 2 *quoddam* C. *rid.* C: *iucundum* F. 4,1 *maior dicebat* C. 3 *frater* fehlt F; *frater quod dico tibi postmodum sic incepisse saucius* C.

[1]) F = Fulberti Carnotensis opera (Paris 1608, fol. 183; vgl. N. A. XXV 405 f.). C = Cambridge Gg. 5,35 aus dem 11. Jahrhundert (daraus Jaffé, Zeitschr. f. deutsches Altert. XIV 469; Piper, Nachträge zur älteren deutschen Literatur S. 232 f., wo mehrere Versehen Jaffés berichtigt sind).

5. At ille: 'Qui non dimicat,
Non cadit neque superat.'
Ait, et nudus heremum
Inferiorem penetrat.

6. Septem dies gramineo
Vix ibi durat pabulo;
Octava fames imperat,
Ut ad sodalem redeat.

7. Qui sero, clausa ianua,
Tutus sedet in cellula,
Cum minor voce debili
Appellat: 'Frater, aperi:

8. Iohannes opis indigus
Notis assistit foribus;
Ne spernat tua pietas,
Quem redigit necessitas.'

9. Respondet ille deintus:
'Iohannes factus angelus
Miratur caeli cardines
Ultra non curat homines.'

10. Foris Iohannes excubat
Malamque noctem tolerat,
Et praeter voluntariam
Hanc agit poenitentiam.

11. Facto mane recipitur
Satisque verbis uritur;
Sed intentus ad crustula
Fert patienter omnia.

12. Refocillatus domino
Grates agit ac socio;
Dehinc rastellum brachiis
Temptat movere languidis.

13. Castigatus angustia
De levitate nimia,
Cum angelus non potuit,
Vir bonus esse didicit.

5, 1 *ille* F: *minor* C. 3 *ait* fehlt F. 4 *interiorem* F. 6, 2 *nix ubi* F. 7, 1 *clausus* C. 3 *debilis* C. 4 *frater appellat* C. 8, 1 *opis* F: *hospes* C. 9, 2 *factus est* F. 10, 1 *Ioh. foras exc.* C. 11, 3 *sic intentus* F, *sed contemptus* C. *crustulam* C. 12, 1 *refocilatus* C. 2 *egit* C.

(Der Einsiedel, abgedruckt oben S. 211.)

Besonderer Erläuterung wird die kleine Anekdote nicht bedürfen; wohl aber bedarf meine Wiedergabe an zwei Stellen einer kurzen Rechtfertigung. Im Lateinischen ist von Iohannes abba die Rede: das bedeutet aber hier nicht den Abt, sondern, weil es sich um Heilige der ägyptischen Wüste handelt, die selbzweit zusammen hausen, so ist abba nur als der ihnen vom Volke willig zugestandene Ehrentitel zu nehmen, wie der Mönch Pater genannt wird. Die andere Stelle ist 11,3 intentus ad crustula, wie ich mit der französischen Überlieferung lese. Naschwerk paßt übel zu der Einfachheit des Eremiten, hier muß also etwas anderes stecken: Der Sinn ist: nach der Nebukadnezarkost der letzten Woche ist er so ausgehungert, daß ihm die schlichte Einsiedlerkost vorkommt wie die seltensten Leckerbissen. Er sieht nicht rechts noch

links; er ist taub, mag es Schelte regnen, so viel es will: er hat andere Dinge zu tun und knuspert stillvergnügt weiter.

Auch die wunderbar ergreifende Totenklage des hartbedrängten Bischofs Leo von Vercelli um seinen kaiserlichen Schirmherrn kann ich mir nicht anders wiedergegeben denken als in den eigenartigen, wie Glockenklang lautenden Versen des Originals. Ich gebe sie hier nach meiner von H. Bloch[1]) gebilligten Herstellung des ursprünglichen, später nach der Wahl Heinrichs II. erweiterten Textes. Es sind Sterbeglocken, abgestimmt auf den Ton, in dem der Dichter wenige Jahre vorher Otto III. und seinem päpstlichen Vetter auf der Höhe ihres Glückes zugejauchzt hatte[2]) — nun lagen sie beide im Grabe, und Leo, der zu ihnen gehalten hatte, mußte die harte Faust des Markgrafen von Ivrea fühlen. Da mochten in ihm wohl chiliastische Vorstellungen lebendig werden; es mochte ihm scheinen, daß die Zeichen des jüngsten Tages erfüllt seien und das Weltgericht nahe bevorstehe. (Totenklage um Otto III., abgedruckt oben S. 205.)

Vor allem aber ist engster Anschluß an den Bau des Originals geboten bei den Sequenzen, dem Höchsten, was das Mittelalter geschaffen hat. Ich habe sie in meinem Aufsatz über die Dichterschule St. Gallens und der Reichenau[3]) charakterisiert und will, was ich dort gesagt habe, nicht wiederholen; aber ein paar neue Proben werden doch auch hier am Platze sein: hoffentlich kann ich später einmal das ganze Sequenzenbuch Notkers so bearbeitet vorlegen. Ich beginne mit der Sequenz auf die unschuldigen Kinder von Betlehem.[4])

1. Laus tibi, Christe,

2 a. Cui sapit, quod videtur
ceteris esse surdastrum.[5])
2 b. Famulatu cuius omnis
competit sexus et aetas.

[1]) Neues Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde XXII 118.

[2]) Neues Archiv XXII 114.

[3]) Neue Jahrb. V 352 ff.

[4]) Diese vier Sequenzen durchaus nach meinen Text- und Neumenstudien für die große Ausgabe der älteren Sequenzen, Mon. Germ. hist., Poetae V.

[5]) Über diese kritisch wichtige Stelle hoffentlich bald mehr in einem späteren Kapitel meiner Rhythmen- und Sequenzenstudien (Zeitschr. f. deutsches Altert.): 'Welche Sequenzen hat Notker verfaßt?'

3a. Recentes atque teneri milites
Herodiano ense
trucidati te hodie
praedicaverunt:
3b. Licet necdum potuerint ligula,
effusione tamen
te, Christe, sui sanguinis
praeconati sunt,

4a. Lac cum cruore
fundentes ad deum
clamitaturum,
4b. Uda pupilli
quem gena miseret
et innocentis.

5a. Quis athletarum fortissimus umquam
Exercitibus
tantam, Christe, suis
contulit victoriam,
5b. Quantam vagiens coaevulis tuis
Tu praestitisti,
mittens eos caelo
regnaturos perpetim!

6a. O Christi praecones clari
floresque martyrum corusci
6b. Et confessorum
insignes gemmulae sanctorum

7a. Atque sterilium in mundo virginum
7b. Cari filioli, dulces pusioli,
nos iuvate precibus,

8a. Quas Christus, innocentem
mortem vestram miserans
8b. Pro sese maturatam,
placidus exaudiens

9. Nos regno suo dignetur.

(Die Übersetzung s. oben S. 188 und 189.)

Es ist das Rein-Menschliche, was Notker hier wieder in den Vordergrund rückt, das Bild der zarten Säuglinge, die um des Christkindes willen den Tod haben leiden müssen und nun die Freuden des Himmels genießen; sie wurden von jeher als Erstlinge unter den Märtyrern hoch

gefeiert, und zumal in St. Gallen, wo die Klosterschule eine so wichtige Rolle spielte und sie den größten Dichter des Mittelalters, als sie seinen Namen ins Totenbuch eintrugen, als den Lehrer und Sequenzendichter bezeichneten.[1])

Oder nehmen wir aus den Sequenzen des Weihnachtskreises die Neujahrssequenz, die sich an die Jungfrau wendet und den Heiland in seiner Mutter feiert.

1. Gaude, Maria, virgo dei genitrix,

2a. Quae promissis Gabrielis
2b. Spe devota credidisti.

3a. Numine tu sancti
spiritus repleta
gignis clausa filium,
3b. Qui mundi regit machinam.

4a. In tuo partu ad turrim gregis[2])
canunt angeli,
4b. Quippe iacente suo rectore
in praesepio
urbis Bethlemiticae.

5a. Te nomen Iesu edocuit
caelestis nuntius,
5b. Quod circumciso imponeres
intacta filio,

6a. Qui scit solus nostra crimina
6b. Cum patre sanctoque spiritu
rite circumcidere.

7a. Ad tuas manus magi tria
munera deferunt,
7b. Quae vitam nostram et fidei
figurant regulam.[3])

[1]) Über Notker als Lehrer vergl. meine Dichterschule, Neue Jahrb. V 350 ff., s. oben S. 411 ff.

[2]) regis Mone, weil er sich nicht an die Stelle Micha 4,8 erinnerte (dazu Hieronymus in seinem Kommentar, Vallarsi² VI 418; Luther ganz abweichend).

[3]) Die vera fidei munera erklärt Ambrosius in der Expositio evangelii secundum Lucam II 44 (ed. Bened. I 1296). Ich verdanke diese Stelle einer Anmerkung O. Schades zum Liber de infantia, Halle 1869, S. 35.

8a. Te primum Christus potentatus
sui instruxit dolentem gloriam;
8b. Te primo signo deitatis
suae donaverat, vina faciens.

9a. Ergo precamur,
ut nostri reatus
apud clementem patrem
fias interventrix,
9b. Qui te in terris
eius hic parentem
delegit, quem rex ipse
regem generavit,

10a. Et te iam splendentem
in praesenti-a dei
10b. Te corde contrito,
te flagita-mus,
nos nos tuorum ut mansorem viscerum
tueri preceris.

(Die Übersetzung s. oben S. 190 und 191.)

Eine Sequenz des Osterkreises, auf den Samstag nach Ostern, malt das aus dem Hohenliede und der Offenbarung geläufige Bild Christi als des Bräutigams seiner Kirche aus.[1] Das auserwählte Volk des alten Bundes ist seinem Gott untreu gewesen, und so hat er der Synagoge den Scheidebrief gegeben, sich die Kirche anverlobt und dieser als Brautgeschenk die Gnadengaben des Blutes und Wassers zugebracht, das am Kreuz aus seiner Seitenwunde geflossen ist. Seine Liebe zu ihr ist so groß, daß er um ihretwillen, ein anderer Simson (Richter 16), sich der Hölle gefangen gibt und ihre Tore sprengt, daß er mit dem Fürsten dieser Welt den Kampf aufnimmt und ihn erlegt wie David den Riesen Goliath. Damit hat er seine Braut aus der Gewalt des bösen Feindes errettet, und sorglos kann sie sich nun im Paradiesgarten des Reigens freuen, den er, im Garten Josephs von Arimathia begraben (Joh. 19, 41) und auferstanden, ihr wieder erschlossen hat. So ist die ganze Sequenz auf ein einziges Bild gestellt, und aus ihm wird alles herausgeschöpft, was darin liegt. Das ist Notkers sinnige Art so.

[1] Vgl. zu der ganzen Sequenz meine kritisch-exegetischen Bemerkungen bei Gelegenheit eines Kölner Rhythmenbruchstücks, Zeitschr. f. deutsches Altert. XLV 147 ff. Einmal, 2b natura et, ist zu elidieren.

Arm und dürftig erscheinen, daran gemessen, die gefeierten Dichtungen der Reichenauer,[1]) Hermanns des Lahmen und Gottschalks von Klingenmünster;[2]) nur die h. Hildegard[3]) erreicht in ihren Sequenzen ähnliche Anschaulichkeit des Bildes, ohne daß es ihr in ihrer mystischen Verzückung gelänge, im Wort voll herauszubringen, was ihr inneres Auge schaut: man denkt unwillkürlich an Annette von Droste-Hülshoff, die ebenso tief empfindet, ebenso scharf sieht, aber ebensowenig die Fülle der Gesichte im Wort zu meistern vermag.

1. Carmen suo dilecto

2a. Ecclesia Christi canat,
ob quam patrem matremque deserens
2b. Deus nostra se vestiit
natura et synagogam respuit.

3a. Christe, tuo sacro latere
sacramenta manarunt illius;
3b. Tui ligni adminiculo
conservatur in salo saeculi.

4a. Hanc adamans coniugem
clauderis Gazae,
sed portas effracturus illius;
4b. Hanc etiam hostibus
eruiturus
es congressus tyranno Goliath:
4c. Quem lapillo prosternens unico,

5a. Ecce sub vite amoena,
Christe, ludit in pace
omnis ecclesia:
5b. Tute in horto resurgens,
Christe, hortum florentis
paradisi tuis

6. Obstructum diu reseras,
domine, rex regum.

(Die Übersetzung s. oben S. 132 und 133.)

[1]) Darüber etwas mehr in der Dichterschule S. 357, s. oben S. 417 ff.

[2]) Über ihn jetzt auch mein Aufsatz 'Zur Gottschalkfrage', N. A. XXVII 509 ff.

[3]) Eine knappe, treffende Charakteristik der hochbegabten, aber eigenwilligen Frau gibt jetzt Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands IV 398 ff.

Zum Schlusse noch die Sequenz auf Marien Himmelfahrt, die sich in feinen Antithesen bewegt.

1 Congaudent angelorum chori
  gloriosae virginum,[1])

2a. Quae sine virili
  commixtione genuit
2b. Filium, qui suo
  mundum cruore medicat:

3a. Nam ipsa laetatur,
  quod caeli iam conspicatur principem,
3b. In terris cui quondam
  sugendas virgo mamillas praebuit.

4a. Quam celebris angelis
  Maria, Iesu mater, creditur,
4b. Qui filii illius
  debitos se cognoscunt famulos.

5a. Qua gloria in caelis
  ista virgo colitur,
 Quae domino caeli
  praebuit hospitium
  sui sanctissimi corporis.
5b. Quam splendida polo
  stella maris[2]) rutilat,
 Quae omnium lumen
  astrorum et hominum
  atque spirituum genuit.

6a. Te, caeli regina,
  haec plebecula
  piis concelebrat mentibus;

[1]) Dies die echte, nur durch ein paar Zeugen der Reichenauer Klasse erhaltene La. (vgl. virgo virginum u. a.; sonst virgini. 5a ist der Silbenüberschuß wohl durch Elision zu beseitigen, wofür die Bamberger Hs. Ed. V 9 spricht (geschrieben in der Reichenau, aber von vornherein für Bamberg).

[2]) maris stella, die verbreitete etymologisierende Deutung des Namens Maria (vgl. A. Salzer, Die Sinnbilder und Beiworte Mariens, Linz 1893, S. 616 s. v. stella).

6 b. Te cantu melodo
super aethera
una cum angelis elevat.

7 a. Te libri, virgo, concinent prophetarum,
chorus iubilat sacerdotum,[1])
apostoli Christique martyres praedicant.
7 b. Te plebes sexus sequitur utriusque,
vitam diligens virginalem,
caelicolas in castimonia aemulans.

8 a. Ecclesia ergo cuncta
te cordibus te-*que carminibus* venerans
8 b. Tibi suam manifestat
devotionem,
precatu te supplici
implorans, Maria,

9. Ut sibi auxilio
circa Christum dominum
esse digneris per aevum.

(Die Übersetzung s. oben S. 193 und 194.)

Ich sprach vorhin von den Sequenzen der h. Hildegard. Wohl handelt es sich da um etwas eigentlich Unübersetzbares. Aber der Versuch muß dennoch gewagt werden, auch auf die Gefahr hin, hier oder da zu irren. So gebe ich Hildegards Sequenz auf den h. Maximin, freilich ohne die Noten, die ich vor Jahren studiert, aber damals nicht abgeschrieben habe: das ist aber auch bei ihren Sequenzen ausnahmsweise zulässig, da es sich hier um Abschnitte ihrer Offenbarungen handelt, die erst nachträglich als Sequenzen bearbeitet worden sind. Die Responsion in Anfangs- und Schlußsilben deute ich durch Kursiv im lateinischen Text an.

1 a. *Columba* aspexit per cancellos fenestrae;
ubi ante faciem eius
sudando sudavit balsamum
de lucido *Maximi*no.

[1]) Nach der Litanei fehlen hier die Patriarchen, und die Priester sind überzählig; ich verstehe das Priestertum des alten Bundes, obwohl es auffällig bleibt, daß dann die Propheten voranstehen.

1b. *Calor* solis exarsit
et in tenebras resplenduit;
unde gemma surrexit
in aedificatione
templi purissimi cordis be*nivoli*.

2a. *Iste* turris excelsa
de ligno Libani et cypresso facta;
jacincto et sardio ornata est
urbs praecellens artes aliorum ar*tificum*.

2b. *Ipse* velox cervus
cucurrit ad fontem purissimae aqua*e*,
fluentis de fortissimo lapide,
qui dulcia aromata ir*rigavit*.

3a. *O pig*mentarii,
qui estis in suavissima viriditate hortorum regis,
ascendentes in altum,
quando sanctum sacrificium,
in arietibus *perfecistis*,

3b. *Inter* vos fulget hic artifex paries templi,
qui desideravit alas aquilae,
osculando nutricem sapientiam
in gloriosa fecunditate *ecclesiae*.

4a. *O* Maximine, mons et vallis es,
et in utroque alta aedificatio appares,
ubi capricornus cum elephante exivit
et sapientia in delici*is fu*it.

4b. *Tu* es fortis et suavis in caerimoniis
et in choruscatione altaris,
ascendens ut fumus aromatum
ad columnam *laudis*,

5. Ubi intercedis pro populo,
qui tendit ad speculam lucis,
cui laus est in al*tis*.

(Die Übersetzung s. oben S. 195.)

Das ist denn freilich ein visionäres Schauen, mit dessen Bilderfülle und dessen innerem Reichtum der sterbliche Mund vergebens ringt. Was uns gelingen kann, ist dies: aufzuzeigen, woher die Bilder stammen, aus welcher Quelle die Phantasie der Dichterin ihre Vorstellungen entlehnt hat, die sie erfüllen, und wie eins ins andere greift, ein Bild das andere hervorruft.

Der heilige Geist, die Taube, schaut durch das vergitterte Fenster der Zelle des Heiligen (Hohes Lied 2, 9), dessen Heiligkeit duftet wie Balsam (Sirach 24, 20); Licht strömt von ihm aus. Das ist die Wirkung der Sonne, d. h. Christi (Mal. 4, 2), die ins Dunkel hineinscheint und das Leben weckt, die Knospe am kahlen Zweig und den Edelstein in des Erdreichs Tiefen (ein bei H. von Kleist beliebtes Bild): die Dichterin, mit Pflanzen und Steinen wohlvertraut, spielt mit dem Doppelsinn des Wortes gemma. Der Tempel aber, dessen Kleinod der Edelstein sein soll, ist das Herz, das 'guten Willens' ist (Luc. 2, 14 nach der echten Lesart). Er ist ein hoher festgebauter Turm (Sir. 24, 17), sein Abbild ist das himmlische Jerusalem im Schmuck seiner Edelsteine (Offenb. 21, 20). 'Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser' (Psalm 41, 2), so eilt er zu dem Quell des Lebens (Joh. 4, 14), der aus dem Steine Christo entspringt: der Hirsch spielt ebenso wie Steinbock und Elefant in der mystischen Theologie des Physiologus, der mittelalterlichen Naturgeschichte, eine große Rolle. Die pigmentarii des Hohenliedes 5, 13 (bei Luther 'Apotheker') hat Hildegard von den Heiligen verstanden, die sich an den würzigen Düften des Paradieses erquicken; die zur Seligkeit emporgehoben worden, nachdem sie in ihrer Erdenwallfahrt dem Herrn ein Opfer dargebracht hatten: und unter ihnen strahlt Maximin in erster Reihe, der sich gleich dem Adler emporgeschwungen hat (Jes. 40, 31); der sich willig der Pflege der Weisheit überlassen hat, die die Kinder der Kirche in ihre Obhut nimmt. Alles ist er in allem, Berg und Tal (ein schönes Wort Nietzsches von Hafis: 'bist aller Höhen Versunkenheit, bist aller Tiefen Schein') und der Bau, der in beiden ragt, wo Steinbock und Elefant wandeln, die Symbole von Andacht und Keuschheit, wo Weisheit köstliche Labe ist. Die Gegensätze auch von Stärke und Milde vereint er in sich, ein Priester am Altar, dessen Seele sich mit dem Rauch des Räucherwerks aufschwingt zum Throne Gottes, um dort, vor ihm, der das ewige Licht ist, die Seinen ewig zu vertreten im Gebete.

Die Heiligensequenz ist selten so rein lyrisch, meist eine Ballade mit lyrischer Umrahmung, wie die Kultlieder des Pindar und Bakchylides es sind; und auch der modernen Ballade fehlt es nicht ganz an Analogien.[1]) So lag es nahe, die Sequenzenpoesie auch in den Dienst

[1]) Aber die Beispiele sind rar. Ich wüßte kaum einen Dichter zu nennen, dessen Balladen die subjektiv-individuelle Umrahmung auf-

der weltlichen Ballade zu stellen. Auch das ist geschehen. Das vorzüglichste Denkmal dieser Spielmannsdichtung ist die alte Mär vom Schneekind, die in den Cambridger Liedern steht. Meine Übertragung ist kaum freier als die reimlose in M. Heynes Spielmannsliedern, die auch das Versmaß des Originals festhalten will, in Wirklichkeit aber nur die Silben zählt und nicht einmal Kurzzeilen absetzt. Das lateinische Gedicht ist reimlos: wir müssen aber heute bei einem Stoff dieser Art die zusammengehörigen Kurzzeilen durch den Reim binden; was denn, da mehrfach stumpfe und klingende Ausgänge gebunden werden mußten, dazu führt, in solchem Fall die stumpfen Ausgänge um eine Silbe zu kürzen und so in klingende zu verwandeln.[1]) Die Noten fehlen. Es folgt die Übersetzung des Schneekindes, sie ist abgedruckt oben S. 2[illegible].

wiesen, außer dem Grafen Moritz Strachwitz: man denke an seinen Junker Ebbelin, an sein Lied vom Grafen Edelfried und dem Elfenring, an die nach meinem Gefühl schönste unter seinen Balladen 'Nun grüße dich Gott, Frau Minne'. Aber jetzt schenkt uns auf einmal eine junge Dichterin aus Königsberg eine ganze Reihe urpersönlicher, innerlich erlebter Balladen, in denen jedoch das Persönliche nicht mehr den Rahmen der Ballade bildet, vielmehr schwingt fast überall in der Wahl des historischen Stoffes und in feinen Einzelzügen eine ganz subjektive Saite mit. Ich zähle diese Gedichte von Agnes Miegel, das Erstlingswerk einer zweiundzwanzigjährigen Diakonissin, nach Adel und Meisterschaft zu dem Höchsten, was in deutscher Lyrik und Ballade je geschaffen worden ist. Und dankbar bekenne ich, daß sie mir erst die Stimmung gegeben haben, die hier mitgeteilten Proben und manches andere noch zu übertragen.

[1]) Ich ziehe damit die Konsequenzen aus W. Meyers rhythmischer Regel (vgl. die Anmerkung zu Strophe IV der Basilussequenz in meiner Hrotsvit S. XVII). Eine durchgereimte Strophe 3c ist von W. Meyer in seiner Ausgabe als unecht erwiesen worden; ich habe dennoch ein Nebenmotiv daraus aufgenommen. Im übrigen halte ich auch die von mir eingeklammerte Schlußstrophe, die gleichfalls den Reim aufweist, für unecht, daß sie rhythmisch gleich der Eingangsstrophe ist (zur Basilussequenz, Strophe 1b), kann daneben nicht in Betracht kommen. Sie ist überflüssig und schwächt die Wirkung des Vorangehenden bloß ab. Freilich muß man sich den Fiedler die letzten Worte des Mannes richtig vortragend denken, mit Achselzucken und wehleidigem Augenaufschlag: dann wird man empfinden, daß hier jeder Zusatz vom Übel ist.

Fast auf der gleichen Höhe steht der modus Ottinc, ein Spielmannslied, das an Ottos III. Hofe gesungen worden ist und vielleicht von demselben Dichter herrührt. Denn beide Lieder zeigen kein einziges Wort von mehr als vier Silben, wie W. Meyer jüngst hübsch bemerkt hat. Nun würde sich das zwar leicht genug aus dem genauen Anschluß des Textes an die Melodie erklären; aber Text und Melodie eines jeden dieser Gedichte sind wohl von einem und demselben des Wortes und des Harfenspieles gleichermaßen kundigen Spielmann. Dabei ist freilich, wie wir schon im 'Schneekind' unechte Strophen ausgeschieden haben, wohl auch im modus Ottinc das gleiche anzunehmen. Ich halte nämlich die 'Tradition' von der Erfindung der 'Ottenweise' bei Gelegenheit einer Feuersbrunst für verdächtig; mögen immerhin die Diener den schlafenden Kaiser mit ihrem Spiel aufgeweckt haben, eine eigene lange Melodie zu erfinden, würde es ihnen wohl an Stimmung gefehlt haben. Indessen, was bringt nicht die Schmeichelei eines Mannes zuwege, wie wir ihn hier vor uns haben, der den würdig erhabenen Vortrag in dieser Weise mit einer Bitte um den Bakschisch schließt. Das also war des Pudels Kern, und darum gab er sich den Anschein, als formuliere er da, wo er von dem jungen Kaiser spricht, das Urteil der Geschichte: 'er war nicht bloß tapfer, sondern auch glücklich', und 'er war allezeit ein freigebiger Gönner der fahrenden Leute' — was denn freilich in eines Spielmanns Augen ein höheres Lob ist als alles andere zusammen. Auf uns heute muß es allerdings einen eigenen Eindruck machen, dies Lob des 'glücklichen' Kaisers — der von allen verlassen, von seinen Römern schnöde verraten, mit zweiundzwanzig Jahren gestorben ist. — Aber nun lasse man einmal die eingeklammerte Strophe fort: jetzt erst ist alles in straffem Zusammenhang, während vorher die Rüstung Ottos gegen die Ungarn sehr unvermittelt an die Anekdote anschloß. Der Brand der Kaiserpfalz ist bildlich zu nehmen: es ist die Kriegsfackel gemeint, die ihm der Reichsfeind in Land und Pfalz schleudert, während er sich ahnungslos in Sicherheit gewiegt hat; nun aber erhebt er sich und steuert dem Verderben. Die Strophe 1b rührt also von einem her, der das Bild nicht mehr verstand. War dies der Sänger, der das Lied vor Otto III. vortrug? und galt das ursprüngliche Lied nur der Schlacht auf dem Lechfelde? umfaßte es also nur die Strophen 1a, 2a—4b? Oder ist wirklich nur 1b unecht und erst nach Ottos III. Zeit zugesetzt? Ich halte beides für denkbar. Die Geschichte ist zwar bereits zur Sage geworden: den Sieg auf dem Lechfeld, wo

Herzog Konrad der Rote von Lothringen die Auflehnung gegen seinen königlichen Schwiegervater durch einen tapferen Reitertod sühnt, soll ein kleines Häuflein gegen erdrückende Übermacht erfochten haben. Aber auch die zehn Jahre Ottos II. heißen eine 'lange' Zeit, und sein mannhaftes Eintreten für des Reiches Ehre gegenüber dem westfränkischen Nachbarn ist vergessen, und nur das Andenken an die entsetzliche Niederlage bei Cotrone haftet noch im Gedächtnis. (Die Ottonen, abgedruckt oben S. 202.)

Ich habe nicht ohne guten Grund der Sequenz so viel Raum angewiesen. Wie sieht es heut in der deutschen Lyrik aus? Man sucht so viel nach dem neuen Stil, der uns vom Bann der hergebrachten Strophen und des Reimes frei machen soll, der für manche Dichtungsformen in der Tat schier unleidlich geworden ist — nur würde ich nicht so weit gehen,[1] ihm im höheren Stil jede Berechtigung abzusprechen, weil er ausgeleiert sei: das Genie überspringt jede Schranke. Aber was man als neuen Stil proklamiert, ist eine rhythmische Prosa: erst die Wiederkehr derselben Glieder setzt in Wahrheit Verse ab.[2]) Die gewaltige Ausdehnung der Strophen im griechischen Chorlied und in der mittelhochdeutschen Lyrik vermögen wir, die wir Verse mehr durchs Auge als durchs Ohr aufzunehmen gewohnt sind, uns schwer als Ganzes anschaulich zu machen. Die moderne Lyrik wird darauf verzichten müssen. Aber die Sequenz mit ihren mäßig langen, unendlich modulationsfähigen Versen, mit ihrer Responsion, die doch nie zu mechanischer Wiederholung führt, sondern genug Freiheit gestattet, wie die vorgelegten Proben zeigen konnten, sie hat das, was heute viele der Besten suchen.[3]) Aber freilich, die Sequenz ist nicht Buchlyrik fürs Auge, sondern die Poesie geht hier Hand in Hand mit der Musik, der Dichter ist sein eigener Komponist; höchstens legt er, wie hier und da selbst Notker, der Melodie eines andern seinen Text unter. Texte ohne Melodien kennt die Sequenz nicht. Es ist dieselbe Erscheinung, wie sie das griechische Drama, die griechische Lyrik dar-

[1]) Wilamowitz, Reden und Vorträge S. 21[1]: Für das griechische Drama, für Pindar und Bakchylides ist freilich der Reim unbedingt zu verwerfen.

[2]) Wilamowitz S. 21.

[3]) Ein einziges Mal, in einer genialen, fieberdurchglühten Phantasie ('Einst'), hat A. Miegel eine Dichtung geschaffen, die unbewußt ganz dicht an die Kunstform der Sequenz streift.

bieten und das Musikdrama Richard Wagners. Sollten nicht hier ungeahnte Schätze zu heben sein, wenn ein genialer Dichter in Notkers Geiste an ihn anknüpfte? Das spätere Mittelalter hat dies getan in seiner Weise: die mittelhochdeutsche Lyrik, die sich aus dem für uns durch die Cambridger Lieder vertretenen Typus der Sequenz herausgestaltet hat; die Carmina Burana, deren klangreiche Kurzzeilen den Stil Adams von St. Victor weiterbilden, wie dieser selbst aus gewissen Ansätzen in den Sequenzen St. Gallischen Stiles seine Weise entwickelt hat. Das war das gute Recht der Späteren, und wir freuen uns heute dessen, was die Lyrik der modernen Sprachen ihnen verdankt. Aber es ist das nur ein Weg gewesen, den man gehen konnte; und vielleicht wird die Lyrik noch einmal zum Ausgangspunkt zurückkehren und sich aus dem Jungbrunnen der Sequenzenpoesie Notkers verjüngen.

III.

HROTSVITS LITERARISCHE STELLUNG

I. FRAUENDICHTUNG IM MITTELALTER

1. DES MÄDCHENS KLAGE

Als F. Löher 1858 seinen feinsinnigen Vortrag über Hrotsvit hielt, gedachte er[1] auch der schönen Stelle aus der Marienlegende, wie die h. Anna im Garten das Vogelnest sieht mit den Alten, die ihre junge Brut ätzen, und wie sie dabei das bittere Gefühl ihrer eigenen Kinderlosigkeit überwältigt. Er gibt die Stelle wieder und schließt mit dem pathetischen Ausruf, so empfinde, so dichte nur eine deutsche Frau. Das war denn freilich am Ziele vorbeigeschossen. Hätte er sich um die Quelle der Marienlegende gekümmert, die später, gleichzeitig und einer vom andern unabhängig, R. Koepke und O. Schade nachgewiesen haben,[2] er würde gesehen haben, daß die Szene dort, in dem Kindheitsevangelium des sogenannten Ps.-Matthäus, schon ganz so vorgebildet ist, wie sie sich denn auch die anderen mittelalterlichen Bearbeiter der Legende nicht haben entgehen lassen. Aber es ist lohnend, das Motiv in seiner Loslösung von der Legende zu verfolgen.[3])

Die Zeit des ausgehenden Altertums würde das Motiv, wenn sie es für sich allein gestaltet hätte, in die Form des Epigramms gekleidet haben, wo es denn, fein zugespitzt, seine Wirkung nicht verfehlt haben würde. Aber es wäre das doch nur ein Notbehelf gewesen. Voll und unmittelbar wäre es nur herausgekommen, wenn es, etwa von Sappho, in ihrem Stil, in ihrem Dialekt, behandelt worden wäre:

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[1]) Wissenschaftl. Vortr., geh. zu München im Winter 1858, S. [illegible]

[2]) Darüber jetzt Strecker, Hrotsvits Maria und Ps.-Matthäus, Dortmund 1902.

[3]) Ich knüpfe hier wieder dankbar an Wilamowitz an, Reden und Vorträge S. 18 f.

Die Spätzeit half sich, indem sie das Motiv in die Legende, d. h. die fromme Novelle, herüberrettete. Aber es kam die Zeit, die es wieder zu eigenem Leben erweckte, und die es aus der scheinbaren Objektivität erlöste; nun ist es nicht mehr die h. Anna im Garten, sondern das Mädchen selber, das im Lenze dem Kontrast zwischen seinem eigenen Schattenleben und dem Liebesleben ringsher in der blühenden Natur mit bitterer Klage Ausdruck leiht. Das Gedicht steht in den hochbelobten Cambridger Liedern.[1]) Aber freilich, wer kennt es? Denn während die 'Denkmäler' so manchen Schwank bekannt erhalten, sind sie an diesem intimen Kabinettstück vorübergegangen; und Scherers Hinweis in der Geschichte der deutschen Dichtung im 11. und 12. Jahrhundert (S. 8) hat nichts gefruchtet. Obendrein ist die Hauptsache, daß der Mai beim Point d'honneur gefaßt wird, durch einen bösen Fehler der Überlieferung entstellt.[2]) Ich teile es hier in berichtigtem Text mit, samt einer Nachbildung, als Probe eines von mir seit längerer Zeit vorbereiteten mittellateinischen Dichterbuches, das dem Abschluß nahe ist.

Levis exsurgit zephyrus
et sol procedit tepidus:
iam terra sinus aperit,
dulcore suo diffluit.

Ver purpuratum exiit,
ornatus suos induit;
aspergit terram floribus,
ligna silvarum frondibus.

Struunt lustra quadrupedes
et dulces nidos volucres;
inter ligna florentia
sua decantant gaudia. —

Quod oculis dum video
et auribus dum audio,
heü, pro tantis gaudiis
tantis inflor suspiriis.

Cum mihi sola sedeo
et haec revolvens palleo,
sic forte caput sublevo,
nec audio nec video.

Tu saltim, Veris gratia,
exaudi et considera
frondes, flores et gramina;
nam mea languet anima.

(Die Übersetzung s. oben S. 219.)

Das ist überraschend modern. Modern ist das Naturgefühl, obwohl Ostern stets, auch für die Menschen des Mittelalters, das Fest der auferstehenden Natur gewesen ist;[3]) modern vor allem das Gefühl für

[1]) Jaffé, Zeitschr. f. deutsches Altertum 14, 492; Piper in Kürschners Deutscher Nat.-Lit. 162, 231.

[2]) tu saltim velis, gratia, exaudi 6, 1; auch 2, 1 hat die Hs. und Jaffé exuit.

[3]) Darüber ein Wort in meiner Dichterschule St. Gallens, in Ilbergs Neue Jahrb. V 355.

den frischen Erdgeruch. Und modern ist die Schilderung des Mädchens die der Dichter so wahr und abgelöst von seiner eigenen Persönlichkeit aus sich herausgestellt hat. Aber ist denn wirklich ein fahrender Spielmann der Dichter? Ist es nicht vielleicht doch eine Dichterin, die hier, um die Wende des ersten Jahrtausends, ausspricht, was ihr die Brust schier zu zersprengen droht? Ist es nicht am Ende wirklich eine namenlose Vorgängerin Heloisens und der großen Marie de France? Gleichviel — die Heimat des wundersamen Gedichtes ist unzweifelhaft Frankreich, und hier haben wir ein uraltes Kleinod der eben erwachenden modernen Lyrik.

Das Gedicht ist modern. Das läßt sich nicht besser klar machen, als wenn wir es mit einem Gedicht aus unseren Tagen vergleichen. Man könnte es mit A. Silbersteins Gedicht 'Im Klostergarten' zusammenhalten; aber dies ist wohl kaum ganz unabhängig von dem alten Ps.-Matthaeus und nur ins Moderne umgesetzt. Wer wirklich verstehen will, nehme ein schönes Gedicht von Lulu von Strauß und Torney dagegen,[1] der Heimatdichterin Niedersachsens, die die moderne Kritik mit Gewalt zur Balladendichterin stempeln will, während ihre wahre Bedeutung in ihrer Naturlyrik und zumal in den edlen Resignationsgedichten der Einsamkeiten beruht.

Hohe Zeit

Aller Sehnsucht Qual verlor
Sich in seligem Gewahren —
Sieh', von blühenden Altären
Raucht der Blütenstaub empor!

Sieh', die Linde hütend hängt
Übers Nest die grünen Schleier
Hohe Zeit der Lebensfeier,
Die zu sel'ger Fülle drängt!

Meine Sehnsucht braust und schwillt —
Marternd muß ich dich erfahren,
Großes Frühlingsoffenbaren,
Das nur mir sich stumm verhüllt!

'Das nur mir sich stumm verhüllt' — si forte caput sublevo, nec audio nec video —.

Ich sprach vorhin die Vermutung aus, daß wir in dem alten Gedicht Frauenlyrik vor uns haben. Die Frage ist nicht ganz zu trennen von der anderen, ob die 'Frauenstrophen' der mittelhochdeutschen Lyrik wirklich, wie W. Scherer gemeint hat, von Frauen herrühren. Wilamowitz hat in seinem grundlegenden Aufsatz über die antike Hilarodie oder

[1]) Balladen und Lieder S. 113.

Lysiodie, die er für immer 'des Mädchens Klage' getauft hat, gegen die Annahme von Dichterinnen die Analogie der Griechen geltend gemacht.[1] Es sei undenkbar, daß Dichterinnen wie Korinna, so sehr ihr Dichten den konkreten Aufgaben und dem Momente galt, die Hingabe ihres eigenen Herzens und Leibes an den geliebten Mann zum Gegenstand ihrer Kunst gemacht hätten. Und vollends Sappho, die die eigene Empfindung ausspricht, habe weder im eigenen Namen noch in dem der Bräute, für die sie dichte, Liebe zu einem Mann ausgesprochen: sie wurde damit sogleich ihre gesellschaftliche Stellung verloren haben. Ein Gedicht wie das vorhin angeführte (δέδυκε μὲν ἁ σελάννα), scheide aus: das sei 'wirklich verfasserlos', 'gar nicht individuell'.

Ich habe seine Begründung so genau angeführt, weil hier jedes Wort wichtig ist. Scheinbar spricht ja die Analogie der Griechen gegen die Annahme einer Dichterin, obwohl auch dann auf der anderen Seite die Analogie Heloises übrig bliebe, von der noch zu reden sein wird, während die Liebesbriefe der Sulpicia (Tibull IV 8 12) nie für die Öffentlichkeit bestimmt waren;[2] aber nur scheinbar. Denn in Wirklichkeit haben wir hier ja gerade ein Analogon zu Sapphos δέδυκε μὲν ἁ σελάννα: 'gar nicht individuell' -- aber allgemeingültig, ewig wahr. Und wenn die Analogie der Griechen gegen die mittelhochdeutschen Frauenstrophen spricht, so spricht sie ebenso laut für weibliche Kunst im Frühlingsliede. Die Lysiodie aber wird den vorhin angenommenen Stilmöglichkeiten beizuzählen sein, als diejenige Kunstform, worin die Zeit des Augustus solche Empfindung ausgesprochen haben würde, mag auch 'des Mädchens Klage' die Klage der Verlassenen sein und nicht die Klage der Einsamen.

2. NIEDERSÄCHSISCHE HEIMATKUNST IM MITTELALTER

Die moderne deutsche Dichtung steht im Zeichen der Heimatkunst; ihre besten Vertreter wurzeln fest im Heimatboden. Der mittelalterliche

[1]) Gött. Nachr. 1896, S. 225 Anm. 2; vgl. Reich, Mimus I 343.

[2]) Ich glaube nun und nimmer, daß man gegen die Überlieferung mit IV 7 die Reihe der eigenen Gedichte Sulpicias eröffnen darf. Das ist kein Anfang, sondern ein Abschluß. Wer dies Gedichtchen tibullischer Kunst unwürdig fände, müßte es an den Schluß, nach IV 12, stellen, würde aber damit immer noch die kunstvolle Komposition aufheben, in der IV 7 unter den Gedichten Tibulls dem Schlußgedicht Sulpicias (IV 12) entspricht.

Mensch dagegen, sobald er der gelehrten Bildung teilhaft geworden, gehört in erster Linie der Kirche an, die die ecclesia catholica ist; danach seinem Kloster; vom Stammescharakter ist meist wenig zu spüren. Aber es ist doch bezeichnend, daß gerade die größten Talente des Mittelalters Menschen von stark ausgeprägter Stammeseigentümlichkeit sind.[1] Man denke an Notker und Hrotsvit. Notkers beste Kraft liegt in seinem echt schwäbischen, an G. Keller gemahnenden Humor, mit dem er alles zu vergolden weiß: die Fabel vom kranken Löwen und das Lügenmärchen vom Wunschbock, das noch heute an des Bodensees Ufern lebendig ist, wie die Anekdoten vom Kaiser Karl, dessen überragende Größe sich im Andenken der Nachwelt nicht schöner abbilden konnte, als es in Notkers Geiste geschehen ist, alles umfassend, das Größte wie das Kleinste. Der treue Lehrer seiner Schüler, an denen er hängt, auch wenn sie es ihm nimmer danken, dessen Briefe an Mönche 'Musterbriefen' erinnern, und der geniale Schöpfer der Sequenz, der die geistliche Lyrik auf Jahrhunderte in neue Bahnen wies, dessen Größe es ist, daß er im Göttlichen stets das Reinmenschliche zu sehen weiß, daß er das göttliche Geheimnis dem Herzen nahe zu bringen versteht, er ist in seiner liebevoll sinnigen Art Schwabe durch und durch. Ganz anders die Nonne von Gandersheim. Herbe und verschlossen ist sie, trotz Annette von Droste-Hülshoff, und verbirgt die tief innerliche Weichheit ihres Wesens, daß sie nur hier und da, wo sie von ihrem lieben Gandersheim redet oder liebevoll verweilt bei der Charakteristik ihrer heiligen Jungfrauen, die ihr Schwester, Kind und heiliges Vorbild zugleich sind, unerwartet und schier elementar durchbricht. Ist Notkers Kennzeichen die Lust am Fabulieren, die liebevoll das Bild ausmalt und kleinen, feinen Einzelzügen zusammenstellt, die ihn in den Sequenzen befähigt, das ganze Lied auf ein Bild zu stellen, daraus aber auch alles hervorzuholen, was darin liegt, so liebt sie es, kurz und knapp, mit wenigen Worten ihr Bild zu umreißen, und führt in ihren Dramen, worin ein geistvoller Kritiker[2] Nordseeluft zu spüren gemeint hat, mit sicherer Hand die Fäden der Handlung, man denkt unwillkürlich an Hebbel. Freilich muß man dabei nicht Maßstäbe anlegen, die für ihre Zeit und deren so ganz eigen geartete Kunst nicht passen; doch darüber wird später zu reden sein.

[1]) Ich verfolge hiermit Gedanken, die ich früher (Stilfragen S. 12) nur andeuten konnte.

[2]) Bendixen, Das älteste Drama in Deutschland II 23. 59.

Heimatkunst im schönsten Sinne ist das letzte, reifste Werk Hrotsvits, ihr Gedicht von den Anfangen des Klosters Gandersheim. Man sehe etwa die wundervolle Schilderung des Zeichens, das den Ort der Klostergründung bestimmt. Ich gebe sie hier deutsch, freilich in einer Übertragung, die ich nachher selber kassieren muß; aber ich glaube, trotz ihrer Unvollkommenheit mehr damit zu erreichen, als wenn ich die Stelle lateinisch oder nach einer der gedruckten Übersetzungen gäbe.

Wie alte Leute sagen, so die Wahrheit wissen,
War nah beim Kloster ein Wald in jenen Tagen,
Geborgen im Bergesschatten gleich wie wir noch heute;
Und war ein Hof gelegen dorten im Walde,
Wo Herrn Ludolfs Hirten zu weiden pflegten
Und in des Meiers Hütte bei nächtlicher Weile
Den müden Leib zur Ruhe aufs Lager streckten,
Wenn sie zu hüten hatten seiner Schweine Herden.
Hier sahen einst die Hirten, zu zween Tagen
Vor Aller Heiligen Festtag, in nächtlicher Stunde
In des Waldes Dunkel, gar viele Lichter schimmern.
Ob solches Gesichtes waren sie schier verwundert,
Was des fremden Scheines Glanz bedeuten wolle,
Der mit solcher Helle der Dämm'rung Nacht durchdringe.
Dem Meier des Hofes sagten sie's mit Beben.
Und wiesen ihm die Stelle, die das Licht beschienen.
Er wollte selber sehen, ob sie recht berichtet,
Gesellte sich zu ihnen, im Freien draußen;
Und huben an, zusammen die nächste Nacht zu wachen,
Und senkte sich kein Schlummer auf ihre Lider,
Bis sie zum andern dorten die Lichter leuchten sahen,
Mehr denn beim ersten Male an jener Stelle,
Doch war es auch diesmal wieder die selbe Stunde.
Solches glückhaften Zeichens frohes Ergehen
Verbreitete sich am Morgen, da die Sonne aufging
Mit ihrem ersten Scheine, in raschem Gerüchte.
Nicht mocht' es vor dem Herzog verborgen bleiben;
Auf der Stelle kam es gleich auch ihm zu Ohren,
Und so beschloß er, selber in der Nacht zum Feste
Sorglich achtzugeben, ob etwa noch einmal
Sich ein solches Zeichen vom Himmel zeigen würde,
Und wachte mit vielen Leuten draußen dort im Walde.
Da nun in graue Nebel Nacht die Lande hüllte,
Erschienen rings im Kreise in des Waldtals Gründen,

Wo stolz erstehen sollte der Bau des Klosters,
Gar viel der Lichter helle, verteilt aller Orten,
So des Waldes Schatten und das nächtige Dunkel
Jäh mit lichten Scheines strahlendem Glanz durchbrachen.
Des priesen aus einem Munde sie den Herrn im Himmel,
Sagten all einmütig, es sei der Ort zu weihen
Dem zu Dienst und Ehren, der ihn erfüllt mit Klarheit.
Und dankerfüllten Herzens für Gottes Gnade
Ließ mit seines Weibes Frau Oden Willen
Herzog Ludolf von Stund' an im Wald die Bäume schlagen,
Die Dornen ausroden und rings den Talgrund reuten
Und schuf des Waldes Wüstnis, da Schrat und Kobold hausten
Um zu reiner Stätte, da Gottes Lob erklänge.
Was nur dazu gehörte, schafft' er all zur Stelle
Und legte der Kirche Grundstein an selbigem Platze,
Den das Licht bezeichnet mit hellem Scheine.

Mirakelgeschichten hat das Mittelalter wahrhaftig in Hülle und Fülle hervorgebracht. Aber man wird vergebens suchen nach einer solchen Innerlichkeit. Das macht nicht bloß Hrotsvits überragende Begabung; es ist für sie nicht eine beliebige Wundergeschichte, wie es ihrer zu Hunderten gibt und gab; sie schreibt mit der ganzen Liebe und Anhänglichkeit an ihr Kloster, in dem stolzen und doch demütigen Gefühl, Gott an einer Stätte zu dienen, die er selbst durch ein Wunder auserwählt. Und wenn die Lichter aufglänzen in trüber, neblichter Herbstnacht, so weiß sie das Märchenhafte dieses Bildes wohlabgemessen in dreifacher Steigerung darum so greifbar deutlich zu malen, weil dieses Waldtal mit seinen Hügeln und Hängen dasselbe ist, dessen Naturzauber sie selber oft genug erfahren hat; wie es denn auch in dem schönen Bilde aus dem Briefe vor den Gesta Oddonis hervorbricht, von dem im verschneiten Walde verirrten Wanderer:

ein Wald,
geborgen im Bergesschatten gleich wie wir noch heute . . .

Diese wundervolle Dichtung liegt uns aber heute nur in zwei gleich unbrauchbaren Übertragungen vor, die ihr den Weg ins Publikum versperren. Hätten wir eine gute, kongeniale Nachbildung, so könnte das Werk der alten Nonne von Gandersheim, das heute im Staube der Bibliotheken ein kümmerliches Dasein fristet, noch einmal auferstehen und ihren niedersächsischen Landsleuten ein Volksbuch werden wie

nur irgendein Werk moderner Heimatkunst. Aber freilich, dieses Ideal einer Übertragung vermag ich nicht zu leisten, und nicht bloß, weil jedes Ideal unerreichbar ist, oder weil meine Kraft und Kunst zu gering ist. Ich muß etwas ausholen, um klarzumachen, was ich meine, und wie ich auf diesen Gedanken gekommen bin.

Es war um Weihnachten 1902, als ich, bald nach Abschluß der 'Stilfragen' daran ging, die Dichtung Hrotsvits zu übertragen, in den Stil, wovon die oben dargebotene Probe eine gewisse Vorstellung gegeben haben wird. Ich hatte mir das Versmaß selber geschaffen. Den Stabvers meines Waltharius hatte ich aufgegeben; auch ohne Stabreim gibt der straffe Vers der vier Hebungen die liebevoll redselige Weise Hrotsvits nicht wieder Er paßt für einen Stoff voller Handlung, wie ihn die deutsche Heldensage bietet; meinetwegen auch für eine Parodie des hohen Stiles, wie im Wunschbock. Aber weder ein halbmodernes Rittergedicht, wie der Rudlieb, noch ein Buch der pietatvollen Erinnerung, wie Hrotsvit es gibt, durfte so übertragen werden. Aber wie der knappe Vers des Hildebrandliedes sich im Heliand, wo es gilt, den Heiland als sachsischen Herzog zu schildern und den Sachsen so lieb zu machen, dehnt und streckt, so setzte ich an die Stelle der 2 + 2 Hebungen eine Form, die schon H. Grimm unbewußt in gewissen homerischen Schilderungen verwandt hatte: 2 + 2, 2 + 3, 3 + 2, 3 + 3 ließ ich nebeneinander zu. Damit gewann ich ein Weiteres; ich konnte nunmehr die Verse Hrotsvits, was bei ihr wichtiger ist als im Waltharius, Vers um Vers wiedergeben. Und indem ich sowohl im Versausgang wie in der Casur stumpfen Tonfall durchfuhrte, der doch, wegen der Mannigfaltigkeit der Hebungen, nicht eintönig wirkt, gab ich der Rede die ruhige Klangfarbe, deren sie hier bedarf. Ich glaube, damit allerdings dem Ziele ein gut Stück näher gekommen zu sein; aber es fehlte noch eines, das Beste.

Wenige Wochen vorher waren mir die Balladen und Lieder von L. v. Strauß und Torney bekannt geworden. Von den Balladen hatte mir namentlich die Hertje von Horsbüll starken Eindruck gemacht, die die Prophezeiungen der alten Friesin und das Motiv des eingemauerten Kindes glücklich verbindet. Ich hebe ein paar Strophen heraus.

> Es steht im Kooge zu Gröde der Weizen sommergrün,
> Es springt ein schwarzes Fohlen über die Weiden hin —
> Aber die Saaten sollen keine Sichel sehn.
> Und es wird das schwarze Fohlen nicht unter dem Sattel gehn!

Sie segnen in dreißig Kirchen den heiligen Gotteswein
Zu Lindholm stand die erste, sie soll auch die letzte sein.
Es wird ein Tag des Todes über den Marschen graun,
Dreimal wehe den Augen, die seine Schrecken schaun.

Ich konnte das Gedicht auswendig; aber um seine Quelle hatte ich mich noch nicht gekümmert, ein Bedenken wegen des Stils war mir nie gekommen, ja auch die Balladen des Freiherrn B. v. Münchhausen kannte ich damals noch nicht. Da gehe ich, während ich noch an der Hrotsvit arbeite, eines Tages im Gespräch über alltägliche Dinge; währenddessen aber höre ich es in einem fort im Ohre klingen:

Es steht im Kooge zu Gröde der Weizen sommergrün.

Immer wieder diese eine Zeile, wohl zehn Minuten lang, peinigend. Da auf einmal, ohne daß das Gespräch stockte, hör' ich es plattdeutsch:

It staht in'n Koog to Groeden de Witten summergrœn.

Nun dachte ich nach, und ich glaube wirklich, L. v. Strauß hat ihrem Gedicht geschadet, indem sie hochdeutsch schrieb; seine volle Wirkung würde es erst plattdeutsch tun, wie denn auch ihre Quelle, Müllenhoffs Sagen, Märchen und Lieder aus Schleswig-Holstein,[1] die Prophezeiung plattdeutsch bieten, was ich damals nicht wußte. Aber plattdeutsch hätte es werden müssen ganz und gar. Es ist heute in der Heimatkunst die üble Unart eingerissen, die Erzählung hochdeutsch zu geben und die Reden im Dialekt. In der Prosa ist das ganz allgemein üblich; so machen es, um nur zwei der besten zu nennen, in Niedersachsen H. Voigt-Diederichs und L. v. Strauß und Torney selber. In der Ballade hat B. v. Münchhausen wenigstens einmal ('Der Letzte des Stammes') das gleiche getan;[2] L. v. Strauß dagegen hat in ihrer mecklenburgischen Ballade 'Dat Water'[3] durchweg im mecklenburgischen Dialekt geschrieben oder doch schreiben wollen; denn ich glaube nicht, daß jemand, der plattdeutsch denkt, 'taum tweitenmal' sagen wird; er sagt 'taum annernmal'. Und wenn man die Fassung der Novelle 'Bauernstolz' in der Buchausgabe und im ersten Druck[4] vergleicht, so wird man doch

[1]) Die weise Frau Hertje S. 248; Horsbüll S. 129 (Stabreim); Das verzauberte Kind S. 242; als Ballade ausgeschlachtet von G. Falke, Hohe Sommertage S. 105, wie denn alle sieben Balladen dieses Buches aus Müllenhoff stammen.

[2]) Balladen S. 65.

[3]) Niedersachsen V 1.

[4]) Niedersachsen V 14—24.

zweifelhaft, ob dieses unaufhörliche Tasten und Bessern auch im Grammatischen nicht eine bedenkliche Unsicherheit verrät. Ist doch auch das Berlinisch ihres Romans 'Aus Bauernstamm' nur ein Bückeburgisch, das sich ein Berliner Mäntelchen umgehängt hat; aber hier und da guckt doch das Bückeburgische hervor: oder sagt der Berliner: 'Sie sollen auch bedankt sein'?[1])

Also plattdeutsch von Anfang bis zû Ende. Die heute beliebte Mischung würde ein naives Publikum abstoßen, das wirklich Stilgefühl im Leibe hätte, auch ohne je über die Frage des Dialektes nachgedacht zu haben. Und F. Reuter und Kl. Groth haben auch niemals an eine solche Stilpantscherei gedacht. Ein anderes ist es natürlich, wenn Personen verschiedenen Stammes und Standes durch den Dialekt charakterisiert werden sollen, etwa wie Unkel Bräsig sein Missingsch und die Fru Pastern ihr Hochdeutsch redet, oder wie L. v. Strauß in ihrem Roman moderne Großstädter, Berliner Arbeiter und Weserländer Bauern zusammenführt; das ist voll berechtigt. Sonst dagegen habe ich bei diesem modernen Abklatsch der Reden, als wären sie mit dem Phonographen aufgenommen, immer ein unbehagliches Gefühl; genau so, als wenn ich vor einem historischen Gemälde stünde, worin die Köpfe der handelnden Personen herausgeschnitten und durch meinethalben noch so gute Photographien ersetzt wären. Und, um mit einem Scherze zu schließen, womit mir auf eine Expektoration dieser Art aus gleichen Gefühlen heraus Freund Strecker einmal geantwortet hat, bei Hrotsvit würde die erste Person, die plattdeutsch zu reden hatte, der Täufer Johannes sein . . .

Damit ist denn freilich auch gesagt, daß ich selber als Westpreuße, der obendrein nie Dialekt gesprochen hat, das Gelobte Land nur von fern sehen, nicht es betreten darf. Wohl aber habe ich nach vielen vergeblichen Versuchen, einen Bearbeiter zu gewinnen, selber einen kurzen Abschnitt, so gut oder schlecht es gehen mochte, zu übertragen versucht, in ein Deutsch, das zu dem seit F. Reuter uns allen geläufigen Platt ('ick bün', nicht 'ick syn') einige alte Elemente mischt, wie sie der Reineke Vos und etwa die Chronik des Pfaffen Eberhard von Gandersheim darbieten; ja, es wird gut sein, wenn sie sogar überwiegen: nur müssen auch sie dem, der modernes Platt versteht, ohne weiteres verständlich sein. Das ist für diesen Fall erlaubt, ja geboten; der Theorie eines universellen Schriftplatt für moderne Stoffe soll damit

[1]) Aus Bauernstamm II 114.

nicht das Wort geredet werden; dergleichen ist freilich vorgekommen. Ich glaubte mich zu einem solchen Versuch, der nichts soll als zeigen, was ich angeführt meine, berechtigt durch lange, liebevolle Lektüre, und ich habe Herrn Dr. P. Corßen, dem ausgezeichneten [illegible], von Herzen zu danken, daß er, ein geborener Oldenburger, mir trotz prinzipieller Bedenken meine Probe durchgesehen und hier und da nachgebessert hat.

Ener rede   lustet mek to seggen
Van aller demut   in minen harten,
Van det closters erbouwen   to Gandesheme;
Dat hebben bouwen   van Sassen de hertogen,
Her Ludolf voll chreften   unde sin sæn her Oddo,
De bracht et to ende,   wat sin vader begunde.
Nu moet tovœrderst ek seggen,   van anbeginne,
Van uses closters bouwen   in minem maere,
Dat her her Ludolf,   en hertog van Sassenlande,
Voll vromicheit stiftet   to Gandesheme.
He was boren   ut edelem Geslechte,
Und als es gezemde   sinem huse,
Was he van sitten edel   und biderbe van sinne:
Des loweden si jn alle   to Sassenlande.
Nimmer müde to strite,   schœn van angesichte,
Wise to rade   verstendig in allen Dingen,
Hoffen unde gezirde   all sines geslechtes.
In'n herbann hern Ludwigs,   dat was en koning to Franken,
Do het he sek sworen   bi sinen jungen jaren;
He was van jm hawen   to hohen eren,
Mit ener graveschefde   belenet to Sassenlande.
Unde enwerede nicht lange,   do ward he tum annern
Hawen to vursten eren,   recht als de hertogen hebben.

Niemand kann das Unvollkommene eines solchen Versuches lebhafter fühlen als ich; aber es kam mir ja auch nicht darauf an, Vollkommenes zu geben, sondern eine Prinzipienfrage zu erledigen — das ist hoffentlich gelungen — und anzudeuten, wie das Endergebnis sich ungefähr praktisch ausnehmen wird.

3. EINE SEQUENZ HROTSVITS?

Bei Kehrein, Lat. Sequenzen des Ma. Nr. 480, ist eine Sequenz, Gaude caelestis sponsa, gedruckt, die genauerer Betrachtung lohnt. Ihre Melodie hat Bartsch in seinem Buche über die lateinischen Sequenzen

nicht bestimmt: es ist Adducentur (regi virgines). Das Original dieser Melodie, die einzige Sequenz, die Bartsch kannte, ist die Sequenz auf Marien Geburt, Stirpe Maria regia, die zwar nicht von Notker, aber alt und weit verbreitet ist; ich verweise dafür auf das, was ich soeben in der Zeitschr. f. deutsches Altert. 47, 383 ausgeführt habe. Indessen ist die Melodie doch nicht so ganz selten; ich nenne die Cäciliensequenz Virgo devota cunctis (Dreves-Blume, Anal. hymn. 34 Nr. 214: beachtenswert, weil es eine Jungfrauensequenz ist) und die Ägidiensequenz Confessor pius et sacer Aeg. (Dreves-Blume 10 Nr. 155) mit der Variante Stirpe regius sacerdos Aeg., die die Stammsequenz verrät: bei der ersten ist die Melodie angegeben, aber der Text der Analecta hat daraus auch hier keinen Vorteil gezogen. Es wäre interessant, zu verfolgen, wie die Ägidiensequenz die kleinen Schnörkel der Verschiedenheit von Versikel und Gegenversikel beseitigt und die unwiederholte Schlußzeile verdoppelt; aber ich kann hier auf diese Dinge nicht eingehen.

Dagegen gebe ich den Text der Sequenz Gaude caelestis sponsa nach den von mir benutzten Handschriften.

1 a. Gaude caelestis sponsa
summi regis iam templum ingressa,
1 b. Ad regale quoque convivium ducta

2 a. Et mox intratura cubilis secreta,
semper virgo mansura:
2 b. Filius regis amator castitatis
servat locum pudoris.

3 a. Huic sponso venienti,
virgines omnes, obviate,
Ferte lampades iam ardentes,
in vasis oleum simul deferentes,
3 b. Et regium festinanter
adornate thalamum
Et regi regum decantate
canticum solis virginibus cantandum.

4 a. Janua patet, quae paratae sunt, intrent;
4 b. Cum sponsus venit, quis eum sequi possit,
omnis virgo memor sit.

5. Ad talia tu nos gaudia
perduc, Christe redemptor,
per te memor sponsae
iungens illi sperantes in te.

Die Sequenz ist, auch wenn man die Schwierigkeit der Melodie noch so hoch anschlägt, von einer seltenen Unbeholfenheit. Wer sie geschaffen hat, der kann vom Wesen der Sequenzendichtung nur eine sehr unklare Vorstellung gehabt haben. Ich habe daher darauf verzichtet, die Abweichungen von Versikel und Gegenversikel zu bezeichnen, die niemals recht zur Stammsequenz stimmen wollen; ich habe darauf um so mehr verzichtet, als die Überlieferung erst mit dem 12. Jahrhundert einsetzt.

Aber ist denn die Sequenz überhaupt älter? Fragen wir ihr lieber das ab, was sie selber über ihre Bestimmung aussagt. Es ist eine Sequenz de una virgine, eine Sequenz de communi, die statt des [illegible] anwendbar auf jede beliebige Heilige [illegible]. Und zwar ist sie bestimmt, von Hause aus, für einen Jungfrauenkonvent; sie enthält die Mahnung an die Jungfrauen, zu wachen, daß sie alle gleich den fünf klugen Jungfrauen bereit seien, wenn der Bräutigam kommen werde: das Bild schwebt schon bei dem convivium (1 b) vor. Die Sequenz ist für ein Nonnenkloster bestimmt; eine Nonne wird es auch gewesen sein, die sie gedichtet hat.

Ich glaube aber, wir brauchen dabei nicht stehen zu bleiben; es läßt sich zwar nicht sicher beweisen — dazu reicht das Material nicht aus —, aber doch wahrscheinlich machen, daß keine Geringere als Hrotsvit die Dichterin ist. Daß die Sequenz nicht in der Regensburger Handschrift ihrer Werke steht, darf uns nicht irren; die enthält ja auch das Gedicht auf Gandersheim nicht. Daß Hrotsvit die St. Gallischen Sequenzen gekannt hat, habe ich in meiner Ausgabe zur Sapientia S. 188, 3 gezeigt (vgl. Stilfragen S. 29); sie waren ihr wie jedenfalls über St. Emmeram zugekommen. Es kommt also nur darauf an, zu zeigen, daß der Gedankenkreis und die Sprache auf ihre Urheberschaft weisen. Ich stelle die Belege zusammen.

1 a. Agn. 207 caelestis sponsam regis; Christus als caelestis sponsus Bas. 115. Agn. 5. 419. Abr. 2, 8. Sap. 4, 3. prim. 322. 359; Dulc. 14, 3 ego autem martyrii palmam virginitatisque receptura [illegible] coronam, intrabo aethereum aeterni regis thalamum. diese Stelle entscheidet, alles andere ist verhältnismäßig gleichgültiges Beiwerk.

1 b. Agn. 119 ducunt astrigeram sponsi caelestis in aulam (die Engel die Seele der h. Agnes).

2 a. Agn. 106 ast ubi forte sui merear complexibus uti, eius et in

thalamum sponsarum more coruscum duci, permaneo virgo sine sorde pudica.

2b. Die Epitheta Christi werden bei Hrotsvit stets im Zusammenhang der Stelle gewählt, z. B. Abr. 2, 5 donec amplexaris amplexibus filii virginis in lucifluo thalamo sui genitricis; Gall. 5, 2 amator virginitatis et inspirator castitatis, Christe (im Gelübde der Constantia); der Sinn ist: er wahrt sein Brautgemach als einen locus pudoris, vgl. Agn. 253 locus scelerum domus efficitur preculárum.

3b. Gest. 1 rex regum; Sap. 9, 4 quamvis non possum canticum virginitatis dicere.

5. Gall. 13, 7 simplex esse . . . perducat te ad gaudia aeternitatis.

Ich saß zu Prag im Prämonstratenserstift Strahov über dem riesigen unsignierten Sequentiar vom Jahre 1610 und den anderen, bequemer für den Hausgebrauch hergerichteten, als mir plötzlich der Gedanke aufstieg: sollte diese Sequenz nicht von Hrotsvit sein? Daß sie zu ihrer Art wohl passen würde, war mir sofort klar; aber wie stand es mit der Überlieferung? Handschriften von Pommersfelden, Österreich (vor allen Wien, Nr. 13314, die Gottschalkhandschrift des 12. Jahrhunderts) und die Sammelhandschrift J. Branders (St. Gallen, Nr. 546 — das sah wenig nach Hrotsvit aus; aber ich wurde den Gedanken nicht los. Einen Monat später benutzte ich in der Rossiana zu Mainz das Missale VIII 120 (13.—14. Jahrhundert), woraus Dreves, Anal. hymn. 9, Nr. 393, eine Sequenz gedruckt hat, die dort de s. Liborio überschrieben ist, die er aber, weil keine Beziehung auf den h. Liborius vorkommt, de uno confessore überschreibt. Die Sache hat ihre Richtigkeit, beweist aber, was Dreves nicht sagt, da Liborius der Patron der Paderborner Kirche ist, daß die Handschrift dorther stammt. Und in dieser Paderborner Handschrift steht auch die Sequenz Gaude caelestis sponsa. So scheint wenigstens eine niedersächsische Handschrift (und wie wenig ist von den liturgischen Handschriften Sachsens erhalten!) noch heute für Hrotsvits Autorschaft Zeugnis abzulegen.

4. DIE LEGENDE DER H. AGNES

Eine Betrachtung für sich fordert Hrotsvits Behandlung geschlechtlicher Dinge. Gerade hier zeigt sich die Frau. Sie bewegt sich oft, ja in der Hälfte ihrer Legenden und Dramen, auf sehr bedenklichem Gebiet. Aber während ihr der Stoff von der kirchlichen Tradition überliefert ward, an der sie, auch wenn sie sie als apokryph erkannte, keine

Kritik üben mochte, zeigt sie sich in der Wortwahl überaus scheu. Um sich das klarzumachen, nehme man die Legende der h. Agnes. Der Sohn des Präfekten ist in sie verliebt; aber sie hat sich bereits dem Herrn [illegible]. So wird ihr die Wahl gelassen zwischen dem Priester-tum der Vesta und der Verstoßung ins Bordell. Sie verweigert das [illegible] nackt ausgezogen, doch Wunder über Wunder schützen sie.

Die Quelle, die Darstellung des Ps.-Ambrosius, hat hier u. a. die Worte impotens (impotent, Syn. vanus, mollis, miser), insultare und in[illegible] Samen, [illegible] lupanar, meretrix, obscena opera, scortari und scortum. Von dem allen hat Hrotsvit nur das eine schlechterdings unvermeidliche lupanar, daneben meretrix: beides auch sonst; libido kommt einmal in der Marienlegende vor. Außerdem umschreibt sie den Begriff des lupanar durch locus turpis (im Dulcitius auch, wie hier Ps.-Ambrosius, turpitudinis locus), sordi-[illegible] antrum, Latebrae turpes, [illegible] locus [illegible], detestabilis aedes V. [illegible]. [illegible] war, wenn sie überhaupt diese Legende bearbeiten wollte, nicht zu vermeiden. Aber geradezu naiv ist die Definition V. 210 f.:

> inque lupanaris nigrum concludier antrum,
> in quo lascivi iuvenes rationis egeni
> colloquio scelerosarum gaudent mulierum.

Wenn in den Dramen Abraham und Pafnutius das colloquium im Vorder-grunde steht, so ist das sehr begreiflich; aber diese Stelle versteht man nur, wenn man weiß, daß Hrotsvit das Wort concubitus, das ja proso-dis[illegible] ist, [illegible]. Sie [illegible] dafür [illegible] complexus und [illegible] mehrmals auch den beliebten Versschluß complexibus uti. Dabei hat sie gerade im Pelagius, wo sich alles um die unter den Mauren weit verbreitete Knabenliebe und die Begierde des Kalifen nach dem ge-[illegible] von der Sache keinen [illegible] Begriff, und braucht [illegible] das Wort jedesmal im eigentlichen Sinn, V. 269 laeva complectens colla sacrata (um ihn zu küssen [illegible] V. [illegible] und V. 241 sobria barbarico [illegible] colla.

Und nun vergegenwärtige man sich, was ein Mönch daraus ge-macht haben würde. Über Knabenliebe im Mittelalter genügt es, auf die von Traube[1]) verzeichnete Literatur zu verweisen, die an Verständnis

[1]) O Roma Nobilis S. 308.

für die Sache nichts zu wünschen übrig läßt. Und was die bei Hrotsvit in der Agneslegende offenbare Vermeidung anstößiger Worte betrifft, so können wir sie hier mit einer anderen metrischen Vita Agnetis vergleichen, aus einem französischen Mönchskloster des 10. Jahrhunderts. Da malt unreine Phantasie jede Andeutung der Prosa aus:

149. aut Vestam de more deam venerare pudicis
cum reliquis, aut maecha velut stupranda traheris;

aber sie erwidert:

quod salver ab omni
impolluta, feram, stupro nec liba metallis.

Der 'Dichter' hat eine pathetische Anrede an den Präfekten:

178. fare, quid horrendum retegas muliebre pudendum?
reddo tibi, cum, mute, neges, responsa petenti:
noluit illa pati (miserum!) quod stupra furentis,

d. h., wenn wir den Überschwang in schlichtes Deutsch umsetzen, weil sie den Verliebten nicht hat heiraten wollen — was die überhitzte Phantasie des Verfassers als stuprum bezeichnet. Im folgenden begegnen Stilblüten wie diese:

185. investis (d. h. impubes) iam veste carens, sulcanda pudendis
prostibulo trahitur,

und V. 219 f.:

ac secum nocturna vocans ad bella sodales
insultare petit domino scortator amicae;

denn so ist die von Harster verdorbene Stelle abzuteilen. Aus dem Lexikon des Verfassers nenne ich noch lustrum im Sinne von lupanar (V. 213), was nicht auf ciceronischen Sprachgebrauch zurückzugehen braucht, den die Wörterbücher nachweisen, sondern Glossenweisheit sein wird, und die Neubildung scortisequus (V. 211). Ich denke, das genügt, um zu zeigen, wes Geistes Kind der Bearbeiter gewesen ist. Man wird vielleicht einwenden, das sei eine Ausnahme. Aber nun nehme man einmal die beiden kurzen Darstellungen in Vers und Prosa, die Adelhelms großes Werk de virginitate bietet. Die Verse (V. 1925—1974, p. 188 f. Giles) sind ohne Anstoß, außer etwa V. 1952:

traditur ad tetrum scortorum casta lupanar.

Aber sie sind freilich auch so kurz, daß Beschränkung auf das Notwendige geboten war; und die Prosa (Kap. 45, p. 59 ff. G.) macht das trotz gleicher Kürze reichlich wett. Man sehe zwei Sätze an:

> et licet huius rei gratia ad invisum prostibuli lupanar, ubi scortorum detestanda obscenitas bacchatur et frontosa moecharum impudentia turpiter stupratur, ad infame dedecus natalium proprii exuta vestibus traderetur;

und gleich danach:

> nam cum praefatus obscenitas amator flammis carnalibus succensus lupanar cum sodalibus scelerum aggrederetur, ut virgini sacratissimae spurca lenocinii ludibria labris procacibus irrogaret.

Das geht doch auch um ein beträchtliches über das hinaus, was Hrotsvit bietet; namentlich wird man gut tun, die erste Stelle mit Hrotsvits naiver Definition zu vergleichen. Und Aldhelm war ein frommer Bischof, sein Werk eines der Lieblingsbücher des ganzen Mittelalters und auch in Hrotsvits Händen.

Ich habe mit Absicht eine Legende gewählt, bei der wir gutes Material zum Vergleich hatten. Dasselbe Ergebnis würde sich überall herausstellen. Ich verzichte auf eine Darlegung des Sprachgebrauchs im einzelnen, meine Register geben dadurch, daß die betreffenden Vokabeln fehlen, genügend Auskunft.

Hierher gehört auch ein Hinweis auf die naive Art, womit Hrotsvit im Pelagius eine fromme Prudenzstelle verwendet.[1] Quos propriae iunxit amicitiae, sagt Prudentius, *περὶ στεφανῶν* 11, 16, von Christo und seinen Heiligen; sie aber sagt, V. 204:

> ipsum felicis certe summum caput urbis
> corruptum vitiis cognoscebant Sodomitis
> formosos facie iuvenes ardenter amare
> hos et amicitiae propriae coniungere velle.

Sie braucht in aller Unschuld eine überlieferte Formel ihres Lieblingsdichters, freilich in bedenklich abweichendem Sinne; aber sie tut es eben, um nicht selber eine neue für die ihr widrige Sache prägen zu müssen.

Einmal freilich hat sie trotz allem es ihrer Schreiberin nicht recht machen können. Im Pelagius ist an einer schon vorhin angeführten Stelle, V. 244 f.:

> non decet ergo, virum Christi baptismate lotum
> sobria barbarico complexu subdere colla,

der Raum für complexu sei erst ausgespart, und dann sind die Worte mit roter Schrift nachgetragen worden. Dieser kleine Zug bestätigt,

[1] Das Folgende andeutungsweise in meiner Ausgabe S. XI Anm. 5.

was uns der Ductus der Schrift überhaupt zeigt, daß die alte Regensburger Handschrift in München von einer Frauenhand geschrieben ist; d. h. es ist ein gleichzeitiges Dedikationsexemplar für Regensburg, woher Hrotsvit durch die Vermittlung ihrer Äbtissin Gerberge, der Tochter Heinrichs von Bayern, ihre Klassikertexte bezogen haben wird.[1] Ein eigener Fall, der wieder einmal lehrt, daß auch damals Reinheit nicht vor dem Anstoß der Prüderie sichern konnte.

Es ist der alte Streit um den moralischen Charakter der Dichterin.[2] Ängstliche Seelen, die nicht gelernt haben, eine Erscheinung aus ihrer Zeit heraus zu beurteilen, haben von jeher an dem bedenklichen Charakter ihrer Stoffe Anstoß genommen: sei es, daß sie darum meinten, Hrotsvit müsse doch erst nach einer bewegten Vergangenheit ins Kloster getreten sein, oder daß sie, wie Aschbach, im Brustton der Überzeugung ausriefen, dergleichen könne eine Frau nicht geschrieben haben. Der Kampf wider die Echtheit ihrer Werke ist glücklich vorüber, aber man soll heute gerecht sein und einsehen, was J. Grimm schon vor zwei Menschenaltern, als es noch keine Roswithafrage gab, eingesehen hat: daß die Dichtung der Nonne gegenüber der Mönchspoesie 'milde und scheu' ist. Freilich, aus ihrer Haut konnte sie nicht heraus. J. Scherr, der übrigens selber ein Erkleckliches in Verdächtigung ihres Charakters geleistet hat, sagt dennoch sehr richtig: 'Wir haben sie uns zur Zeit, als sie die dramaturgische Feder ergriff (an der Stilblüte dürfen wir bei Scherr keinen Anstoß nehmen), allerdings nicht mehr als junges, heißblütiges Mädchen zu denken, sondern vielmehr als gesetzte Matrone mit einem säuerlich frommen Zug um den Mund; dessenungeachtet aber hatte sie den Konflikt zwischen antikem Sensualismus und christlichem Spiritualismus, welcher in einer klassisch gebildeten Klosterschwester notwendig entstehen mußte, noch nicht völlig überwunden.' Darin steckt viel Wahres. Nur kommt der Konflikt nicht eigentlich durch die klassische Bildung hinein; er liegt viel tiefer begründet im Wesen des Nonnentums. Nonnen waren es, die dem h. Hieronymus ängstliche Fragen vorlegten über die Jungfräulichkeit Marias: wurde diese von einzelnen Irrlehrern bestritten, was blieb Verdienstliches am Nonnenstande, an ihrem eigenen Kampfe wider Fleisch und Blut? Nonnen waren es, die vier Jahrhunderte später, von ähnlichen Zweifeln

[1] Ebenda S. XII Anm. 39.
[2] Die Literaturangaben S. XI Anm. 38.

[illegible]
die Geburt aus der Jungfrau. So ist auch für Hrotsvit Maria und ihre [illegible]
[illegible] stehen Menschen wie sie, aber zum Lohne ihrer Standhaftigkeit in Ver- [illegible] Frauen und Büßerinnen, allen voran die h. Agnes, die von jeher in der Kirche besonderer Ehren genossen hat und den Reigen h. Frauen in die Liturgie zu eröffnen pflegt. Die Vorstellungen der Nonne konzentrieren sich mit aller Gewalt auf diese eine Haupt- und Kernfrage ihres Lebens. Und wenn wir nichts von der Persönlichkeit Hrotsvits wüßten, wenn selbst ihr Name verweht und vergessen wäre, ihre Werke würden Zeugnis ablegen: das kann nur eine Frau geschrieben haben; die Stoffwahl und die Behandlung des gewählten Stoffes, beides ist ganz und gar weiblich.

5. DAS MITTELALTER UND DIE MODERNE LIEBE

K. Breysig[1]) hat jüngst in einem schönen Aufsatz über die Entstehung der modernen Liebe gesprochen, wie das geistig-seelische Element zuerst bei den Franzosen des 12. Jahrhunderts ins Spiel zu kommen scheine. Ich kann seine interessanten Gedankengänge hier nicht im einzelnen wiedergeben; aber ich habe zu Anfang des Mädchens Klage aus den Cambridger Liedern behandelt, und darum muß ich jenem Bilde verkrampfter Resignation ein anderes entgegenhalten von leidenschaftlichem Lebensdurst, der alle Schranken sprengt: beides zusammen erst gibt uns die volle Anschauung. Und zwar wähle ich zwei Ausnahmefälle. Ich will hier ein Wort sagen von Heloise, der die Gabe des Wortes verliehen war, und die jeder kennt, und von einer Verschollenen, die gewiß niemals eine Zeile gedichtet hat, aber ihr Leben, Lieben und Leiden war lautere Poesie: Irmgard von Hammerstein.[2])

Feste hoher Leidenschaft sind selten gefeiert worden im Mittelalter: bei diesem Satze Breysigs wird es schon sein Bewenden haben müssen. Aber wenn sie auch selten gewesen sind, ganz fehlen sie nicht.

[1]) Zukunft 1903 Nr. 27; der Aufsatz verwertet eingehend die Zeugnisse des Kaplans Andreas (de amore libri III, ed. Trojel), greift aber nach Material und Bedeutung weit darüber hinaus.

[2]) Die Geschichte Irmgards mit den Belegen bei Breßlau, Jahrb. des Deutschen Reiches unter Heinrich II., Bd. III 72 f. 172 f. 258 f. 279 f.

C. F. Meyer hat so lange und so heiß gerungen mit dem Charakter der 'Richterin', hat ihn erst in die Stauferzeit verlegen wollen und nach Korsika, ehe er sich nach vielem Schwanken für Karls des Großen Tage und Kurrätien entschied. Die erst unbewußte, dann mit furchtbarer Gewalt emporlodernde Liebe Wulfs und seiner Schwester Palma novella, die doch nicht seine Schwester ist, diese Liebe mit ihren Seelenkämpfen und ihrem Schicksalstrotz, sie ist nicht durch Dichterwillkür wider den Geist der Zeit in jene frühen Tage verlegt worden. Wie Wulf und Palma novella, so haben im Beginn des 11. Jahrhunderts Otto und Irmgard von Hammerstein bis zur Verzweiflung gekämpft für ihre Liebe — und bezeichnend genug, Irmgard hat sich als die Starkere erwiesen, als ihr Gemahl endlich zusammenbricht.

Ein Jahrzehnt hat der Kampf gedauert. Zuerst jahrelang unangefochten, mit einem Sohn gesegnet, wird 1018 die Ehe wegen zu naher Verwandtschaft getrennt. Aber die beiden bieten dem Spruch der Kirche Hohn; auf ihrer festen Burg am Rhein trotzen sie jeder Übermacht, ja Graf Otto wagt sogar einen Anschlag auf den Erzbischof, der ihn scheiden will von seinem Weibe. Da zieht sich das Gewitter über seinem Haupte zusammen: Kaiser Heinrich II. selber belagert drei Monate lang die Burg, bis Graf Otto in trauriger Weihnacht sich am 26. Dezember 1020 ergeben muß — hier hat eben die Geschichte im ganzen und im einzelnen ein Drama geschaffen, wie es keines Dichters Phantasie kühner träumen könnte. Nun ist das Wild zum Tode wund: Graf Otto bricht zusammen; er läßt sein Weib und Kind im Stiche und unterwirft sich. Anders Irmgard. Von neuem ist ihre Ehe getrennt. Da faßt sie den unerhörten Entschluß, allein, verlassen von allen, selbst von ihrem Gemahl, nach Rom zu ziehen und dort Hilfe zu suchen. Und sie erreicht so viel, daß Rom die Kompetenzfrage aufwirft und der Mainzer genug zu tun hat, sich seiner Haut zu wehren. Schließlich stirbt Kaiser Heinrich, und Konrad II., dessen Ehe selber der Kirche ähnlichen Anstoß gab, nimmt die Verfolgten in seinen Schutz; ein Spätherbstglück. — Ein Historiker[1]) spricht von dem 'racheschnaubenden Weibe': aber man sollte eher die gewaltige Willenskraft bewundern und sich in scheuer Ehrfurcht beugen vor den ungeheuren Seelenleiden, die vorangegangen sein müssen, ehe ein so gigantischer Plan reifen konnte. Kriemhilde —.

[1]) Giesebrecht, Kaiserzeit II⁴ 195.

Noch wichtiger aber ist für uns Heloise. Sie ist so modern, daß ich geradezu sagen muß, erst heute ist die Zeit gekommen, die sie verstehen kann, während noch vor zwanzig Jahren S. M. Deutsch in seinem Buche über Abälard S. 30 schreiben konnte, die Offenheit, mit der manche unschöne Züge dargelegt seien, befremde das moderne Gefühl. Seitdem ist die Zeit des Naturalismus an uns vorübergezogen, und Dichterinnen sind aufgetreten von einer 'Offenheit', wovor einem allerdings schaudern konnte. Aber wenn wir das mit Recht ablehnen, so hat uns dennoch der Sturm und Drang der letzten Jahrzehnte neben den Extremen auch so edle und vornehme und dabei dennoch ganz 'moderne' Erscheinungen gebracht, wie Agnes Miegel und Margarete Beutler, deren Auftreten doch früher nicht möglich gewesen wäre, und neben den emanzipierten Vertreterinnen der Frauenbewegung steht, um nur eine zu nennen, Ellen Key, die geistige Erbin Malvidas v. Meysenburg. Es wird nicht unnütz sein, eine Blütenlese von Stellen[1] zu geben, die den Charakter Heloises und ihrer Liebe offenbaren, und daneben gelegentlich einige moderne Parallelen zu setzen. Manches klingt, namentlich bei A. Miegel, geradezu wie entlehnt, obwohl auch sie sicher den Briefwechsel des alten Liebespaares nicht gekannt hat; nur einmal hat Lenaus Heloise die Brücke geschlagen,

Von vornherein springt in die Augen, wie ganz verschieden Abälard und Heloise die Sache ansehen. Bei ihm ist es ein ganz und gar sinnliches Verlangen und der Wunsch, gerade sie zu besitzen, weil sie überall wegen ihrer Schönheit und ihrer Studien gefeiert wird. Als Lehrer schleicht er sich ein, sogleich mit dem festen Vorsatz, das Vertrauen ihres Oheims zu mißbrauchen und seine Schülerin zu verführen, er wundert sich noch nachträglich über die Einfalt, womit man den Bock zum Gärtner gesetzt habe! Und nun läßt er seine Künste spielen, wohl wissend, welchen Eindruck sein Name und seine Schönheit ohnehin auf Frauen machte. Er beschreibt einem Freunde die Lehrstunden, wie er die Schülerin weniger in die verschlungenen Irrwege der Scholastik als in die süßen Heimlichkeiten verstohlener Liebe einführt: es ist fast, als lese man im Inferno von Francesca da Rimini. Der Oheim kommt, natürlich viel zu spät, als die Spatzen es längst von den Dächern pfeifen, dahinter und trennt sie. Jedes ist unglücklich um des anderen willen. Bald danach fühlt Heloise sich schwanger und meldet es

[1]) Die Stellen aus dem Briefwechsel (d. h. epp 1–5, die allein in Betracht kommen) im wesentlichen in der Reihenfolge des Textes.

'jubelnd' dem Geliebten (summa cum exultatione, man denke etwa an M. Beutlers 'Sylvester'). Dabei hat sie niemals an Ehe gedacht und will auch jetzt, als Abälard ihren Oheim dadurch zu versöhnen denkt, nichts davon wissen. Sie dürfe ihn nicht hemmen in seiner glänzenden philosophisch-theologischen Laufbahn. Alles, was der gottselige Hieronymus gegen die Ehe gesagt hat, kramt sie aus, wie schlecht die Ruhe des Denkers bei Kindergeschrei bestehe, ob Windeln in seinem Auditorium herumhängen sollten usw. Und es sei so viel schöner, wenn keine Pflicht sie binde, wenn alles stets von neuem ein freies Geschenk gegenseitiger Neigung sei — man sieht, eine Idealistin der freien Liebe. Aber sie muß endlich nachgeben; die Ehe wird in aller Verborgenheit geschlossen. Dennoch spricht es sich bald herum; dem Oheim liegt eben daran, sie zu 'rehabilitieren': sie aber schwört die heiligsten Eide, es sei kein wahres Wort an der Sache! Der Oheim rast vor Wut; um sie davor zu schützen, bringt Abälard sie in ein unfernes Nonnenkloster. Aber der Oheim sieht darin nur ein Zeichen, er wolle sie loswerden; er läßt ihn überfallen und entmannen.

Ich habe mich bisher absichtlich ganz an das Zeugnis Abälards gehalten. Um jedoch recht zu urteilen, um Heloise ganz so zu sehen, wie sie ist, müssen wir ihre eigenen Briefe reden lassen. Auch auf Abälard wird, durch seine Antworten, ein interessantes Schlaglicht fallen.

Wie bezeichnend sogleich die Anrede, scholastisch gekünstelt in ihren Distinktionen, aber jedes Wort von blutender Liebe eingegeben:

Domino suo, immo patri,
coniugi suo, immo fratri,
ancilla sua, immo filia,
ipsius uxor, immo soror,
Abaelardo Heloissa.

Sie hat ihn immer geliebt ohne Maß und Ziel (immoderato amore) und liebt ihn noch; nur er kann sie traurig oder froh machen, nur er sie trösten. Was er begehrt, das tut sie ohne Besinnen; auf sein Geheiß ist sie sofort nach der Trauung ins Kloster gegangen, obwohl sie sich damit selbst jede Hoffnung abschnitt, nur um ihn als Herrn ihrer Seele und ihres Leibes zu bekennen. Gott ist ihr Zeuge, sie hat nur ihn gesucht, nicht das Seine (te, non tua); nicht an die Ehe hat sie gedacht oder an die geehrte Stellung neben dem berühmten Manne, nicht ihre Lust hat sie gesucht, nur ihm in Demut etwas Liebes erzeigen, ihm ein Opfer bringen wollen. Man denkt an A. Miegels 'Legende':

Was ich dir geben konnte, ist gegeben;
Auf Knien dankend, daß du es genommen,
Küß ich die Hände dir, mein süßes Leben,
Denn meines Abschieds Stunde ist gekommen . . .

Heiliger vor der Kirche und stärker bindend mag der Name des Eheweibes sein; süßer sei es ihr immer erschienen, seine Geliebte (amica) zu heißen, ja sich immer tiefer vor ihm zu demütigen, will sie sogar seine Konkubine oder Hure heißen (scortum; auch sonst spricht sie von fornicatio), lieber seine Dirne (meretrix, dem Reim zuliebe[2]) als des Kaisers Kaiserin (augusta imperatrix)[3]. Es folgen wieder entlehnte Gründe. Ein Weib, das den Reichen lieber heirate als den Armen, seines Geldes wegen, verkaufe sich selbst und sei im Grunde nicht besser als eine Dirne; was die rechte Ehe ausmache, sei die Keuschheit, nicht so sehr des Leibes, als des Herzens — die Liebe, die in dem Geliebten das Ideal sehe. Was ihn auszeichne, sei die virtus: daß er alle denkbaren Vorzüge in sich vereine, den Ruhm des Theologen, Philosophen und Lehrers und, was anderen Gelehrten abgehe, Dichtung und Gesang; seine Lieder, in denen sie gepriesen werde, lebten in aller Munde, und Königinnen und Fürstinnen beneideten sie darum. — Und so schuldig sie sich erscheint in ihrer Selbstquälerei, eigentlich sei sie doch unschuldig: denn nicht auf das Was, nur auf das Wie komme es an (nec, quae fiunt, sed quo animo fiunt, aequitas pensat); ihr einziges Motiv aber sei schrankenlose Liebe gewesen, während ihn nicht Liebe, sondern Begierde getrieben habe und sie ihm jetzt, nachdem diese erloschen, gleichgültig sei; das zeige sein Schweigen. Früher habe man an ihren Motiven wohl gezweifelt; jetzt, wo sie alles dem Willen des Geliebten geopfert habe, zeige der Ausgang, was sie von jeher bestimmt habe. — Ihr ganzes Denken sei bei ihm: ego autem (deus scit) ad Vulcania loca te properantem praecedere vel sequi pro iussu tuo minime dubitarem. Da hören wir wiederum wortwörtlich A. Miegel:

Wenn ich wüßte, daß du warten würdest, —
Wandern würde ich, wer weiß wie weit,
Haus und Heimat würde ich verlassen
Und die Stätten meiner Kinderzeit.

Lachend würde ich, mit schnellen Schritten
Durch das dunkle Tal des Todes gehn,
Wüßte ich es nur, ich würde drüben
Dich und deine Augen wiedersehn.

Abälards Antwort lautet merkwürdig kühl. Salbungsvoll, aber ohne allen Überschwang redet er sie an:

Heloissae, dilectissimae sorori suae in Christo
Abälardus frater eius in ipso.

Als sie sich dann später wundert, warum er ihren Namen voransetzte (die Stelle, I 85 Cousin, ist für die Briefetikette wichtig), folgt die aus Hieronymus entnommene Begründung, das geschehe — weil er sie als die Braut Christi zu ehren habe. Ich fürchte, Heloise ist trotz ihres geistlichen Kleides noch Weltkind genug gewesen, daß diese korrekte Antwort ihr einen Stich ins Herz gab . . . Sein langes Schweigen entschuldigt er — mit dem Zutrauen zu ihrer Frömmigkeit und Klugheit, die keiner Ermahnung und keiner Tröstung bedurfe. Sie soll für ihn beten, und wenn er sterbe, fügt er huldvoll hinzu, so wolle er in ihrem Kloster begraben sein.

Das ist alles; aber der Schluß ist nur zu raffiniert auf Heloises weiche Stimmung berechnet. Sie ist außer sich bei diesem Gedanken. Sterbe er, so solle man sie und ihre Nonnen in dasselbe Grab legen wie ihn: ut potius et nos consepeliendae simus, quam sepelire possimus — so ruft die Schmerzensmutter in einem schönen, seiner Klangwirkung nach schier unübersetzbaren Liede den Knechten zu, die den Heiland vom Kreuze nehmen:[1])

Mihi meum carissimum
subtrahere nolite;
si sepeliri debeat,
me secum sepelite.

Sie ist von Sinnen und hadert mit Gott: das sei ja noch das einzige, was ihr geblieben, daß er wenigstens lebe. So lange ihr Bund verboten gewesen sei (fornicatio), habe Gott ihrer verschont; nachdem ihn die Kirche eingesegnet, sei das Verderben hereingebrochen, und nur über ihn, den minder Schuldigen! Sie, sein Weib, sei an allem schuld! Buße will sie tun 'durch eines langes Lebens Golgatha' (A. Miegel, Karfreitag); aber sie kann nicht vergessen. Immer wieder tritt ihr das Bild der genossenen Liebesfreuden vor die Seele, greifbar deutlich nach Ort und Zeit und bis in die kleinsten Einzelzüge. Selbst bis in ihre Träume verfolgt es sie und bis in die Messe, wo sie unfähig ist, ihre Gedanken davon abzulenken und, wie sie sollte, auf die heilige Handlung zu richten, so daß sie sich durch Wort und Gebärde verrät. Diese

[1]) Mone, Lat. Hymnen II 144.

verzweifelten Geständnisse hat Lenaus Heloise (Gedichte II. Gestalten) übernommen und an A. Miegels 'Madeleine Bothwell' weitergegeben:

Und wenn ich das Verlorne und Versäumte,
Als hätt' ich es, in süßen Nächten träumte,
Vergib, mein Gott, daß ich in meinem Schrecken,
Wenn kalt die Schwestern mich zur Hora wecken,
Nach Truggestalten strecke meine Hände,
Vergötternd mich zu meinen Träumen wende.

So Lenau. Das kehrt dann in einer ganz subjektiven Ballade, die eng an den 'Sterbesegen' knüpft (Deutsche Heimat 1903 Nr. 1 = Gedichte S. 12), bei Madeleine Bothwell wieder:

Ich träume von Sünden. — 'Sœur Madeleine,
Steh' auf, Zeit ist es, zur Messe zu gehn,

Du Liebling der Jungfrau — siech vom Kastei'n,
Bald gehst du zum Glanze der Heiligen ein . . .'

Auch sonst hat das Gedicht Lenaus die Dichterin beeinflußt, doch hier ist nicht der Ort, dem nachzugehen. — Umsonst ist all ihr Ringen: denn was sie tut, tut sie nicht aus Liebe zu Gott, sondern einzig um Abälards willen, um ihm gehorsam zu sein; vor Gott sei ihre Frömmigkeit eitel Heuchelei.

Auf diese furchtbaren, erschütternden Selbstvorwürfe, die eben nur eine so fein organisierte Natur spüren konnte, antwortet, wohlgesetzt und sehr verständig, sogar logisch mit erstens, zweitens, drittens, viertens disponiert, ein Schreiben Abälards. Bemerkenswert ist daraus nur, daß er ihr mit dürren Worten wiederholt, seine Liebe zu ihr sei niemals etwas anderes als sinnliche Begierde gewesen, Begierde, wovon er nun glücklicherweise, wenn auch nicht ganz freiwillig, kuriert sei; Gott aber sei gerecht, sie möge nur daran denken, wie er sie einmal aus Sehnsucht im Kloster besucht habe, und was damals an heiliger Stelle vorgefallen sei . . . Ich glaube, es braucht nicht mehr, wir können von dem Briefwechsel mit der Überzeugung scheiden, daß Heloise nicht bloß 'edler und liebenswürdiger' erscheint, was Deutsch zugeben wollte, sondern daß sich hier, vor achthundert Jahren, ein Seelenkampf abgespielt hat, den erst wir Menschen von heute wieder voll zu verstehen und mitzuleben vermögen; daß da, wenigstens auf Heloises Seite, nichts von 'befremdender Offenheit' ist, sondern daß die edelsten unserer modernen Dichterinnen alle Ursache haben, in Heloise ihre Patronin, ihre Märtyrerin zu ehren.

II. DER MIMUS IM MITTELALTER

Durch die grundlegende Forschung Hermann Reichs und seinen sicheren Blick für das Wahre und Notwendige in der Entwicklung der Weltliteratur ist mit einem Schlage der Mimus in seiner ganzen, ungeheuren Bedeutung für Altertum, Mittelalter und Neuzeit aufgedeckt worden. Im folgenden wird sich ergeben, daß auch die lateinische Kunstdichtung des Mittelalters, daß gerade Genies wie Notker und Hrotsvit ihr Bestes dem Mimus verdanken.

Freilich, kurz ehe ich diesen Aufsatz abschließe, erscheint eine Rezension des 'Mimus', die ganz andere Töne anschlägt, von Herrn Professor Dr. R. Herzog in der Berliner philologischen Wochenschrift 1904 Nr. 34. Danach wäre es, trotz vieles Guten im einzelnen, dennoch als Ganzes ein 'schlechtes Buch'. Ich kann es, wenn es dessen je bedürfen sollte, getrost dem Verfasser des Mimus überlassen, seine Darstellung für die Zeiten des Altertums gegen Herzogs Vorwürfe selber zu schützen. Ich meinerseits habe den unmaßgeblichen Eindruck, Herr Herzog würde, nach dem, was er vorbringt, zu urteilen, wenn er etwa das Unglück hätte, Germanist zu sein und z. B. Goethes Briefe an Frau von Stein zu rezensieren, nach berühmten Mustern folgendes schreiben: 'Die Lektüre ist durchaus unerquicklich, weil es dem Briefschreiber an Logik fehlt; auch wimmelt der Text von Fehlern der Orthographie und Interpunktion.'

Aber ich will mich auf mein Spezialgebiet beschränken, dessen Behandlung Herrn Herzogs schärfsten Tadel herausgefordert hat. Es sei nicht bewiesen, daß Shakespeare mit dem Mimus zusammenhänge; denn — man höre und staune — die mimi und ioculatores des 'dunklen abendländischen Mittelalters' hätten mit dem antiken Mimus nichts zu schaffen. Also — Schuster gab es, bloß sie konnten keine Schuhe mehr machen? Aber Herr Herzog spricht ja von dem 'dunklen abendländischen Mittelalter'? Was kennt er denn von diesen 'dunklen' Zeiten?! Ich habe lange genug im Mittelalter und seiner Dichtung gearbeitet, um mitzureden: meine Hrotsvitausgabe, erschienen im Frühjahr 1902, ist die Frucht elfjähriger Arbeit; seit sechs Jahren steht Notker im Mittelpunkt meiner Studien; ich glaubte, sie beide gut zu kennen, aber ich muß gestehen, klar geworden ist mir ihre literarische Stellung und damit die ganze Entwicklung der mittellateinischen Poesie erst durch

Hermann Reich. Und, sollte Herr Herzog Autoritäten verlangen, so wird ihm, denk ich, der Name W. Scherers bekannt sein; der aber, in seiner Geschichte der deutschen Dichtung im 11. und 12. Jahrhundert, schreibt, in einer ganz ausgezeichneten Auseinandersetzung über die Mimen, die noch lange nicht den gebührenden Einfluß geübt hat, obwohl sein Buch heute längst vergriffen ist (S. 12): 'Als gegen das Ende der römischen Kaiserzeit Schauspiel und regelmäßige Bühne ganz aufhörten, da blieb nur die Wirksamkeit der Mimen unberührt von dem Verfalle des szenischen Apparates, dessen sie nicht bedurften.' Ich kann Scherers Betrachtung hier nicht ausschreiben; sie sei jedem, dem das Buch zugänglich ist, aufs dringendste empfohlen. Was ich hier gebe, soll einmal die Forschung im einzelnen weiterführen, sodann aber durch Proben das erläutern und anschaulich machen, was von Mimenpoesie auf uns gekommen ist.

Aber zurück zu Herrn Herzog. Er meint, im dunklen Mittelalter verlören wir, wenn wir Reich folgen, den Boden unter den Füßen. Nein, wir können gerade umgekehrt sagen, erst durch den Mimus und seine Kontinuität verstehen wir die Entwicklung der Jahrhunderte. So steht es im Mittelalter. Und anderswo? Kaum haben sich die Gräber Ägyptens aufgetan, und die Papyri haben dem Mimus zu glücklicher Stunde Zeugnis gegeben; und schon tut Syrien desgleichen.[1] Für die Beurteilung einer monumentalen Leistung, wie es der Mimus ist, bleibt aber doch wohl stets das entscheidende Moment, ob ihr Bau, wenn auch zyklopisch gefügt und meinetwegen nicht frei von Schönheitsfehlern, der von allen Seiten andrängenden Flut neuer Funde und Entdeckungen standhält, oder ob seine Pfeiler vor einem Papyrusblatte zusammenknicken, wie es E. Rohdes Entwicklungsgeschichte des griechischen Romans hat erleben müssen.

1. MIMUS UND SIEGESBALLADE

Widukind von Corvey berichtet in seiner Sachsengeschichte (I 23), daß im Jahre 915 Herzog Heinrich von Sachsen die Franken unter Eberhard aufs Haupt geschlagen habe tanta caede, ut a m i m i s declamaretur, ubi tantus ille infernus esset, qui tantam multitudinem capere posset. Was Lachmann 1836 für selbstverständlich hielt und gar nicht erst ausdrücklich aussprach, daß es ein d e u t s c h e s Lied gewesen,

[1] Demnächst erscheint Horovitz, Spuren von Mimen im Orient.

dieser Gedanke bestimmt noch 1897 R. Kögel,[1]) eine tiefsinnige Betrachtung anzustellen über infernus = hella und den Stabreim wīd-wal . . . Die ganze Methode ist verfehlt, ebenso verfehlt wie die, im Waltharius altdeutsche Stabverse zu rekonstruieren, ein Sport, den Kögel gleichfalls mit Vorliebe gepflegt hat, der aber inzwischen durch W. Meyers glänzenden Aufsatz über den Dichter des Waltharius leider als brotlose Kunst erwiesen worden ist. Auch hier kann nichts verkehrter sein. Ich wüßte schlechterdings nicht zu sagen, was darin 'heidnischer' wäre als in dem gewaltigen Liede auf die Schlacht von Fontenoy am 25. Juni 843, im Bruderkriege der Söhne Ludwigs des Frommen,[2]) das dolium Saturni: das war kein Sabbat (die Schlacht fand an einem Sonnabend statt), nicht der Tag, wo Gott einst ruhte von seinen Werken, sondern ein dies Saturni, des alten griesgramigen Heidengottes, der seine eigenen Kinder verschlang und auch jetzt seine Opfer haben will, wie Hucbald von St. Amand († 930, achtzigjährig) mit einem Wortspiel von den dies aegyptiaci, den Unglückstagen, sagt:[3]) ut inferat Orcus in orcam (in den Lostopf?). Ja, ich glaube sogar, daß der Dichter des späteren Liedes diesem Vorbilde gefolgt ist, daß wir das Lied auf die Schlacht bei Fontenoy studieren müssen, um von dem anderen auf die Schlacht der Franken und Sachsen einen Begriff zu kriegen. Freilich dürfen wir es nicht in der Nachbildung Meyers von Knonau nehmen, die dem kraftvoll einherschreitenden Original mit lahmen Lenden mühselig nachhinkt, sondern im Original oder in einer Nachdichtung, die auch den Geist, nicht bloß den Buchstaben, wiedergibt, mag sie dafür auch auf das 'Versmaß des Originals' in aller Seelenruhe verzichten.

Aurora cum primo mane tetram noctem dividens
(sabbatum non illud fuit, sed Saturni dolium),
de fraterna rupta pace gaudet daemon impius.

Für die Übertragung wähle ich die Nibelungenstrophe,[4]) und ich betrachte es geradezu als einen Vorteil, daß ihre vier Zeilen statt der drei im Original mir die Möglichkeit bieten, schärfer herauszuarbeiten, was

[1]) Gesch. d. deutschen Literatur I 2, 237.

[2]) Poetae lat. aevi Carol. II 138; vgl. Meyer von Knonau, Über Nithards vier Bücher Geschichten, S. 138 f.

[3]) Poetae IV 272, v. 4.

[4]) Es wird nicht unnütz sein, die Ballade von Fontenoy mit der Hertje von L. v. Strauß zu vergleichen.

der Dichter gesagt hat und zumal was er hat sagen wollen, was aber nicht selten, sogar im lateinischen Text und nun gar bei Meyer von Knonau, in keimhaften Ansätzen stecken geblieben ist. (Siehe die Übertragung oben S. 165.)

Der das gesungen hat und stolz genug war, seinen Namen einzuflechten und so der Nachwelt aufzubewahren, das war ein Mime; ein Mime wie jene Sänger des 10. Jahrhunderts, wovon uns Widukind meldet. Er klagt um die unselige Bruderschlacht, die er selber mitgekämpft hat: er hat mitgestritten in vorderster Reihe und ist nicht wie die anderen geflohen in blinder Hast, er hat Ruhe und Kaltblütigkeit genug bewahrt, um mitten auf dem Schlachtfeld, vom Kampfgetümmel umbraust, stehen zu bleiben und das schaurig-schöne Bild mit durstigen Dichteraugen in sich hineinzutrinken. Und in demselben Stil und Versmaß wie er, hat ein halbes Jahrhundert früher, ein Standesgenosse von ihm nach Pippins Avarensieg, der ohne Blutvergießen durch den bloßen Schrecken des fränkischen Namens errungen war, das siegreiche Heer zurückbegleitet und ihm seinen und des königlichen Führers Ruhm gesungen.[1]) (Siehe oben S. 181.)

Von diesem Liede aber spinnen wieder feine Fäden zurück zu einem anderen, verlorenen Liede. Man denke an die Sage vom eisernen Karl, die durch die Brüder Grimm aus Notkers Gesta Karoli II 17 hervorgezogen und von Simrock, ich muß leider, und nicht bloß im harmlosen Sinne des Mimus, sagen, gebänkelsängert worden ist.[2]) Auch hier hat sich Kogel (II 2, 227), obwohl er das Richtige ahnte, in wunderliche Irrwege verloren. Über dieser Märe soll 'der tiefe Glanz langobardischer Dichtung liegen'. Also die Langobarden hätten in einer Art von hypertrophischer Gerechtigkeit diese gewaltige Verherrlichung ihres Zernichters geschaffen?! Freilich, in einem hat Kogel ganz recht: 'auf ein Lied als letzte (aber warum letzte?) Quelle weist die Anlage des Ganzen und die poetische Färbung der Reden hin.' Das ist unbedingt richtig; bloß es ist kein 'langobardisches' Lied gewesen, sondern der Dichter war ein Franke und dichtete lateinisch, und sein Stil war derselbe, den die Balladen von Fontenoy und von Pippins Avarensieg zeigen: gerade die zweite ist in Anlage und Bau verblüffend ähnlich; hätte man ihrer gedacht, so hätte man das Richtige längst finden müssen.

[1]) Poetae I 116.

[2]) Deutsche Sagen[3] Nr. 447; Simrock, Kerlingisches Heldenbuch S. 47.

Notker hat die Verse des alten Mimen ganz aufgelöst, daß nirgend mehr deutliche Spuren erkennbar sind. Dennoch wage ich es, versuchsweise eine Strophe zu rekonstruieren; wenn Kögel es anderswo in unmethodischer Weise getan hat, warum soll ich deshalb hier, wo wir endlich die großen Zusammenhänge aufdecken können, davon absehen? Ich behaupte ja nicht, daß die Worte im einzelnen so gelautet haben müssen, und wer will, mag meine Rekonstruktion als Träumerei beiseite lassen; aber das alte lateinische rhythmische Lied, in diesem Balladenton, das wird er darum doch stehen lassen müssen.

> 'Quando videbis' inquiens 'segetem campis inhorrescere ferream Padumque et Ticinum marinis fluctibus ferro nigrantibus muros civitatis inundantes, tunc est spes Karoli venientis.'

Die Konstruktion der Schlußworte ist vom rhythmischen Kursus beeinflußt, den Notkers Prosa liebt: ⏒́ ⏑ ⏑, ⏑ ⏑ ⏒́ ⏑. Ich meine, die alte Strophe könnte etwa so gelautet haben:

> Quando segetem videbis campis inhorrescere
> et Padum simul cum Ticino nigris muros fluctibus
> civitatis inundantes, tunc veniet Karolus.

Einmal hat Notker, nicht zum Vorteil seines Werkes, seiner gelehrten Bildung nachgegeben, und das gewaltige Fortissimo des Schlusses, 'all Eisen, Eisen, Eisen' durch breite Ausmalung der Einzelzüge und rhetorische Floskeln wie de ocreis quid dicam? abgeschwächt: es ist ein hoher Ruhm für den Mimus, daß selbst ein Genie wie Notker da, wo er ändert, nur verderben kann.

Doch ich will endlich dem, der den Eindruck zu gewinnen wünscht, meine Übertragung vorlegen. Sie ist gemacht, ehe ich diese ganzen Betrachtungen über den Mimus anstellte: daß ich den Stil von Fontenoy wählte (Simrock hat einen langweiligen Vers ohne jede Variabilität und Modulationsfähigkeit) und nur die ersten Hälften der Langzeilen strenger gebaut habe (dies sogar, ohne es zu wissen und zu wollen), war Instinkt. Aber in solchen Dingen pflegt eben der Instinkt das Ergebnis gelehrter Forschung lange vorwegzunehmen. (Siehe die Übertragung oben S. 183.)

Verweilen wir einen Augenblick bei dem Vergleich. Unzweifelhaft hat das alte Lied auf den Langobardensieg dem Avarenliede noch viel näher gestanden als meine Rekonstruktion. Notker hat sicher am Anfang und Schluß gewaltig gekürzt. Aber die Gleichheit der Anlage ist

unverkennbar. Die Franken tragen den Rachekrieg ins Langobarden-, ins Hunnenland. Der König fühlt sich sicher, bis ihn ein Franke (denn auch in dem Unguimeri des Avarenliedes hat Seemüllers Scharfsinn[1]) einen deutschen Ingwiomar erkannt) aufrüttelt, ihm die Furchtbarkeit der Franken in eindringlicher Mahnung zu Gemüte führt und ihn mit blasser Furcht und unmännlicher Verzagtheit erfüllt, daß er sich ohne Kampf unterwirft. Kein Zweifel, der Dichter des Avarensieges hat das ältere Lied gekannt und nachgeahmt. Und wir halten fest, Mimen sind es, die diese Lieder gedichtet haben, Mimen, die die Heerzüge und Schlachten, wovon sie singen, selber mitgemacht haben. Und was war jener normannische Taillefer, der dem Eroberer und seinem Heere in die Schlacht von Hastings voranritt? Guy von Amiens mag es uns sagen, in einer Stelle, deren Kenntnis ich Reich verdanke:

> histrio, cor audax nimium quem nobilitabat,
> Incisor-ferri mimus cognomine dictus.

Das Versmaß aber, worin jene beiden Lieder gesungen sind, das auf Fontenoy und das auf den Avarensieg, dies Versmaß hat keiner der beiden erfunden: das war längst, seit der merowingischen Zeit, üblich für alle möglichen Stoffe der geistlichen und weltlichen Ballade[2]). Und die merowingische Zeit war besser als heute ihr Ruf. Sie hat in den Dichtungen ihrer Mimen Werke aufzuweisen, die mehr poetische Kraft in sich haben, als die ganze hochgelahrte Tafelrunde Karls des Großen aufzubringen vermochte. Freilich muß man das Gold unter dem Schutt zu finden wissen, und das ist, wie heute die Dinge liegen, noch nicht leicht.

Der am meisten dafür getan hat, die Denkmale dieser Gattung hervorzuziehen, E. Dümmler, hat ihnen stets den Namen 'karolingischer Rhythmen' gegeben. Das führt aber irre. Es soll ganz und gar nicht geleugnet werden, daß auch eine Reihe von karolingischen Stücken dabei ist, wie denn eine echt merowingische Sprachverwilderung auch noch in karolingischer Zeit hier und da bis tief in die Mitte des 9. Jahrhunderts und darüber hinaus anhält. Aber die Masse stammt sicher aus viel früherer Zeit, ob auch unsere Überlieferung selten über das Jahr 800 zurückreicht. Ebendiese Überlieferung aber ist es, die es zu würdigen gilt. Was die Mimen sangen, das haben sie mit mehr

[1]) Festgabe für Heinzel, S. 325.
[2]) W. Meyer, Der ludus de Antichristo (Münchener S.-B. 1882), S. 79 f.

oder minder treuem Gedächtnis weitergegeben, der Vater dem Sohne, der Meister dem Schüler. Aufgezeichnet haben sie ihre Texte entweder überhaupt nicht, oder, wenn sie es etwa getan haben, so sind ihre Aufzeichnungen spurlos untergegangen. Was wir heute davon haben, sind Niederschriften aus dem Gedächtnis, ausgehend nicht von den Mimen selber, sondern von ihrem geistlichen Publikum; oder es sind Abschriften solcher gedächtnismäßigen Niederschriften. Das zeigt der Charakter der Überlieferung: fast überall, wo wir mehr als eine Handschrift zur Verfügung haben, weist der Apparat die heilloseste Verwirrung auf, endlose Varianten, Umstellungen, Auslassungen und was es für Verderbnisse sonst gibt; besonders oft fehlt der Schluß, weil dem Aufzeichnenden, der das Gedicht nie gelernt hatte, die Erinnerung versagte. Dergleichen ist bei einer von Anfang an buchmäßigen Verbreitung ausgeschlossen. Und nun verstehen wir auch ein weiteres Hilfsmittel des Mimen, das uns ohnedem eine Tollheit oder eine müßige Spielerei dünken müßte. Die Hälfte dieser Stücke etwa sind Abecedarien, d. h. die erste Strophe beginnt mit A, die zweite mit B, die dritte mit C usw. Das hat seinen guten Sinn, wenn der Vortragende dies als Gedächtnishilfe benutzte, um die Stichworte der Strophenanfänge festzuhalten: bei schriftlicher Tradition ist es sinnlos; Akrosticha wie die Commodians wird man nicht dawider ins Feld führen wollen. Wo aber die Nachfahren dergleichen in literarisch überlieferter Poesie haben, da sind sie sicher von dem Vorbilde der Mimen beeinflußt und wenden in blinder, dumpfer Nachahmung an, was für sie keine Erleichterung, sondern bloß eine Erschwerung bedeutete.

Das Versmaß ist uralt: es ist ja schon eines der häufigsten in der römischen Komödie und immer beliebt gewesen bei der Masse des Volkes.[1]) Als die römischen Soldaten den triumphierenden Cäsar verhöhnen, da singen sie, natürlich metrisch, die Verse:

> Gallias Caesar subegit, Nicomedes Caesarem:
> ecce Caesar nunc triumphat, qui subegit Gallias,
> Nicomedes non triumphat, qui subegit Caesarem,

oder:

> urbani, servate uxores, moechum calvum adducimus;
> aurum in Gallia effutuisti, hic sumpsisti mutuum.

Hier hat denn auch A. Schoene die Anspielung auf den calvus und adulter als typische Mimenfiguren erkannt. Auch die Verse auf die gallischen Parvenus scheinen hierher zu gehören.

[1]) Hermann Reich, Der Mimus I 195 Anm. 1.

2. MIMUS UND SPOTTLIED

Das ist ja überhaupt die andere Art des Mimenrhythmus, das Spottlied. Ich lasse, was sonst von schönen und wirkungsvollen Balladen der Merowingerzeit erhalten ist, vorläufig beiseite und verweise dafür auf mein nahe bevorstehendes Dichterbuch; aber von dem übermütigen Spott wollen wir uns ein paar Proben vorführen. Da hat es, etwa zu Karls des Großen Zeit, in Angers einen biederen Abt gegeben, der den schönen Namen Adam führte und einen guten Trunk liebte. Sonst freilich scheint an ihm nicht viel Löbliches gewesen zu sein, oder es verschwand doch in den Augen des ihn liebevoll porträtierenden Mimen neben jener einen Kardinaltugend. Der aber sang, freilich kaum in Angers, obwohl die Schlußzeile an die cives bedenklich genug klingt; und die würdigen Confratres des guten Abtes ringsumher werden wohlgefällig dabei geschmunzelt haben:[1])

Andechavis abas esse dicitur,
ille nomen primi tenet hominum;
hunc fatentur vinum vellet bibere
super omnes Andechavis homines.
Eia eia eia laudes,
eia laudes dicamus Libero.

Iste malet vinum omni tempore;
quem nec dies nec nox ulla praeterit,
quod non vino saturatus titubet
velut arbor agitata flatibus. Eia . . .

Iste gerit corpus inputribile
vinum totum conditum ut aloe,
et ut mire corium conficitur,
cutis eius nunc con vino extinguitur. Eia . . .

Iste cupa non curat de calicem
vinum bonum bibere suaviter,
sed patellis atque magnis cacabis
et in eis ultra modum grandibus. Eia . . .

2, 1 'hat gern'. 3, 2 *vino* Zarncke. 3, 3 *mirre* Ebert. 3, 4 *tinguitur* Ebert.

[1]) Dümmler, Zeitschr. f. deutsches Altert. 23, 265; zur Kritik Ebert, Zarncke, Seiler (Zeitschr. 24, 147. 25, 25), doch ist das meiste nicht zu brauchen.

Hunc perperdet Andechavis civitas,
nullum talem ultra sibi sociat,
qui sic semper vinum posset sorbere;
cuius facta, civis, vobis pingite. Eia . . .

5, 1 *si perdet* Dümmler.

Das wäre doch, sollt' ich meinen, ein Ulk, der des Kommersbuches nicht so ganz unwert wäre; wenn man ihn nur erst recht versteht. (Siehe die Übertragung oben S. 147.)

Das ist denn freilich noch verhältnismäßig harmlos. Aber es bleibt nicht dabei. Wir haben in gut merowingischer Reimprosa eine blutige Satire auf zwei urkundlich um 665 nachweisbare Bischöfe, Importunus von Paris und Frobebert (d. h. Chrodebert) von Tours. Es muß ein par nobile fratrum gewesen sein; denn sicher ist die Sache richtig, das Bild getreu, nicht geschmeichelt und nicht mehr entstellt, als es in jeder Satire geschieht und geschehen muß. Was wir hier über die Ursache vom Sturz des mächtigen Hausmeiers Grimald erfahren, scheint sonst nicht bezeugt zu sein; aber es hat alle innere Wahrscheinlichkeit. Ich meine, Grimald wird bei dem willensschwachen, den Pfaffen verfallenen Merowinger vergebens sein Recht gesucht haben; und dies wird der Grund gewesen sein, der ihn in Empörung und Untergang hineingehetzt hat: ganz so, wie es später mit Herzog Erchanger und Berthold gewesen ist, wo auch die dem Abtbischof günstige St. Galler Tradition Unrecht und Recht vertauscht hat.[1] Aber wie dort immerhin so viel zu erkennen ist, daß die Zeitgenossen in den Herzögen die unschuldigen Opfer bischöflichen Ehrgeizes und königlichen Treubruches gesehen haben, so tut sich uns hier durch die Satire ein Blick auf in eine dunkle Zeit und in das erfolgreiche Treiben zweier dunklen Ehrenmanner, die in ihre Weise Geschichte gemacht haben. 'Das ist das wahrste Denkmal der ganzen Merowingerzeit', hat mir einmal ihr bester Kenner, B. Krusch, gesagt.

Ich verzichte darauf, den lateinischen Text zu drucken, der von Zeumer gut herausgegeben ist;[2]) nur hätte er die Reimprosa lieber nicht in Verse teilen sollen. Meine Nachbildung muß an einigen Stellen, wo das Pergament zerfressen ist, ein klein wenig kürzen, wird aber wohl hinreichen, von dem Geiste des Poeten, denn ein Poet war der

[1]) Darüber meine Dichterschule St. Gallens (Ilbergs Neue Jahrb. V 358).
[2]) Formulare S. 220.

Mime, der diese Satire konzipiert hat, eine gewisse Vorstellung geben. (Siehe oben S. 136.)

3. MIMUS UND GEISTLICHE BALLADE

Die Kirche und ihre Lehrer hatten ohne Unterlaß geeifert gegen den Mimus, aber sie hatten ihn nicht unterdrücken können.[1]) Da machte nicht die Kirche ihren Frieden mit dem Mimus, sondern ein Teil der Mimen den seinen mit der Kirche. Das Volk war christlich geworden; es war ein rauhes und rohes Christentum, das Christentum eines Kriegsvolkes, das sich seinen Himmel und die Belohnungen der Gläubigen etwa als eine Veteranenkolonie denken mochte, die nun auf ihren Lorbeeren ausruht und in wohlverdienter Muße ihr Altenteil genießt — wie es uns der von Gregor seiner Mordtaten und seiner poetischen Sünden halber so hart gescholtene Chilperich in seinem Medardusrhythmus ausmalt.[2]) Aber auch dieses barbarische, von vornherein auf buchmäßige Verbreitung angelegte und mit literarischen Ansprüchen auftretende Gedicht wäre nicht denkbar ohne den Mimus. Denn der Mimus hat schon in der Merowingerzeit biblische und Legendenstoffe in seine Formen, in die Formen des Rhythmus gekleidet. Und diese geistlichen Balladen, deren Hauptinteresse in ihrem Stoffe lag, sind oft von unverächtlicher Kunst. Jedoch zuerst vom Stoff. Da finden wir Bibelthemata behandelt, wir hören von Jakob und Joseph, von Esther und Judith, vom reichen Mann und armen Lazarus, von Jesu Leben und Sterben; und zumal ist es die Höllenfahrt des Herrn, hinab zu den 'Geistern im Gefängnis', die die Menschen des ganzen früheren Mittelalters immer wieder gefesselt hat mit dämonischer Gewalt.[3]) Und neben diesem Hineinragen des Höllenreiches in die Geschichte Jesu finden wir, in einem der gewaltigsten Lieder, das Reich des Antichristen geschildert, das einer Zeit, die das Ende nahe erwartete, besonders zu denken geben mußte; es ist kein Zufall, daß die Schriften des Ps.-Methodius und Adsos von Der so ungeheure Verbreitung und so ungeheuren Einfluß gewonnen haben, gerade so wie später zur Zeit der Mysterienspiele der ludus de Antichristo mit seinen kirchenpolitischen Träumen die Geister bewegt hat. Ein solches Lied vom Antichristen

[1]) Hermann Reich, Der Mimus I 109 ff. 130 ff.

[2]) Von mir aufgefunden und mit Kommentar herausgegeben, Zeitschrift f. deutsches Altert. 47, 73 f.

[3]) Ebenda S. 88 f.

mit den Bildern des himmlischen Jerusalem und der Höllenpein, das mochte wohl tieferen Eindruck auf die Zuhörer machen als manche Predigt.[1])

Wer waren nun aber diese Zuhörer? Wenigstens einmal können wir uns diese Frage einigermaßen beantworten. Latein werden sie einigermaßen verstanden haben; aber das sagt in der Merowingerzeit und in romanischem Lande wenig. Der Rhythmus von Christi Höllenfahrt, auch er wie so viele mit Audite omnes beginnend, spricht jedoch am Schlusse vom Hof des Königs, vor dem Geistliche, Äbte, Neugetaufte (es ist Ostern, die alte Taufzeit) und potentes personae, weltliche Große, Hymnen singen: saeculares fabulas hat er verboten, und so singt auch der Mime in diesem vornehmen und frommen Kreise von Christi Sterben, Höllenfahrt und Auferstehung.

Auch andere geistliche Stoffe sind viel behandelt worden, so die Zerstörung Jerusalems, nach Josephus ganz realistisch, ja naturalistisch — es wird uns nichts geschenkt, nicht einmal der Gestank der Leichenhaufen; und die Legende des h. Placidas ist in einem langen Gedicht bearbeitet worden, das ich künstlerisch Herders 'wiedergefundenen Söhnen', die den gleichen Stoff behandeln, weit vorziehe. Ich muß dafür auf mein Dichterbuch verweisen. Aber das Gedicht vom Antichristen teile ich hier mit: es liegt darüber eine Stimmung, wie wenn es um Mittag dunkle Nacht geworden wäre; so kommt es mir jedesmal wieder von neuem vor, vielleicht empfinden es auch andere. Es ist ein wahrer Dichter, der hier zu uns spricht. (Siehe oben S. 216.)

4. DER MIMUS UND DIE KAROLINGISCHE EKLOGE

Der Mimus blühte im Frankenreich auch in den dunkelsten Zeiten; aber nun kam die karolingische Renaissance. Sie hat für die Erhaltung dessen, was von der römischen Literatur die Stürme der Völkerwanderung überdauert hatte und irgendwo in Kirchen- oder Klosterbibliotheken ungelesen verstaubte und vermoderte, unendlich viel getan: die Zahl der Texte, die nicht durch die sorgsamen Hände der karolingischen Abschreiber und Philologen gegangen sind, ist verschwindend gering. Aber alles hat seine zwei Seiten. Wie die klassizistische Renaissance

---

[1]) Dreves, Anal. hymn. II 91; N. Arch. f. ält. deutsche Geschichtskunde 25, 406 f.; den nach der Hs. berichtigten Text gebe ich demnächst dort im 30. Bande.

Karls des Großen die selbständige Entwicklung der altdeutschen Heldenpoesie gebrochen und sie, was er selber auch dagegen tun mochte, unrettbar dem Untergange geweiht hat, so tritt nun auch der Mimus, soviel wir sehen können, zurück hinter die anspruchsvolle Nachahmung der Antike. Oder er sollte wenigstens zurückgedrängt werden. Was man an die Stelle zu setzen hatte, das war freilich dürftig genug. Einen wirklichen Dichtergenius hat die ganze Generation, die sich um Karl geschart hat, nicht aufzuweisen. Und als dann endlich Walahfrid Strabo¹) erscheint, der Schüler und Abt von der Reichenau, da haben ihm Pedanten und Philister daheim und in der Fremde Steine genug in den Weg geworfen. Dennoch hat er Großes erreicht und keine Bitterkeit bewahrt, ein starkes Talent und ein liebenswerter Mensch. Aber ich kann mich des Eindruckes nicht erwehren, daß er noch höher gekommen sein würde, wenn er gewagt hätte, ganz er selbst zu sein. So ist er, hoch über den andern stehend, doch selber im letzten Grunde nur der Johannes eines Größeren, Notkers des Stammlers; von ihm wird im nächsten Abschnitt zu reden sein; erst er hat die karolingische Kunstpoesie mit dem Mimus wahrhaft versöhnt und jedem das Seine gegeben. Aber einen Ansatz hat die Epoche Karls des Großen doch gemacht, den Mimus zu sich herüberzuziehen. Das ist geschehen auf dem Gebiet der Ekloge.

Die Ekloge ist von Hause her ein Kind des Mimus. Mimisch sind, nach Sophrons Vorgange, die Eklogen des Theokrit und Herodas, die zur Kunstpoesie ausbildeten, was der Mimus längst volksmäßig gepflegt hatte. 'Theokrits²) Adoniazusen und Simaetha sind doch zunächst von ihm selbst vorgetragen: das ist keine Buchpoesie: er hat ja gar kein Buch gemacht. Und so hat es im Jambos ihm Herodas nachgetan.' Anders sodann Virgil, dessen Ekloge gelehrte Nachahmung ist, ob er auch Verhältnisse seiner Zeit einmengt, Calpurnius und nun gar der Spätling Nemesianus. Die Form bleibt, aber es ist kein Leben mehr darin. Dann geht das Altertum zugrunde, und auf den Trümmern des römischen Imperiums erheben sich die Germanenreiche, zuletzt das Kaisertum Karls des Großen. Die Ekloge war tot, aber der Mimus lebte. Nicht von selber hat er den Weg zur Ekloge neu gefunden. Die karolingische Renaissance, soviel sie zu einem bloßen Schein-

¹) Ilbergs Neue Jahrb. V 342 ff.
²) Wilamowitz im Hermes 34, 207.

leben geweckt hat, hier hat sie dem Mimus, d. h. dem lebendigen Leben, in die Hände gearbeitet. Das römische Altertum wurde neu entdeckt, und nun schuf man Eklogen nach dem Vorbild Virgils; sogar Calpurnius und Nemesianus feierten ihre Auferstehung. Man entnahm ihnen poetische Beinamen, wie sie an dem Musenhofe 'Davids', wie der Kaiser selber genannt ward, im Schwange gingen. Und es war eine wirksame Empfehlung, den Kaiser in einer Ekloge als modernen Augustus anzusingen, auch wenn man selber — kein Virgil war und ebensowenig ein Ovid. So steht es mit den beiden Eklogen des 'Naso', die für diese Sorte Epigonenpoesie typisch sind. Aber dann steht, unter Alcvins Gedichten, ein sonderbarer conflictus veris et hiemis,[1]) ein richtiges Streitgedicht (certamen), allerdings rezitativ, nicht dramatisch, worin Winter und Frühling vor einem Chore von Hirten einander schelten, bis zum Schlusse der Winter ausgetrieben wird und der Frühling das Feld behauptet und seinen Freund, den Kuckuck, herbeiruft. Das Gedicht geht, wie gesagt, unter Alcvins Namen, und man hat über seine Bedeutung hart hin und her gestritten. Ich fasse mich möglichst kurz. Das Gedicht hat, der von Dümmler gesichteten Überlieferung nach, als namenlos zu gelten; mit dem Pedanten Alcvin hat es um nichts mehr zu schaffen als die drei hübschen Fabeln, die sich mir kürzlich als Eigentum Notkers ausgewiesen haben. Es hängt aber allerdings mit Alcvins Versen de cuculo zusammen, die an seinen Schüler Dado gerichtet sind, von dem wir nicht viel mehr wissen, als daß der Lehrer, streng und mürrisch, mit seinem Wandel wenig zufrieden war. Da klagt Alcvin, daß Dodo, sein Cuculus, trotz des Lenzes nicht komme; Bacchus halte ihn gefangen: das knüpft offenbar an Verse des conflictus an. Wenn nun aber ein Teil der Überlieferung das Streitgedicht den Versen de cuculo anschließt, so folgt daraus nur, daß man sich bei Alcvins Gedicht des beliebten Streitgedichtes einmal erinnert hat, das er benutzt hatte. Mehr nicht. Eberts Vermutung, daß Dodo den Streit von Winter und Frühling gedichtet und von dem sehnsüchtigen Ruf nach dem Kuckuck seinen Beinamen erhalten habe, ist geistreich, aber sie schwebt völlig in der Luft. Ganz unmöglich aber ist Dümmlers Gedanke, das Gedicht sei 'an Dodo gerichtet'. Es ist überhaupt an keine bestimmte Person 'gerichtet'. Ebert war dem Richtigen ganz nahe und hat sich

[1]) Poetae Carolini I 270; Ebert, Allgem. Gesch. d. Lit. d. M.-A. im Abendlande II 68.

den Erfolg bloß durch übertriebene Deutelsucht verdorben. Das Gedicht ist, was es sein will, ein conflictus veris et hiemis, weiter nichts. Es gibt, leider in antikem Kostüm, die alte, echt germanische Austreibung des Winters wieder. Leben doch solche mimischen Darstellungen des Wettstreits von Sommer und Winter noch heute allerorten; und der erste Kuckucksruf im Frühling gilt heute noch, wenn man bloß den Augenblick nicht verpaßt, als heil- und segenbringend.[1] So haben wir hier, indem die Ekloge sich auf sich selber besann und den Weg zum Mimus heimfand, ein Stück altgermanischen Volksbrauches wiedergewonnen: es ist dasselbe, wie wenn der altgriechische Mimus an die Feier der Fruchtbarkeitsdämonen anknüpft.

Hier hatten wir das echte mimische Certamen in rezitativer Verkleidung. Daneben fristete natürlich die reine Kunstekloge ein blutloses Scheindasein weiter. Eine eigentümliche Mittelstellung nehmen zwei Dichtungen ein, deren Charakter L. Traube[2] bestimmt hat. Es sind zwei Totenklagen: Pascasius Radbertus um seinen Abt Adelhard von Corbie und Agius von Corvey um seine Schwester Hadumod, Gandersheims erste Äbtissin. Ich kann sie hier übergehen, da sie nach Traubes scharfsinniger Deutung in letzter Linie auf die Totenrollen zurückgehen, die bei den verbrüderten Klöstern umlaufen, um zur Fürbitte für die arme Seele aufzufordern: jedes Kloster fügt in Vers oder Prosa sein teilnehmendes Trostwort hinzu. Daraus hat dann Pascasius seine ecloga duarum sanctimonialium geschaffen, und Agius ist, in der neuen Corbeia im fernen Sachsenlande, seinem Beispiel gefolgt. Namentlich Agius hat, weil ihm die Klage von Herzen kam, ein echtes, tief ergreifendes Gedicht geschaffen. Aber hier, wo wir den Zusammenhängen von Mimus und Ekloge nachgehen, müssen wir sein Werk beiseite lassen: es ist keine Ekloge mehr, obwohl es die Form der Ekloge trägt.

Das Zeitalter der Ekloge ist eng begrenzt. Sie setzt mit Karl dem Großen ein und hält sich ein knappes Jahrhundert. Das bedarf freilich noch der Begründung. Den Streit von Sommer und Winter hat man in die Zeit des Absterbens der Antike versetzt, — in die 'lateinische Anthologie' hat sich ja manch sonderbares Kräutlein verirrt; man hat an Beda gedacht, der seinen Namen für so viel herrenloses Gut hat

[1]) J. Grimm, Deutsche Mythol.[3] II 640 ff. 719 ff.; W. Mannhardt, Wald- und Feldkulte I 245. 483 ff.

[2]) O Roma nobilis Münchener Abhandl. I. Kl., XIX S. 310 ff.

hergeben müssen, an Alcvin und Dodo, ja selbst, trügerischem Scheine zuliebe, an Milo von St. Amand. Sicher ist nur eines, daß das Gedicht aus dem Kreise Karls des Großen kommt.

Es bleiben noch zwei Gedichte, der Streit zwischen Terenz und einem delusor und die Ekloge des sogenannten Theodul. Über beide muß hier geredet werden.

In dem Streitgedicht[1]) tritt der delusor auf und schilt den Terenz als einen aus der Mode gekommenen, unflätigen Alten. Seine Lustspiele seien voll gemeiner Witze; indes was er anführt (quae nil, credo, iuvant, pedere ni doceant), stimmt ganz und gar nicht zum Charakter des Terenz und seiner Komödie, wohl aber ist es, man erinnere sich nur des Anfangs der 'Frösche', ein beliebter Bühnentrick gewesen, bloß nicht in der vornehmen Komödie, für die schon Aristophanes dergleichen Dinge ablehnt, die seinen Kollegen jederzeit recht waren, auch wenn sie sie rein vom Zaune brachen. Die mittlere und die neuere Komödie, worauf Terenz fußt, ist ganz davon frei. Anders aber ist es mit dem Mimus. Wenn hier Terenz bekämpft wird, so heißt das lediglich, den Sack schlagen und den Esel meinen. Eigentlich soll der Mimus die Prügel kriegen, der in den Oxyrhynchospapyri die sancta πορδή anruft. Aber der Mimus ist unliterarisch geworden, und hier braucht es eines literarischen Vertreters, so wird Terenz herangeholt und auch ihm nebenher, weil man seine Metrik nicht verstand, etwas am Zeuge geflickt (an sit prosaicum nescio an metricum, nebst der Anmerkung). Der Mimus also ist es, der die Zeche zahlt, und es wäre, wenn nicht die Absicht des Dichters, um diesen Eindruck zu verstärken, so doch ein guter Witz des Zufalls, daß die Form der Dichtung die mimische ist und der Mimus geschlagen wird mit seinen eigenen Waffen. Denn diese Szene ist aufgeführt worden. Nachdem der delusor seine Scheltrede geendet, tritt Terenz auf (nunc Terentius exit foras, audiens haec, et ait) und fordert den Schelter heraus, um ihn nach Gebühr zu bezahlen. Der setzt sich in Positur (praesentatur, tritt dicht vor ihn hin), und das Schimpfduett geht weiter, bis Terenz vor dem bedenklich fuchtelnden delusor retiriert:

> Ter. Cur, rogo, me sequeris? cur me ludendo lacessis?
> Del. Sic fugit horrendum praecurrens dama leonem.

Terenz droht mit Ohrfeigen, muß aber, da der andere auf seine Jugend-

[1]) Hrotsvitausgabe S. XX.

kraft pocht, als alter gebrechlicher Mann klein beigeben und kann den delusor nur darauf verweisen, daß auch seine Zeit nicht ewig währen werde. Ein echter Mimus, mit dem üblichen delusor und dem alaparum sonitus; natürlich haben sich die Zuschauer gewälzt vor Lachen, wenn der trotz seines großen Maules furchtsame Terenz von dem delusor auf der Bühne im Kreise herumgejagt wird.

Ich komme zu der Ekloge Theoduls, die neuerdings H. Vollmer[1]) als ein 'verschollenes Buch' ausgegraben hat — zwei Jahre nachdem uns J. Osternacher[2]) den ersten Teil seiner auf jahrelange Studien und reichstes kritisches Material gegründeten Ausgabe beschert hat. Es ist wieder ein Streitgedicht, in bukolischer Verkleidung: der mit athenischer Weisheit getränkte Hirt Pseustis und die christliche Hirtenjungfrau Alethia, Lüge und Wahrheit, streiten beide für ihre Religion. Jeder heidnischen Sage setzt Alethia eine biblische Geschichte entgegen, von Saturns goldenem Alter und dem Paradiese an, bis sie sich schließlich in allgemeine philosophisch-theologische Spekulationen verlieren. Osternacher meint, hier müsse eine patristische Quelle zugrunde liegen aus der Zeit, wo Athens Philosophenschulen noch bestanden; nachweisen hat er sie aber, trotz alles Suchens, nicht können. Ich glaube, er verkennt das Kunstprinzip. Wir müssen das Gedicht eben einreihen in die Gruppe der Streitgedichte, müssen ferner, um die vier Verse, die jede Geschichte enthält, und die Disposition der Alethia zu begreifen, an Prudenz und sein Dittochaeum denken (was denn freilich wieder über die Ekloge hinausführt), so werden wir keine Quelle vermissen: die Anlage des Ganzen gehört eben dem Dichter. Und dieser Dichter hat in der Zeit gelebt, wo die Ekloge wieder im Schwange war, d. h. im 9. Jahrhundert. Auch hier ist es charakteristisch, wie die gelehrte Forschung hin und her getappt hat, ehe sie das Richtige fand. Eine verbreitete Annahme setzte Theodul um 980, ließ ihn aus Italien stammen und in Athen studieren. Das zeigt im besten Falle, wann das Gedicht etwa anfing bekannt und beliebt zu werden, und was man damals aus der Einleitung herauslas. Daneben aber schwankten die Ansätze um mehr denn ein halbes Jahrtausend. Osternacher und Vollmer haben beide das Richtige getroffen, und Vollmer freut sich, mit seinem Ansatz, etwa um die Mitte des 9. Jahrhunderts, 'der Überlieferung näher zu

[1]) Monatschr. f. d. kirchl. Praxis 1904, S. 321 ff.
[2]) Programm von Urfahr-Linz 1902.

kommen': schade bloß, daß hier von wirklicher 'Überlieferung' keine Rede sein kann und daß 980 nicht '9. bis 10. Jahrhundert' ist . . .

Beide haben mit Recht darauf hingewiesen, daß ein so frühes Vorkommen gereimter Hexameter nicht unerhört ist, daß die Verskunst der Ekloge viel Gemeinsames zeige mit der eines Gedichtes an Erzbischof Ebo von Reims (abgesetzt 835). Das ist richtig, aber es läßt sich von dort aus weiter kommen, als sie gekommen sind. Jenes Gedicht an Ebo steht mit seiner Technik nicht ganz vereinzelt da im 9. Jahrhundert. Aber alles, was man Ähnliches hat, stammt aus der Diözese Reims;[1]) vor allem gehören hierhin die Gedichte des unglücklichen Häretikers Gottschalk von Orbais. So werden wir nicht fehlgehen, wenn wir auch den Dichter der Ekloge in jenem Kreise suchen. Dort war die Ekloge eine beliebte Kunstform: ich erinnere an Pascasius Raduertus von Corbie, und jetzt wird es auch wichtig, daß im Terenzdialog eine Verschreibung (armice crebro für arma cerebro) auf eine Vorlage in frühkarolingischer Schrift von Corbie zu führen scheint. Und nun betrachte man den Namen des Eklogendichters: Theodulus, d. i. der 'Knecht Gottes', oder, um es altertümlich zu sagen, 'Gottes Schalk' — Gottschalk. Ich meine in der Tat, Gottschalk von Orbais und kein anderer ist 'Theodul'; und zwar ist die Ekloge später als seine von Traube herausgegebenen Gedichte: ein Werk seiner letzten Epoche, als man ihn in Hautvilliers Bücher abschreiben ließ.[2]) Und er nannte sich Theodul, wie er schon früher mit seinem Namen und dessen Bedeutung gespielt hatte, weil durch die Härte seiner geistlichen Oberen der Name Gottschalk verfemt worden war. In jungen Jahren hatte sein Freund Walahfrid ihn Fulgentius genannt, allerdings wohl nach dem Schüler Augustins; doch mochten ihm auch mythologische Studien nicht fremd geblieben sein. So erklärt sich auch, was sonst auffallen müßte, die Strenge, womit die Ekloge die Elision vermeidet — darin verschieden von Gottschalks Gedicht an Walahfrid (848), verschieden auch von den Versen an Ebo. Er hat eben im Metrischen dieselbe Entwicklung durchgemacht wie wenige Jahre später Agius von Corvey, den wir doch wohl mit H. Hüffner[3]) im Poeta Saxo wiedererkennen müssen. Die Ekloge aber

[1]) Traube, Poetae Carolini III 711 (Anm. 2 zu S. 710), in seinen grundlegenden Regesten zur Geschichte Gottschalks.

[2]) Traube S. 714 Anm. 1.

[3]) Korveier Studien I; anerkannt in meinem Addendum zum Poeta Saxo.

blieb ein Jahrhundert und darüber verschollen. Und als man sie 'entdeckte' und ein beliebtes Schulbuch daraus machte, dachte niemand, daß ihr Dichter ein schlimmer Ketzer gewesen.

Es bleibt dabei: die Zeit der Ekloge ist mit dem 9. Jahrhundert, ja wir dürfen sagen, mit der Regierung Karls des Kahlen vorüber.

5. NOTKER UND DER MIMUS

Ich habe schon zweimal auf Notkers allerliebstes Märchen vom Wunschbock hingewiesen, zuletzt in den Stilfragen (S. 17), wo ich auch eine Übersetzung versucht habe in einem absichtlich episch getragenen Versmaß, das mir für den Zweck der Parodie zu passen schien. Ich setze den Wunsch des dritten Bruders her:

> O wollte der Herr einen Bock mir gewähren,
> Des Hörner so weit voneinander stünden,
> Daß der Vogel Phönix, der rüstigen Fluges
> Vom Libanon heimfliegt tief aus der Wüste,
> Ermattet die Schwingen sinken ließe,
> Eh' von einem Horn er zum andern flöge.

Die Stelle ist stark beschädigt, ließ sich aber mit Wahrscheinlichkeit, wenigstens in der Hauptsache, ergänzen. Eine Parallele kannte ich nicht; da stieß ich kürzlich auf das Märchen vom 'Ochsen am Bodensee'[1]) und war nicht wenig erstaunt, daß es sich als guter alter Bekannter entpuppte. Der Ochs hat in seinem Durst bei einem Spaziergang durch den Bodensee so nebenher den ganzen See ausgetrunken. Alsdann will er sich doch auch die Schweiz beschauen. 'Wie er nun einmal stillstand und sich die fernen Berge ansah, kam ein mächtiger Vogel und setzte sich auf das eine Horn des Ochsen. Nach einer Weile schüttelte der Ochs ganz ruhig nur ein wenig seinen Kopf, worauf der Adler fortflog und sich auf das andere Horn setzen wollte. Bis er dies aber erreichte, brauchte er nicht weniger als zwei volle Stunden. Da kann man sich wohl denken, was das für ein großer Ochse gewesen sein muß.' Es versteht sich von selber, daß Notker sich den Vogel Phönix und seinen weiten Wüstenflug aus dem Physiologus geholt hat: das ist unzeitige Gelehrsamkeit, ein 'Schulschmacklein' à la Mörike, das wir abziehen müssen. Im übrigen aber folgt er, wie wir jetzt handgreiflich sehen, und wie wir es auch ohnedies annehmen müßten, uralter Volksüberlieferung, dem Märchen.

[1]) Sagen des Bodensees usw. S. 72.

Daneben aber steht der Schwank. Nehmen wir die Geschichte, wie Karl den Bischof, der nur für Allotria Sinn hatte, durch einen weisen Juden ad absurdum führen läßt, der dem Raritätensammler für eine einbalsamierte Maus, indem er sie ihm als ein seltenes Tier aus dem Gelobten Lande aufschwatzt, einen Scheffel Silbers abnimmt; auch dieses Stück ist oben S. 177 abgedruckt. Wo hat Notker den Stoff her? Kögel (I 2, 246 f.) ist hier rasch mit der Antwort bei der Hand: 'Die Anknüpfung des Schwankes an Karl und den Bischof ist natürlich sekundär (dies ist gewiß richtig); denn auch hier wird Einwanderung aus dem Orient angenommen werden müssen.' Schade, daß Notker gut 200 Jahre vor den Kreuzzügen geschrieben hat, die sonst immer herhalten müssen, wenn es gilt, die als Axiom angenommene 'Einwanderung aus dem Orient' zu erklären, und die man hier leider ebensowenig wie beim Rudlieb bemühen kann.

Mit ihr hat man auch der bei Notker begegnenden Anekdote von dem umgewendeten Fisch beikommen wollen. Sie findet sich[1]) auch bei Alexander Neckam (de naturis rerum cap. 40), in den Gesta Romanorum (Nr. 194 Oesterley), in Enenkels Weltchronik und sonst. Ich verzichte darauf, diese Geschichte hier ausführlich zu besprechen; worauf ich vor allem Wert lege, ist, daß Notker der erste ist in der mittellateinischen Kunstliteratur, der Stoffe dieser Gattung heranzieht, wie sie bis dahin nur der Mimus verwertete. Und jetzt gewinnt eine alte Kombination von mir überraschende Bestätigung. Ich habe nacheinander eine ganze Reihe kleiner Dichtungen, die namenlos überliefert wurden, Notker zugeschrieben. Da ist es nun von besonderem Interesse, zu sehen, wie die sicher von Notker verfaßten Gesta Karoli in weitestem Umfang mimische Schwänke aufnehmen, und wie ein gleiches auch einzelne der von mir instinktiv auf Notkers Namen geschriebenen Sachen aufweisen. Vom Wunschbock mit seinem Märchencharakter war schon die Rede. Ferner habe ich kürzlich[2]) die Fabel vom Floh und Zipperlein, die seit Müllenhoff und Dümmler unter Paul Diaconus umlief, als Dichtung Notkers erkannt und mit ihr zwei andere Fabeln. Die Fabel aber ist von jeher, wie die Untersuchungen Reichs schon gezeigt haben und weiter zeigen werden, Geschwisterkind mit dem Mimus. Und speziell die Fabel vom ritten und der vlô steht auch in der Scala caeli, wie

[1]) R. Köhler, Gesamm. Schr. II 651.
[2]) Neues Archiv 29, 468 ff.

die Forschung über Boner, bei dem sie als Fabel 48 wiederkehrt, längst ermittelt hat, auch die metrische Fabel hat man dort verglichen, freilich ohne ihren wahren Ursprung zu ahnen. Was aber die Hauptsache ist und was wir heute nach Reich mit Sicherheit erkennen können, während die Bonerforschung es nicht erkannt hat, das ist, daß die ganzen Prediger und Beispielsammler Schüler des Mimus sind, die das Wirksame im Mimus wohl erkannten und es sich, wie sie ihm seinen Einfluß nun einmal nicht abgraben konnten, wenigstens zunutze machten.

Es ist Notkers Größe, daß er als der erste Kunstdichter des Mittelalters in sicherem Takte den Mimus und die Kunstdichtung überall verschmolzen hat. Damit steht er, sonst der Mittelpunkt regen geistigen Lebens in St. Gallen, dennoch einsam in seiner Zeit. Aber auch unter den nächsten Generationen innerhalb des ersten Jahrtausends wüßte ich nur eine Erscheinung, die, einsam und noch viel einsamer als er, aus sich heraus den gleichen Schritt getan hat: Hrotsvit von Gandersheim. Aber während Notker nur die mimische Novelle übernimmt, tut sie mit noch größerer Kühnheit und mit nachtwandlerisch sicherem Instinkt das gleiche mit dem Drama. Davon wird nachher zu handeln sein.

Dann kam die Zeit, wo der Mimus es Notker heimgezahlt hat, daß er ihn wieder literaturfähig gemacht hatte. W. Meyer hat kürzlich in seiner Einleitung zur Ausgabe des Modus Liebinc[1] gesagt, die Sequenz habe sich der weltlichen Stoffe bemächtigt, vom Schneekind, vom König, der alles glaubte, usw. Das ist falsch, zum mindesten falsch ausgedrückt; und es ist kein bloßer Streit um Worte, sondern es führt gründlich irre. Nicht die Sequenz hat sich der weltlichen Stoffe bemächtigt, sondern umgekehrt: der Mimus hat sich, mit sicherem Gefühl für das, was lebenskräftig war in der Kunstdichtung, der von ihr geschaffenen Sequenzform bemächtigt. So ist der Kreis geschlossen. Mimen sind es gewesen, die das lustige Lied vom Schneekind, dessen Stoff weit verbreitet ist, gedichtet, vorgetragen und mit ihren Gestikulationen unterstützt haben; ein Mime ist es, der die Lechfeldschlacht vor Otto III. gesungen und am Schluß mit dem obligaten Katzenbuckel um ein Trinkgeld gebeten hat.

Mimen überall. Es kommt ja im Grunde auf ein Zitat mehr oder weniger blutwenig an. Aber eine Stelle des Sextus Amarcius (I 433—443) wollen wir doch betrachten, weil sie so einläßlich Zeugnis gibt

[1]) Fragmenta Burana S. 174.

von dem ganzen Gebaren und Repertoire eines Mimen, der hier ausdrücklich mimus (V. 404. 428) und iocator (V. 428) heißt — also beides identisch —, der den hohen Herren (dominis) die Zeit vertreibt und ihnen das Geld aus der Tasche lockt. Der Herr will in der Herberge ein wenig Rast machen (brevis hic quia mansio nobis; der Ton liegt auf mansio): da braucht es zweierlei, für den Gaumen ein leckeres Mahl, fürs Ohr einschmeichelnde Weisen (aures mulcerent moduli). Einen Spielmann will er haben (lyricus, citharista) und zwar einen, der sein Handwerk versteht (gnarus): si non mulcebit lidius aures (wenn nämlich der Knecht keinen auftriebe) — den Nachsatz zu diesem trostlosen Wenn verschluckt er lieber. Bei „lidius" mögen wir etwa an Ekkehards IV lidius Charromannicus und an den modus qui et Carelmanninc der Cambridger Lieder denken, beides sind geistliche Sequenzen; ob man recht tut, nur immer an die lydische Tonart zu denken, ist eine Sache für sich. — Wie sich anscheinend von selbst versteht, ist ein iocator gleich zu haben, als schössen die Mimen aus der Erde wie Pilze nach dem Regen. Er kommt, notabene nachdem ihm sein Douceur garantiert ist (disposita mercede), bringt seine Laute (chelys) im Lederfutteral (taurina theca) mit, das Volk strömt aus den Dörfern der Umgegend und von den Landstraßen (omnibus ex vicis plateisque) zusammen und schaut gespannt auf den Mimen, der nun mit den Fingern über die Saiten fährt und ihnen bald helle, bald tiefe Töne entlockt, daß man es kaum begreift, wie beide von demselben Instrument kommen.[1]) Dann singt er vier Lieder, 1. von David und Goliath, 2. vom Schneekind, 3. von der Tonkunst des Pythagoras, 4. von der Nachtigall. Das Schneekind hat M. Haupt, den Pythagoras und die Nachtigall W. Scherer in den Cambridger Liedern wiedererkannt, wo sie alle fast unmittelbar beieinander stehen; den Goliath hat L. Traube, vielleicht mit Recht, mit dem Namen der Goliarden in Verbindung gebracht, deren Patron er also schon damals gewesen wäre.[2]) Also drei von vier Liedern des Programms finden wir in der einen Cambridger Sammlung, obwohl soviel Mimengut verloren ist. Aber wir müssen bedenken, Amarcius schreibt um 1050 und wahrscheinlich in Speier, und die

[1]) V. 431—437 ziehe ich zum Vorhergehenden.

[2]) Haupt, Berl. Monatsber. 1854 S. 163 f.; Scherer, Gesch. d. deutschen Dichtung im 11. und 12. Jahrh. S. 16 (angeführt von Traube in seiner Amacius-Rezension, Anz. f. deutsches Altert. 15, 200, der nach V. 436 vielmehr eine Lücke annimmt).

Cambridger Handschrift enthält so vieles vom Kaiserhof und den geistlichen Fürsten vom Rheine.

Aber, und das ist wichtig, die Stelle des Amarcius beweist nicht, wie Haupt es hinstellte, der mit diesem Trumpf seine Abhandlung schloß, daß wir mit Lachmann von 'lateinischer Hofpoesie' zu reden hätten. Sehr im Gegenteil. Versteht denn der Ritter Latein? Und wenn auch, kann denn ein Mensch die subtile Theorie des Pythagoras, noch dazu gesungen und mit der Laute begleitet, auffassen vom einmaligen Hören? Und nun gar die nassauernden Dorfleute? denen ist es doch bloß um die 'Musik' zu tun; und auch den Herrn verlangt es nur nach den moduli: was gesungen wird, ist egal. Wir haben eben hier, so deutlich wie sonst nirgend, den Beweis, daß die Mimen damals, auch wenn sie lateinisch sangen, für das ganze Publikum, hoch und niedrig, gebildet oder ungebildet, mit ihrer Musik das boten, was heute, mehr oder weniger scharf geschieden, Konzertsaal, Tingeltangel und Leierkasten darbieten. Wer das Publikum ausmacht, ist nahezu gleichgültig. Es ist nicht 'Hofdichtung', sondern, wenn wir auf das Wesentliche gehen, haben wir von Mimendichtung zu sprechen.

6. DER MIMUS IM RUDLIEB

Hier wäre die Stelle gekommen, wo wir uns der Zeitfolge nach endlich zu Hrotsvit wenden könnten. Wir wollen jedoch lieber fürs erste an ihr vorübergehen, um eine spätere Dichtung zu betrachten, die ganz und gar vom Mimus durchtränkt ist. Ich meine den Rudlieb. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, den alten Streit für oder wider Froumund aufzunehmen, obwohl auch diese Sache vielleicht durch das Ergebnis, das wir erzielen werden, gefördert werden könnte. Uns interessiert hier nicht die Frage: wer war der Dichter? sondern die andere: wie hat er gearbeitet? Und selbst da werden wir uns auf die eine Hälfte beschränken und die andere auf später versparen müssen. Hier soll nur kurz das Resultat der Analyse hingestellt werden. Die Formel lautet: die Szenen der Rahmenerzählung sind möglichst nach dem Vorbilde des Waltharius komponiert — das hat Kogel wenigstens hier und da geahnt; die Lehren des Königs dagegen und die Binnenerzählung stammen vom Mimus — das hat Seiler gesehen, aber nicht genügend ausgenutzt.

Zuvor aber ein Wort über Seilers Ausgabe. Sie ist bei ihrem Erscheinen nicht sehr freundlich behandelt worden, und es ist ja wahr,

daß Laistner mit seiner Anordnung der Bruchstücke gegen Seiler im wesentlichen recht behalten hat. Aber in der Sauberkeit des Textes, in der liebevollen Erforschung und Feststellung von tausend kleinen Einzelheiten, an denen denn doch schließlich wieder das Ganze hängt, ist sie geradezu mustergültig, zumal wenn man die Verhältnisse in Anschlag bringt, unter denen sie entstanden ist, und worüber die Vorrede bewegliche Auskunft gibt. Auch was die Weise betrifft, wie all die novellistischen Stoffe, die der Dichter teils bearbeitet hat, teils bearbeiten wollte, ihm zugekommen sind, zeigt Seiler durchaus richtigen Instinkt. Zuerst führt ihn freilich (S. 73 die nahe Verwandtschaft des irisch-cornischen Märchens mit der Erzählung vom Rotkopf auf den mehr als abenteuerlichen Gedanken, die Verbindung der oberdeutschen Klöster mit Irland sei schuld; er läßt ihn aber sogleich wieder fallen, um auf mimi und ioculatores als Vermittler zu raten — von denen er nur nicht genug weiß.

Charakteristisch ist zumal die Geschichte mit dem Rotkopf, sie umfaßt die drei ersten Weisheitslehren:

1. trau keinem rothaarigen Mann;
2. reite nie durchs Kornfeld, auch wenn die Straße schmutzig ist;
3. kehre da ein, wo der Mann jung, die Frau alt ist, nicht umgekehrt.

Als Rudlieb nicht mehr weit von Hause ist, drängt sich ein Rotkopf ihm als Begleiter auf und benutzt die erste Gelegenheit, die sich bietet, dem Ritter seinen Mantel zu stehlen. Als sie beide zugleich ins Dorf einreiten, hält Rudlieb sich auf der Landstraße; dem Roten ist der Weg zu schlecht, er reitet durch die Saat, kriegt Prügel und schimpft hinterdrein. Als sie Herberge suchen, kehrt Rudlieb bei einem jungen Knecht ein, der nach des alten geizigen Bauern Tode die Witwe geheiratet hat; der Rote fragt, ob es nicht einen alten Kerl im Dorfe gebe, der eine hübsche junge Frau habe — und auch er findet, was er sucht. Das Folgende wird von dem Gegensatz in den beiden Bauernhäusern beherrscht; wir brauchen hier nur die Herberge des Roten. Der poltert, verlangt alsbald in frechem Ton zu seiner 'Base' (neptis, 'Niftel', im weiteren Sinne als unser 'Nichte'), der er Botschaft von den Eltern bringe. Der Bauer glaubt erst, mit einem Verrückten zu tun zu haben, gibt aber schließlich der Gewalt nach und ruft seine Frau heraus. Die ist sofort mit dem Roten im Einverständnis, und er verabredet mit ihr, er wisse ihr einen frischen jungen Burschen, der sie 'erlösen' wolle. Sie solle sich bereit halten und in der Frühe auf ein

gegebenes Zeichen heraustreten; dann werde der sie entführen. Zum Lohn für seine Vermittlung solle sie sich vorher, gleich diese Nacht, ihm selber hingeben. Sie schlägt mit Freuden ein und übertrumpft seine Worte noch. Im Hause kümmert sie sich nicht ums Abendbrot, sondern hat nur Sinn für ihre verliebten Schäkereien. Der Mann verbietet ihr solche Frechheit; aber es ist umsonst. Er tut, als gehe er auf den Abtritt; in Wirklichkeit beobachtet er die beiden durchs Astloch, während sie, nach ihrer Meinung unbeachtet, ihr Spiel noch ärger treiben. Der Mann kommt wieder herein und fährt mit einem Donnerwetter dazwischen; auch jetzt zeigt das Pärchen nicht die leiseste Spur von Scham. — Das Folgende ist verloren: wir sehen, der Alte hat das Paar in der Nacht in flagranti ertappt und ist dabei von dem Roten auf den Tod verwundet worden. Er läßt den Priester rufen, beichtet, verzeiht seinen Mördern und stirbt. Bei der Verhandlung unter der Dorflinde, wobei auch Rudlieb erscheinen und Zeugnis geben muß, wird der Frau, die in Tränen zerfließt und sich selber anklagt, das Leben geschenkt; das Schicksal des Roten scheint besiegelt, doch hält Kogel (I 380) es 'bei der großen Humanität und Mildherzigkeit des Dichters nicht für unmöglich, daß Rudliebs Zeugnis für ihn mildernde Umstände erwirkt habe', zumal dadurch die Anklage auf Blutschande widerlegt worden sei.

Soweit der Inhalt in großen Zügen. Hier haben wir den alten Ehebruchmimus. Gleich die erste Szene, das Bramarbasieren des Roten vor der verschlossenen Tür, die Drohung, die Tür aufzubrechen, das kennen wir alles aus Plautus (den natürlich der Rudliebdichter nicht gekannt hat), auch aus Terenz' Eunuchen mit den Szenen des Thraso, nur daß es sich dort immer um Hetären handelt, weil die griechische Komödie, der die Sujets entlehnt sind, die Unantastbarkeit der Ehefrau respektiert. Der Mimus dagegen, in dessen Stil Plautus, wie Reich noch ausführen wird, die Komödienstoffe umsetzt, der spielt in ganz anderen Kreisen: da ist es die Ehefrau, an die sich der geschniegelte Liebhaber (cultus adulter) heranmacht. Diesen aber schildert hier der Rote der jungen Bäuerin in lebendigem Bilde:

> Ich weiß dir einen jungen Knaben,
> Er mag die rechte Größe haben.
> Mit gelben Locken, rank und schlank,
> Die Wangen rot, das Auge blank.

Daß der so beschriebene Liebhaber hier nur in der Phantasie existiert, ändert nichts daran, daß wir in diesen Worten sein typisches Konterfei

erhalten; wie denn ja auch die Figur der kuppelnden Zofe (cata carissa) hier, bei der Vereinfachung des Vorgangs, eingeht: hier ist der Rotkopf eben beides zugleich, Liebhaber und (dem Scheine nach) Gelegenheitsmacher in einer Person. Die sehr handgreiflichen Scherze des Pärchens sind auch echt mimisch: dergleichen hat ja eben den ganzen Mimus in Bausch und Bogen in Verruf gebracht. Und nun gar das Astloch, wodurch der Alte sie beobachtet; das ist der alte Trick mit der durchbrochenen Wand.

Und noch eines, was in diesem Zusammenhang Beachtung verdient. Die 'cornische', mit dem Rudlieb so eng verwandte Fassung oder eine der anderen zunächst stehenden kehrt wieder in der Legende des h. Nikolaus von Patara, der 1087 nach Bari übertragen wird und nun im Fluge eine ungeheure Popularität gewinnt über das ganze Abendland hin. Ich meine die Szene von den drei in böser Herberge ermordeten Kaufleuten: sie ist immer und immer wieder lateinisch, deutsch, französisch als Mysterium bearbeitet worden, schon im 11. Jahrhundert in Hildesheim. Hier haben wir wieder den großen Kreislauf, wo alles ineinander greift, Mimus, Märchen und Legende, der Rudlieb und das Mysterienspiel.

Zum Schluß die Gerichtsszene. Auch die ist ja altes Mimeninventar. Im Ehebruchsmimus schleppt der betrogene Mann den Liebhaber vor Gericht und gibt sich mit der zuerkannten Buße zufrieden, damit alles fröhlich ausgehe, wie ein echter Mimus soll. Im Giftmischermimus tritt einer der Richter hervor und gibt sich als den Arzt zu erkennen, der den Schlaftrunk hergegeben hat: damit wird der Knoten entwirrt, der Stiefsohn zugleich von der Anklage auf Blutschande entlastet. Im Rudlieb hat sich der Rote durch sein frivoles Geschwätz selber in den Verdacht gebracht, daß die Bäuerin seine Base und mit ihm in verbotenem Grade verwandt sei. So hat sicher Rudliebs Zeugnis, was Kögel gesehen hat, ohne es verwerten zu können, den Verdacht der Blutschande von ihm genommen. Und wenn Kögel daran die Vermutung knüpft, auch dem Roten sei es zuletzt nicht an den Kragen gegangen, so will ich das weder annehmen, noch bestreiten; es würde aber ganz zu der Natur des Mimus und seines mehr oder weniger heiteren Schlusses stimmen.

Ich verzichte darauf, die anderen nur angedeuteten Novellenthemata ebenso zu untersuchen, und gehe lieber auf ein paar bisher ganz mißverstandene Stellen der Dichtung ein, um ihnen abzufragen, was sie

uns über Mimen und Mimenkünste, über Gaukler und Jongleure zu sagen haben.

Ich habe schon vorhin Gelegenheit gehabt, altes lateinisches Mimengut gegen Kögel zu schützen, der es ins Altdeutsche 'zurückübersetzen' wollte. So will ich denn abermals einer Stelle, der Kögel ganz ähnlich mitgespielt hat, zu ihrem Rechte verhelfen. Es handelt sich um das verliebte Würfelspiel des Junkers mit dem Fräulein (fragm. 10, 33 ff.):

Hunc ea ter vicit, hanc is totiens superavit,
Alterutrim victi gaudentes omine pacti,
Virginis is quod erat, iuvenis quod virgo manebat,
Non se vicisse, sed victos succubuisse,
Haec suus, ille sua vocitabantur vice versa,
Mutato sexu soloecismi scemate facto.

Also, wer im Spiel verliert, soll dem anderen gehören — wobei nun jeder lieber verlieren als gewinnen will, und wobei es obendrein gleichgültig ist, wer gewinnt: zusammen gehören sie auf alle Fälle, ob er gewinnt oder sie, wie das praktisch veranlagte Fräulein bei der Vermählung die Sache einfacher umschreibt (15, 52 ff.; weder Seiler noch Kögel verweist auf diese Parallelstelle).

Das folgende ist schwierig. Kögel (S. 387) erklärt so: 'Um den Ausdruck der Zugehörigkeit auf das höchste Maß zu steigern, gebraucht das Fräulein beim Possessiv dann von sich das Maskulinum und er das Femininum; das eine geht gewissermaßen völlig in der Person des anderen auf. Sie sagt also: ih bin diner, und er: ih bin dina. Wie es scheint, setzt die Stelle das Liedchen du bist min, ih bin din, des solt du gewis sin bereits voraus; ein Tegernseer Schriftsteller war es bekanntlich, der es zuerst aufgezeichnet hat,' usw. Ich glaube nicht, daß es gut möglich ist, den Sinn des reizenden Scherzes ärger mißzuverstehen. Da müßte der weltkundige Dichter des Rudlieb mit einem Male zum tüftelnden Grammaticus geworden sein. Nein, Kögel hat eines vergessen, was den Schlüssel zu allem bietet; er hat 'daz sluzzelin verloren' . . . Der Dichter hat, wie andere auch (man denke an Goethe), seine Personen ohne Namen gelassen und bloß als Typen hingestellt: der Junker, das Fräulein, die Mutter, der König usw.; selbst Rudlieb heißt im ersten Teil bloß der 'Ritter'. Diese Namenlosigkeit der beiden zwingt ihn, hier zu solch verzweifelten Umschreibungen zu greifen: der soloecismus soll die Leute nur auf den rechten Weg weisen, daß sie ihn bei diesem grammatischen Quodlibet nicht für verrückt halten.

Wie die Stelle ungefähr aussehen würde, wenn das Mädchen und der Junker Namen trügen, mag uns Gottfried von Straßburg zeigen (Tristan V. 1356ff. B.):

> sus was er sî und sî was er,
> er was ir, und sî was sîn;
> dâ Blanscheflûr, dâ Riwalîn,
> dâ Riwalîn, dâ Blancheflûr:
> dâ beide, dâ lêal amûr.

Man sieht aus dem französischen lêal âmur, daß Gottfried hier genau seiner Quelle folgt, selbst im Reim. Wir haben damit also geradezu den vollen Namenstausch bei Liebesleuten für Deutschland und auch für Frankreich erwiesen.

Aber wir finden ihn noch bei einem dritten, bei Shakespeare; ja, ich bin fest überzeugt, daß man, einmal aufmerksam geworden, noch gar mancherlei hinzufinden wird, wie denn mir, der ich weder Germanist noch Anglist bin, beide Parallelen bald nacheinander rein zufällig ins Garn gelaufen sind. Die Stelle steht im Cymbeline, d. h. in einem alten Mimus — und dies ist wichtig. Posthumus sagt beim Ringtausch (auch der kommt ganz ebenso in unserer Rudliebszene vor: 9, 62 ff.), Abschied nehmend, zu Imogen (I 2):

> und, Süße, Holde,
> wie ich mein armes Selbst für dich vertauschte,
> zu deinem schlimmsten Nachteil, so gewinn' ich
> sogar bei diesem Tand.

Hier steckt nicht irgendwelche allgemeine Liebesphrase, sondern ein ganz fest bestimmter Vorgang, den der Dichter seinem Publikum sogar nur anzudeuten braucht: Posthumus und Imogen haben den Namen (und damit die Person) ausgetauscht, so daß Imogen dadurch zu Posthumus geworden ist — ein schlechter Tausch für sie, meint er galant.

Sollte ein solcher Namenstausch allerorten im wirklichen Leben des Mittelalters und noch soviel später zu den landläufigen Tändeleien verliebter Leutchen gehört haben? Ich kann's nicht glauben. Dergleichen liegt doch eigentlich weit vom Wege ab, und z. B. Weinhold in den deutschen Frauen im Mittelalter scheint davon nichts zu wissen. Wohl aber muß es, wie die Beschaffenheit der drei Quellen zeigt, im Mimus gang und gabe gewesen sein. Cymbeline ist, wie Reich noch im einzelnen beweisen wird, der alte Giftmischermimus. Der Rudlieb lebt geradezu vom Mimus und bietet ganz dieselbe Szene wie Shakespeare! Die altfranzösischen Tristandichtungen endlich sind von den mimischen

Fabliaux nicht zu trennen und haben sogar einmal, wie W. Golther[1] scharfsinnig bemerkt hat, im Reinigungseide Tristans ein altes Mimenmotiv übernommen, das sich sonst nur noch in dem Roman des Achilles Tatius findet. Und wenn uns das alte 'du bist min, ich bin din' noch heute so vertraut anheimelt und weit verbreitet ist im deutschen Mittelalter und darüber hinaus, wie es denn auch Gottfried mit dem Namenstausch verbindet, so darf uns das nicht irre machen. Das eine lag dem natürlichen Gefühl nahe und stammt überdies vielleicht aus einer volkstümlichen Rechtsformel;[2]) das andere ist ein Bühnentrick, das zarte Gegenstück zu dem anderen, derbkomischen Motiv der Menaechmen und des Amphitruo, daß einem sein eigenes Ich vor der Nase wegdisputiert wird. Dergleichen gehörte eben mit dem unvermeidlichen Versprechen und Verwechseln zum Mimus, wie das Süßholzgeraspel Verliebter zum eisernen Bestande der Posse gehört.

Noch eine andere Stelle bedarf der Untersuchung; auch sie wird sich für diese ganze Betrachtung wichtig erweisen. Die Edeldame geht mit ihrer Tochter und den Gästen auf die Straße, wo gerade Harfner (harpatores) spielen. Allein selbst ihr Meister spielt so schlecht, daß Rudlieb die Edelfrau um eine Harfe bittet und nun drei nagelneue Tanzmelodien spielt: die Harfner stehen beschämt dabei und sperren Nase und Mund auf. Zum Schlusse wollen das Fräulein und der Junker tanzen, und nun gibt Rudlieb noch ein viertes Stück zu (fragm. 9, 46 f.).

> Quartum poscit hera faceret, petit et sua nata,
> eius contribulis quem saltaret vel herilis.
> quem per systema sive diastema dando responsa
> dum mirabiliter operareturve decenter,
> surrexit iuvenis, quo contra surgit herilis.
> ille velut falcho se girat, et haec ut hirundo;
> ast ubi conveniunt, citius se praeteriebant:
> is se movisse, sed cernitur illa natasse,
> neutrum saltasse, neumas manibus variasse
> nemo corrigere quo posset, si voluisset.
> tunc signum dederant, ibi multi quod doluerunt,
> deponendo manus, finitus sit quia rhythmus.

Die Stelle ist von Seiler in der Einleitung S. 103 besprochen worden, aber die Hauptsache hat er nicht begriffen. Es soll ein Fortschritt der

[1]) Die Sage von Tristan und Isolde S. 14.
[2]) J. Bolte, Zeitschr. f. deutsches Altert. 34, 161 (Nachtrag im Anz. 17, 343).

ritterlichen Kultur sein, daß der Ritter die Spielleute 'durch Lieblichkeit des Spiels', durch kunstreiche 'variamina' und vor allem 'durch die Neuigkeit seiner Rhythmen' aussticht; der Tanz soll ein Typus des Einzeltanzes in der vornehmen Welt sein. — Bei dieser Auffassung geht alles verloren. Wir dürfen diese ganze Szene nicht für sich allein betrachten, wir müssen sie einreihen unter die große Zahl der mimischen Tiertänze.

Erst aber möchte ich die ganze Stelle deutsch so wiedergeben, wie sie hoffentlich bald in meinem Dichterbuch zu lesen stehen wird, worein ich auch den ganzen Rudlieb aufnehme. Wir haben hier ein mittelalterliches Gegenstück zu der großen Szene in Lenaus Faustdichtung, wo Mephisto in Jägerkleidung bei der Bauernhochzeit zum Tanz aufspielt. Lenau war ja selber ein Meister des Geigenspiels: um so höher ist es anzuschlagen, daß der Dichter des Rudlieb neben ihm bestehen kann. Die Worte per systema sive diastema dando responsa sind schwierig; sie müssen wohl ungefähr das bedeuten, was Heyne gibt: 'ein kunstvoll Vorspiel voller schwerer Läufe'; nur liegt noch mehr darin. Durch den Charakter des Vorspiels mit seinem systema und diastema bezeichnet er den beiden das Thema und ihre Rollen, die sie auch sofort begreifen und verständnisvoll ausführen; das Haschen und Fliehen muß in dem Ausdruck symbolisch angedeutet sein. Ich habe das mehr in die Schilderung des Tanzes hineingearbeitet ('bald laut, bald leise'), diesen überhaupt ganz frei übersetzt und meine, daß es hier noch viel weniger als sonst auf die Worte ankommt, daß unsere Aufgabe ohne Rest gelöst ist, wenn das Bild greifbar vor uns steht und der Eindruck erzeugt wird, den der Dichter erzeugen wollte (s. oben Rudlieb S. 330 Vers 223 ff.).

Ich kann es mir nicht versagen, Lenau daneben zu stellen. Ganz die gleiche Situation: wie die Harfner gegen Rudlieb, so sind die Spielleute in der Dorfschenke arme Stümper gegen Mephistopheles. Ich glaube kaum, daß an Lenaus Ausmalen des musikalischen Eindrucks, soviel man suchen mag, ein anderer näher heranreicht als der alte Rudliebdichter, wenn es auch bei ihm erst knospenhafte Ansätze sind.

> 'Ihr lieben Leutchen, euer Bogen
> ist viel zu schläfrig noch gezogen!
> Nach eurem Walzer mag sich drehen
> die sieche Lust auf lahmen Zehen,
> doch Jugend nicht, voll Blut und Brand.

Reicht eine Geige mir zur Hand,
's wird geben gleich ein andres Klingen
und in der Schenk' ein andres Springen!'
Der Spielmann dem Jäger die Fiedel reicht,
der Jäger die Fiedel gewaltig streicht.
Bald wogen und schwinden die scherzenden Töne
wie selig hinsterbendes Lustgestöhne,
wie süßes Geplauder, so heimlich und sicher,
in schwülen Nächten verliebtes Gekicher.
Bald wieder ein Steigen und Fallen und Schwellen;
so schmiegen sich lüsterne Badeswellen
um blühende, nackte Mädchengestalt.
Jetzt gellend ein Schrei ins Gemurmel schallt:
das Mädchen erschrickt, sie ruft nach Hilfe,
der Bursche, der feurige, springt aus dem Schilfe.
Da hassen sich, fassen sich mächtig die Klänge
und kämpfen verschlungen im wirren Gedränge.
Die badende Jungfrau, die lange gerungen,
wird endlich vom Mann zur Umarmung gezwungen.
Dort fleht ein Buhle, das Weib hat Erbarmen,
man hört sie von seinen Küssen erwarmen.
Jetzt klingen im Dreigriff die lustigen Saiten,
wie wenn um ein Mädel zwei Buben sich streiten;
der eine, besiegte, verstummt allmählich,
die liebenden beiden umklammern sich selig,
im Doppelgetön die verschmolzenen Stimmen
aufrasend die Leiter der Lust erklimmen.
Und feuriger, brausender, stürmischer immer,
wie Männergejauchze, Jungferngewimmer,
erschallen der Geige verführende Weisen,
und alle verschlingt ein bacchantisches Kreisen.
Wie närrisch die Geiger des Dorfs sich gebärden!
Sie werfen ja sämtlich die Fiedel zur Erden!
Der zauberergriffene Wirbel bewegt,
was irgend die Schenke Lebendiges hegt.
Mit bleichem Neide die dröhnenden Mauern,
daß sie nicht mittanzen können, bedauern.
Vor allem aber der selige Faust
mit seiner Brünette den Tanz hinbraust;
er drückt ihr die Händchen, er stammelt Schwüre
und tanzt sie hinaus durch die offene Türe.
Sie tanzen durch Flur und Gartengänge,

und hinterher jagen die Geigenklänge;
sie tanzen taumelnd hinaus zum Wald,
und leiser und leiser die Geige verhallt.
Die schwindenden Töne durchsäuseln die Bäume
wie lüstern schmeichelnde Liebesträume.
Da hebt den flötenden Wonneschall
aus duftigen Büschen die Nachtigall,
die heißer die Lust der Trunkenen schwellt,
als wäre der Sänger vom Teufel bestellt.[1])
Da zieht sie nieder die Sehnsucht schwer,
Und brausend verschlingt sie das Wonnemeer.

Wir kehren zum Rudlieb zurück und fragen nunmehr: ist die Szene so, wie der Dichter sie mit hoher Kunst geschaffen, wirklich ein getreues Bild jener Tage? und, wenn nicht, welches ist der Punkt, von dem wir ausgehen müssen, um zur Klarheit durchzudringen? Die Szene ist ein mimischer Tiertanz. Ich verweise für den Tiertanz im allgemeinen auf die gelehrten und scharfsinnigen Auseinandersetzungen Reichs (I 476 ff.). Er geht, zur Erklärung der aristophanischen Chortänze, von den primitiven Völkern aus. So ahmen die Australier in ihren Tänzen Schmetterlinge, Frösche, Känguruhs, die Damara in Südafrika das Nilpferd, die Herero den Pavian in Bewegungen und Stimme naturgetreu nach. Vogeltänze sind bei den Eskimos üblich, in Japan ein Rebhuhntanz der Frauen, dort auch Löwen- und Fuchstänze: und zwar sind es Solotänze der Gaukler, keine Chortänze des Publikums. Anderswo maskieren sich die Tänzer geradezu als Löwen, Bären oder Büffel. Reste dieser Tänze finden sich nun auch im griechisch-römischen Altertum und im abendländischen Mittelalter, wie Reich selber (S. 491 Anm. 1) erwähnt.

Damit ist sodann auch klar, daß dieser Tiertanz eigentlich kein Tanz der vornehmen Gesellschaft sein kann. Und es ist kein Zufall, daß wir in derselben Szene die Mimen oder Harfner haben: diese fahrenden Leute als Zuschauer der sich in Spiel und Tanz produzierenden Ritterbürtigen! Das ist keine hochentwickelte Kunstübung im

[1]) Beiläufig, dieses Motiv in Lenaus Faust (erschienen 1836) ist angeregt durch Heines Salon II (erschienen 1834; bei Elster 4, 172, der Heines Quelle nachweist). Die älteste Quelle scheint Groß, Basler Chronik, die ich dafür zufällig in Joh. v. Müllers Ges. Schr. 21, 24 (Nr. 222) angeführt finde.

Ritterstande, sondern bare Umkehrung der Verhältnisse des wirklichen Lebens. Diese hat freilich ihren guten Grund. Eigentlich sollten, wie bei Amarcius, die Mimen als Harfner und Tänzer die Edelleute unterhalten; aber es sind hier so jämmerliche Repräsentanten ihres Standes, daß es eine Qual ist, ihnen zuzuhören. So zeigt ihnen Rudlieb, der natürlich wie ein richtiger Romanheld von heutzutage alles kann, wie sie es machen sollen. Und wenn Rudlieb über alle Fähigkeiten verfügt, so geht es dem Junker und dem Edelfräulein natürlich ebenso. Daß dabei eigentlich ein unmögliches Bild herauskommt, hat der Dichter freilich im Eifer des Gefechtes übersehen. Aber — Hand aufs Herz — ist das modernen Romandichtern nicht viel öfter und viel schlimmer passiert?

Auch sonst macht dem Dichter alles Mimen- und Gaukelwesen, alles was Tiere und ihre Kunststücke angeht, von Herzen Spaß. Ihn freuen die jungen Stare und das dozierende Starenfräulein, das dem jungen Gesindel das Vaterunser beibringt ('bis: der du bist im Himmel — Himmel — Himmel' . . .), die Dohlen mit ihrer gelösten Zunge, die alles aufschnappen und auf der Stelle nachplappern; vor allem aber haben es ihm die Bären mit ihren Tanzkünsten angetan, und hier haben wir aufs schönste wieder einmal, durch ausdrückliches Zeugnis, die Spielleute, die mimi. Unter den Geschenken, die der besiegte König dem Sieger anbietet, ist (5, 81 ff.):

> Von Bären auch ein Zwillingspaar,
> Die Pranken schwarz, sonst weiß wie Schnee.
> Sie heben Eimer in die Höh',
> Und auf zwei Beinen gehn sie schier
> Daher wie Menschen mit Manier.
> Und greift der Spielmann in die Saiten,
> Gelehrig nach dem Takt sie schreiten;
> Sie hopsen, überschlagen sich
> Dazwischen wohl und tragen sich,
> Wie's trifft, auch huckepack einand'.
> Sie balgen sich, bis in den Sand
> Der eine stürzt. Und wenn die Geigen
> Aufspielen einen lust'gen Reigen
> Und jodelnd sich die Weiber drehn,
> Da mögen sie nicht stille stehn;
> Sie treten ein an ihrem Platze,
> Flink fassen Pätschchen sich und Tatze,

Sie stapfen mit ohn' Unterlaß
Und brummen in vergnügtem Baß.
Man staunt und lacht, ob auch die Tatzen
Mal hin und wieder unsanft kratzen . . .

Nach Seiler (S. 105) soll diese Schilderung freilich 'ins Fabelhafte' übergehen. 'Fabelhaft' heißt dann auch Rudliebs Hund (13, 60 ff.), der jeden Dieb erkennt und nur das nimmt, was sein Herr ihm reicht (vgl. oben Rudlieb S. 333 Vers 28).

Das also nennt Seiler 'fabelhaft', und Kögel bemüht, nicht ohne Kopfschütteln, Fausts Hund Praestigiar. Beide haben leider die ganze Schilderung lediglich durch die gelehrte Brille gesehen: nicht 'fabelhaft' ist es, sondern es sind Zirkustricks — was heute bei uns der Zirkus ist, das sind eben für das Mittelalter die Mimen, die Gaukler, Jongleure und Tierbändiger. Der Trick mit dem Hunde, der den Dieb erkennt, soll 'fabelhaft' sein; dann ist, von dem Hunde im Giftmischermimus[1]) mit dem, vor dem Goethe weichen mußte, und von dem 'klugen Hans' zu schweigen, wohl auch das fabelhaft, was E. Förster-Nietzsche so hübsch in der Biographie ihres Bruders erzählt (I 49)? Zuletzt machte der Zirkusdirektor ein Späßchen: er meinte, Orest und Pylades wären so kluge Pferdchen, sie könnten jedem in die Seele sehen, so sollten sie jetzt zeigen, wer der fauiste und durchtriebenste, und dann, wer der fleißigste und klügste Junge sei. Darauf ging Orest zu einem kleinen Burschen, der allseitig als ein notorischer Strick bekannt war, und scharrte vor seinem Platz etwas verächtlich; aber Pylades stand vor unserm Fritz still und verneigte sich ehrfurchtsvoll dreimal. Ein Jauchzen erfüllte den engen Raum, all die kleinen Mitschüler meines Bruders verkündeten jubelnd: 'Das ist wahr!' und unsere Dienerin, die gute Mine, ergriffen von der Größe des Augenblicks, rief schluchzend ein über das andere Mal: 'Er ist der beste Junge von der Welt!' — Also auch das 'fabelhaft' —? Nein, der Fehler des Dichters ist wieder bloß, daß er, der ein höfisches Rittergedicht schreibt, all diese Dinge, die er aus dem Leben des Volkes und seiner guten Freunde, der fahrenden Leute und Gaukler, nimmt, in höfische Kreise verpflanzt. Mit dem Praestigiar aber hat Rudliebs Hund allerdings eine gewisse Verwandtschaft. Denn Faust selber ist als Zauberer und Hexenmeister der richtige alte *θαυματοποιός*, wie er leibt und lebt, und es war nicht

[1]) Hermann Reich, Der Mimus S. 587.

mehr als billig, daß er selbst eine Mimenfigur, daß er zum Helden des Pappenspiels wurde. So kommt denn auch sein Praestigiar zu Ehren: er ist der dressierte Hund des Zauberkünstlers, und wenn man dies alles zusammennimmt, wird man sich über die Ähnlichkeiten nicht groß verwundern.

7. HROTSVITS LEGENDEN

Nun endlich können wir uns wieder zu Hrotsvit wenden. Ihre Dichtungen zerfallen schon handschriftlich in drei große Gruppen: Legenden, Dramen, historische Gedichte. So hat schon sie selber abgeteilt. Aber wer tiefer sieht und ihr ganzes Lebenswerk überschaut, wird anders urteilen als sie damals, sicher noch vor den Primordia, vielleicht sogar vor den Gesta Oddonis getan hat. Er wird in ihrer Arbeit zwei Epochen scheiden, und wieder innerhalb jeder eine Zeit des Suchens und Tastens und eine der Vollendung und Erfüllung. Sie wählt zuerst Stoffe der Legende, dann Stoffe der Geschichte, und dieser zunächst rein äußerliche Gesichtspunkt hat hier viel zu bedeuten.

Wer Legenden dichterisch bearbeitete, der war durch die altchristliche Dichtung, durch Prudenz vor allen, aber durch Fortunat, Paulin und ihre karolingischen Nachfahren, an epische Behandlung gewiesen. Und so hat denn auch Hrotsvit schlecht und recht begonnen mit versifizierten Legenden. Wie sie zuerst gearbeitet hat, kann die sorgsame Analyse ihrer Mariendichtung zeigen, die K. Strecker gegeben hat. Sie ist aber sehr bald fortgeschritten. Nach den ersten, streng anschließenden Versuchen in Maria und Himmelfahrt bewegt sie sich schon im Gongolf und Pelagius freier. Hier wandert sie nicht mehr auf staubiger Straße mit gebundener Marschroute, sondern erlaubt sich allerlei Allotria. Im Gongolf schreibt sie carmine compto, d. h. in Distichen; sie will eben zeigen, was sie gelernt hat: ich kann auch auf Stelzen gehen wie ihr, wenn ich einmal will . . . Diese Künstelei bei unflügger Technik verleidet einem heute die Lektüre des Gongolf. Aber sie hat durch den Zwang, Gedanken und Versmaß halbwegs in Einklang zu setzen, die Dichterin von der einschnürenden Fessel der Vorlage freigemacht und ihr den Weg zu sich selber gewiesen.

Der Gongolf ist die erste Dichtung, worin Hrotsvit zeigt, daß sie Humor besitzt. Da ist die prächtige Schilderung des dreihärigen Kerls, der seinen Herrn vor allem Gesinde als Dummkopf blamieren will und schließlich, nachdem er selbst im Sande herumgeleckt hat, um eine

Spur der verschwundenen Quelle zu entdecken, trotz all seines guten Willens selber der Blamierte ist. Diese Schilderung gehört ganz und gar der Dichterin; die Legende berichtet die nackte Tatsache ohne jede Spur von Humor. Schon ehe Reichs Buch erschien, hatte ich dieses hübsche Stück übertragen und zwar, rein instinktiv, einem dunklen Gefühl folgend, in der Weise, daß ich es in den Ton der Spielmannsmäre umsetzte, d. h. noch etwas weiter ging auf der von Hrotsvit betretenen Bahn. Ich habe dabei nirgend aus eigenem zugesetzt, wohl aber hier und da abgekürzt, wenn ich den Eindruck hatte, daß Hrotsvit sich nur in den Maschen ihres selbstgestrickten Netzes wider Wunsch und Willen verheddert habe. Bloß die Schlußpointe, vor der sich die fromme Nonne trotz aller Schalkhaftigkeit wahrscheinlich bekreuzt und gesegnet haben würde, mußte ich hinzutun:

Was alles nicht ein heil'ger Mann
In seine Tasche stecken kann . . .

Ich glaube, es war mein gutes Recht, so zu verfahren: der Knecht ist der echte Typus des mimischen stupidus, und die Legende von der Quelle lebt noch heute, schwerlich ohne Zutun der Mimen, im Hessenlande fort, wo sie an eine Belagerung des Milsburger Riesen angeknüpft und mit einem Zuge aus der Alexandersage verbrämt worden ist.[1])

Geradezu genialen Blick für das Dramatische, dem sie nur selber noch nicht zu vertrauen wagt, bewährt die Dichterin mit der Wahl ihres nächsten Stoffes, des Theophilus. Hier haben wir, episch noch und im Puppenzustand, die Faustdichtung. Und als wäre sie sich bewußt, wie ihr eigenstes Talent sich gerade an diesem Stoff bewähren könnte, und doch wieder in der alten Form, folgt ein zweiter Teufelsbund, die Legende des h. Basilius, der den Knecht des Proterius aus den Klauen des Teufels rettet. Sie mag es empfunden haben, daß mit dem Theophilus eigentlich nur die eine Seite des Themas erledigt war: der Teufelsbund aus Begierde nach Macht und weltlicher Ehre. Hier tritt, in der Basiliuslegende, das andere Motiv hervor, die Liebe, die den Knecht zu der Tochter seines Herrn ergreift, die vom Vater fürs Kloster bestimmt ist. Das dritte Motiv aber, das erst hinzutreten mußte, um uns den Faust zu geben, der unstillbare Wissensdurst, konnte bei ihr

[1]) J. W. Wolf, Hessische Sagen Nr. 208; Deutsche Sagen und Sitten, in hessischen Gauen gesammelt von K. Lynker, Nr. 121.

noch keinen Ausdruck finden; haben doch erst viel spätere Zeiten die Persönlichkeit Gerberts so aufgefaßt.

Es ist interessant, zu sehen, daß sich bei dieser Legende das gleiche Schauspiel wiederholt wie beim Gongolf. Sie lebt in den Niederlanden fort,[1] nicht als Basiliuslegende, sondern es ist ein Knecht aus Nederbrakel, der von seinem Pfarrer gerettet wird, aber die Übereinstimmung des Schlusses ist so frappant, daß kein Zweifel bestehen bleiben kann. Und dort am Niederrhein hat es wirklich einst einen mimischen Spielmannsleich über dieses Thema gegeben. Und wenn wir fragen, woher das alles kommt, so ergibt sich uns mit einem Schlage die Lösung.

Im Basilius hat Hrotsvit zum erstenmal ihren Stoff aus einem Buche geschöpft, das vor allen anderen novellistischen Stoff enthielt und weitergegeben hat: aus den Vitae patrum. Wir werden ihnen in den Dramen noch wieder begegnen und dort die Natur der betreffenden Stoffe zu prüfen haben. Die Vitae patrum haben aber auch den Mimen und Erzählern von jeher viele Stoffe gegeben, ich erinnere nur an die Geschichte von dem wunderlichen Heiligen und durchgefallenen Engelskandidaten Johannes, die in den Cambridger Liedern steht, und die ich in den Stilfragen bearbeitet und übersetzt habe. Eigen bloß, daß dem Leich und der Dichtung Hrotsvits beiden das gleiche Proömium vorausgeht, niemand dürfe an Gottes Gnade verzweifeln, so groß seine Sünde auch sei. Dieser Gedanke lag nahe, und auch der Dichter des Rhythmus vom Antichristen hat ihm nebenbei Ausdruck gegeben. Aber hier ist das doch sehr auffällig. Ich habe früher,[2] als ich den Zusammenhang Hrotsvits mit den Vitae patrum noch nicht richtig beurteilte und Benutzung von Einzelüberlieferungen annahm, vermutet, es müsse eben die Bekehrungsgeschichte aus der Vita s. Basilii losgelöst, und mit einem solchen Proömium ausgestattet, die gemeinsame Quelle gewesen sein. Das war ein Irrtum. Hrotsvit hat die Vitae patrum als Ganzes gekannt, nicht eine Einzelüberlieferung der Vita s. Basilii (Amphilochius oder Ursus), wie W. Meyer früher annahm, noch weniger eine absolut nicht nachweisbare Einzelanekdote mit Proömium. Anderseits stimmt der Leich mit der Prosavita in dem seltenen Ausdruck peribolus über-

[1]) J. W. Wolf, Niederl. Sagen Nr. 454.

[2]) Hrotsvitausgabe S. VIII Anm. 17 und S. XVI.

[3]) Hrotsvitausgabe S. VIII Anm. 17.

ein — der Kreuzgang, wo Basilius den Sünder Buße tun läßt —, den Hrotsvit nicht kennt. Danach werden wir zu überlegen haben, ob nicht vielleicht der Dichter des Leichs, ein Mime, die Vitae patrum mit Hrotsvit kontaminiert hat; genau so wie Shakespeare im Sommernachtstraum den Eselmimus mit dem daraus geflossenen Roman des Apuleius kontaminiert.

Die Legenden des Areopagiten Dionysius und der h. Agnes ergeben für diese unsere Betrachtung nichts; ich lasse sie hier beiseite.

Ehe ich nun aber zum Drama übergehe, will ich an einem mir kürzlich aufgestoßenen Fall zeigen, wie sonderbar die Mimenmotive in die Legende hineinschillern, und wie uns die Legende plötzlich zum Zeugen fur den Mimus werden kann. Es handelt sich um die Legende des Bischofs Germanus von Paris († 28. Mai 576), aufgezeichnet von seinem jüngeren Zeitgenossen Venantius Fortunatus. Der Heilige besucht als Knabe zusammen mit seinem Vetter Stratidius die Schule. Die Mutter des Stratidius, nach seinem Erbe lüstern, will ihn vergiften und weist die Magd an, den beiden Knaben, wenn sie durstig aus der Schule kommen, zu trinken zu geben, jedem aus besonderer Flasche. Indes die Magd verwechselt die Flaschen und gibt das Gift dem Stratidius, der tot niederfällt. Als man sich sehr um ihn bemüht (sollicite inpenso studio) erwacht er wieder zum Leben, bleibt aber in der Leibesfarbe gezeichnet für Lebenszeit.

Damit vergleiche man nun eine Novellette des Apuleius (Metam. X zu Anfang). Da ist ein Oberst in zweiter Ehe mit einer schönen, aber sittenlosen Dame verheiratet. Diese verliebt sich in ihren Stiefsohn, aber er weist sie ab und verwandelt dadurch ihre Liebe in Haß. Sie verschafft sich mit Hilfe eines Sklaven ein schnell wirkendes Gift und gießt es in einen Becher Weins, um es dem schönen Jüngling beizubringen. Darüber kommt der rechte Sohn der Dame aus der Schule durstig nach Hause, trinkt und fällt tot hin. Nun beschuldigt sie den Stiefsohn der Giftmischerei und des Versuchs der Blutschande; es folgen große Szenen, bis schließlich einer der Richter sich als der Arzt erweist, der dem Sklaven das vermeintliche Gift gegeben: es ist kein Gift, sondern ein starker Schlaftrunk; man geht zum Grabmal und weckt den Knaben wieder auf. — In dieser Erzählung des Apuleius hat Reich einen alten Giftmischermimus erkannt, der auch sonst seine Spuren hinterlassen hat, bei Plutarch und bei Shakespeare. Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß wir in der Germanuslegende eine

neue Abzweigung zu sehen haben. Es trifft alles bis ins einzelne zu; besonders beweiskräftig, ja geradezu durchschlagend ist der Umstand, daß es sich beidemal um durstig heimkehrende Schulbuben handelt: das kann schlechterdings kein Zufall sein. Eines nur ist verändert, das mehr tragische Motiv der verbrecherischen Liebe der Stiefmutter zum Stiefsohn ist ersetzt durch das alte, echt mimische Erbschleichermotiv. So beweist nicht bloß die Gleichheit, sondern gerade auch die Verschiedenheit durchaus für den Mimus.

8. HROTSVITS DRAMEN

Die Kritiker, die Hrotsvit mit Shakespeare verglichen haben, gehen zumeist aus von einer gewissen Ähnlichkeit zwischen dem Callimachus und Romeo und Julie. So zuerst Ch. Magnin; danach, seine Andeutung ausführend, J. Bendixen. Es handelt sich um Eingang und Schluß beider Stücke.

Callimachus hat seine Freunde beiseite genommen und gesteht ihnen, nicht geradezu, sondern auf Umwegen, daß er Drusiana liebe, die Frau des Fürsten Andronikus.[1] Er liebe. Was? Der Gegenstand sei schön. Eine schlechte Definition: die passe auf mehrere verschiedene Dinge. Weib ist sein Name (mulierem). Das Wort umfasse das ganze Geschlecht. Nein, eine einzelne sei es. Und wer? Drusiana.

Dies alles in einer spitzfindigen Terminologie, nach einem philosophischen Werke, das unter Augustins Namen umlief. Das sollte nun mystisch zusammenhängen mit dem Gespräch zwischen Romeo und Benvolio. Aber die Ähnlichkeit beschränkt sich zunächst doch auf den einen gewiß bei Verliebten nicht eben merkwürdigen oder seltenen Punkt, daß beide, statt sogleich den Namen der Geliebten herauszusagen (Romeo tut es überhaupt nicht), erst Winkelzüge machen; das einzige, was man mit Grund vergleichen könnte, ist die Aussage, sie liebten — ein Weib. Gewiß wenig beweiskräftig.

Auf ein anderes ist etwas mehr zu geben: daß dann sogleich, von Drusiana wie von Julien, gesagt wird, sie hätten, die eine sogar trotz der Ehe, 'der Enthaltsamkeit Gesetze beschworen'. Aber dieses Motiv für Hrotsvit übrigens durch die Legende gegeben und sogar leicht ge-

[1] Andronici huius principis coniugem (der Kürze halber hic princeps huius patriae princeps, was der Gebrauch Hrotsvits eigentlich fordern würde; nur war es zu schwerfällig).

mildert, dient beidemal dazu, die unübersteigbaren Hemmnisse zu malen, die sich dem Liebhaber in den Weg stellen.

Ebensowenig kann im Grunde die Ähnlichkeit des Schlusses beweisen, die Szene im Grabgewölbe, mit der Auferweckung Drusianas und dem Schlaftrunk bei Shakespeare. Hier sind keine wirklichen Zusammenhänge; hier haben wir ein seltsames Spiel des Zufalls, mehr nicht. Ich gebe J. L. Klein,[1] so widerwärtig sein bald witzelndes, bald pathetisches Räsonnement durchweg berührt, darin durchaus recht. Aber wir werden uns allerdings freuen dürfen, in solchen Dingen die angeborene Sicherheit der Dichterin zu erkennen, die aus den gegebenen Motiven 'etwas zu machen' wußte. Nur für den Mimus ist hier nichts zu holen.

Ganz anders aber steht es mit den anderen Dramen. Um von dem Gallicanus einmal abzusehen, der in zwei Teilen etwas unbehilflich dramatisiert ist mit allzu reichlichem Szenenwechsel, so ordnet sich der Rest paarweise, zwei Märtyrerdramen und zwei Bußdramen. Wir werden gut tun, zusammen zu behandeln, was dem Stoff nach zusammengehört.

Zwei der Dramen sind, wie gesagt, Märtyrerdramen, Dulcitius und Sapientia; wenn man will, mag man auch den Gallicanus, seines zweiten Teiles wegen, zu dieser Gruppe rechnen. Jedenfalls empfiehlt es sich nicht, mit ihm zu beginnen. Man gibt für gewöhnlich die Sapientia als eine Kopie des Dulcitius aus, nicht ganz mit Unrecht, aber doch ohne die Sache damit zu erschöpfen. Ich beginne mit dem Dulcitius. Er folgt getreu der Legende; aber das Wichtige ist eben, daß Hrotsvit sich gerade diese Legende ausgesucht hat.

Kaiser Diokletian hält Gericht. Drei Schwestern aus vornehmem Geschlecht werden vorgeführt und aufgefordert, den Göttern zu opfern; dann sollen sie mit Würdenträgern des kaiserlichen Palastes vermählt werden. Sie aber weigern sich; sie wollen ihrem Glauben treu bleiben und ihre Jungfräulichkeit bewahren. Dem Kaiser erscheint dies als Halsstarrigkeit und Torheit; sonst würden sie einsehen, daß die alte Religion die wahre sei. Daraus entspinnt sich dann ein Religionsgespräch, in dessen Verlauf erst Agape, dann Chionia als toll abgeführt werden; aber Irene, die jüngste, nimmt erst recht kein Blatt vor den Mund, so daß der Kaiser sie ebensowenig zur Räson bringen kann und die Sache an den Statthalter (praeses) Dulcitius verweist.

[1]) Gesch. des Dramas III 710 ff.

Der entbrennt sofort in Begierde, und weil ihm die Kriegsknechte vorhersagen, es werde schwer halten, die Mädchen mit Güte oder mit Drohungen gefügig zu machen, läßt er sie im Amtshause unterbringen, um sie nach Gefallen 'besuchen' zu können. Hier hat Hrotsvit halb durch Mißverständnis, halb durch die Unmöglichkeit, eine Bühnenanweisung, wie wir sagen würden, einzuschalten, eine sonderbare Verwirrung angerichtet. Die Quelle spricht von der Bewachung durch einen Beamten (officialis), der mit Dulcitius unter einer Decke steckt, und fügt hinzu, in demselben Raume, wo sie eingesperrt waren, sei allerlei Küchengerät verwahrt worden. Das wird nachher szenisch wichtig; aber es war doch wahrhaftig nicht des Statthalters Absicht, sie in die Küche zu sperren. Hrotsvit hätte sich helfen und in der nächsten Szene, ehe Dulcitius auftritt, die Mädchen das Lokal beschreiben lassen können. Sie tut es nicht, sondern Dulcitius befiehlt ganz naiv, die Gefangenen in dem Raume hinter der Rüstkammer zu verwahren (in interiorem officinae aedem, in cuius proaulio ministrorum servantur vasa).

Nacht. Dulcitius tritt mit den Knechten auf und befiehlt ihnen, mit den Fackeln draußen zu warten, während er hineingeht, seine Lust zu büßen. Aber er verirrt sich, und, mit Verwirrung geschlagen, umarmt er statt der Mädchen die rußigen Töpfe und Pfannen, bis er schwarz aussieht wie ein leibhaftiger Mohr. Diese ganze Szene, von Hrotsvit kurz, aber wirksam mit burlesker Komik durchgeführt, geschildert im Gespräch der durch eine Spalte beobachtenden Mädchen, die trotz der Gefahr das Lachen nicht halten können, erinnert seltsam an Shakespeares Sommernachtstraum, wo die Elfenkönigin, mit gleicher Blindheit geschlagen, den eselköpfigen Weber Zettel als den schönsten der Sterblichen begrüßt und liebkost, ohne seiner Ungestalt gewahr zu werden; die Rolle der Trabanten spielen gleichsam die Elfen Bohnenblüte und Senfsamen. Wir wissen durch Reich, daß Shakespeare auf den Eselroman des Apuleius zurückgeht und daneben der alte, nie untergegangene Eselmimus selber hineinspielt. Aber, worauf es mir ankommt, das ist, daß Dulcitius und Titania nicht wissen, was sie tun, während bei Apuleius die Matrone in ihrem perversen Begehren sehr naturalistisch von dem Esel, dessen Menschennatur sie nicht kennt, erwartet, was des Esels ist: was denn doch, trotz der Täuschung, etwas ganz anderes ist . . . Vielleicht stand der alte Eselmimus hier den Dramen Hrotsvits und Shakespeares näher als dem Eselroman des Apuleius.

Den Heraustretenden empfangen die Knechte entsetzt, als sähen sie ein Gespenst. Ein wirres Durcheinander entsteht. MILITES. Quis hic egreditur? — Daemoniacus. — Vel magis ipse diabolus. — Fugiamus. So habe ich schon in der Ausgabe abgeteilt, denn es kann kein Zweifel sein, daß Hrotsvit hier das Stimmengewirr von Frage und Antwort hat charakterisieren wollen. Zur Darstellung bedürfte es, genau genommen, nur zweier Kriegsknechte; sie werfen sich Frage und Antwort zu, ziehen zuletzt mit dem gemeinsamen Ausruf 'Fort!' das Fazit und suchen das Weite. Vergebens heißt Dulcitius sie stehen bleiben. Wieder Frage und Antwort: MILITES. Vox senioris nostri, sed imago diaboli. Non subsistamus, sed fugam maturemus; phantasma vult nos pessundare. Also eine Szene, gerade wie wenn der Kasperle des Puppentheaters vor dem Gottseibeiuns Reißaus nimmt. So geht der Gekränkte zum Palast, um sich zu beschweren, aber die Pförtner werfen ihn kurzerhand die Treppe hinunter (de gradu praecipitemus). Hier könnte man wieder verschiedene Stimmen sondern und wird es vielleicht der Analogie wegen, nur läßt es sich diesmal nicht strikt erweisen. Die Rolle aber, die Dulcitius bei den Pförtnern spielt, ist die des geprellten und gepritschten Narren, der des betrogenen Teufels verwandt. — Nun will er nach Hause. Also müßten Amtshaus, Palast und Wohnung des Dulcitius zugleich auf der Bühne angedeutet gewesen sein; das würde auch noch für Shakespeare nichts Auffälliges haben. Seine Frau kommt ihm entgegen mit allen Zeichen der Trauer, und nun endlich erwacht auch er aus seiner Verblendung: nun müssen die Mädchen Hexen sein und ihn verzaubert haben. Aber jetzt soll es ihnen schlecht gehen; jetzt will er ihnen seine Künste weisen (quo versa vice, quid nostra possint ludibria, experiantur): er gebietet, sie vorzuführen und vor seinen Augen nackt auszuziehen. Aber die Kleider sitzen fest wie angewachsen, und er selbst schnarcht in tiefem Schlaf. Es ist das Motiv von der h. Agnes, die auf andere, aber ähnliche Weise wunderbar beschützt wird. Bezeichnend auch, daß die Szene mit der h. Agnes einer erzählenden Legende, diese hier einem Drama angehört. Die eine war eben dramatisch nicht darzustellen, während hier einer Darstellung prinzipiell nichts im Wege gestanden hätte.

Die Soldaten beschließen, den Fall dem Kaiser vorzutragen und seine Entscheidung einzuholen. — Der tritt denn auch in der nächsten Szene auf und ernennt den Grafen (comes) Sisinnius, die Strafe zu vollziehen. Der läßt zuerst die beiden ältesten vorführen, die er für in-

kurabel hält, um so wenigstens Irene zu retten. Natürlich verweigern sie das Opfer; sie werden ins Feuer geworfen, aber sie bitten Gott um einen schnellen Tod und sterben, ohne daß ihr Leib vom Feuer versehrt wird.

Irene wird nun vorgeführt; sie bleibt standhaft, auch als ihr mit der Verurteilung zum Bordell gedroht wird: lieber das, als abzufallen vom Glauben; aber es werde nicht dahin kommen, Gott werde sie erretten. Und so geschieht es; die Knechte, die sie abführen, werden durch eine Erscheinung von Engeln getäuscht, die Irene in ihre Obhut nehmen und auf einen hohen Berg führen. Sisinnius will ihr nach, aber er kann, am Fuße des Berges angekommen, nicht vom Fleck und läßt sie erschießen; sie stirbt triumphierend, das Lob Gottes auf den Lippen.

Nachdem ich dieses Stück eingehend wiedergegeben habe, kann ich mich bei der Sapientia um so kürzer fassen. Hadrian wird von seinem Ohrenbläser Antiochus gegen die h. Sapientia und ihre drei Töchter Fides, Spes und Karitas aufgehetzt. Sie werden vorgeführt, es beginnt das Verhör. Sapientia antwortet ruhig, aber fest und ohne jede Devotion. Das Alter ihrer Töchter gibt sie in einer Art von Zahlenrätsel oder Rechenexempel an und erläutert dies dann in langer theoretischer Auseinandersetzung: sie sind zwölf, zehn und acht Jahre alt. Hadrian hat sie ausreden lassen, selbst hin und wieder dazwischengefragt, um sie besser zu verstehen, aber nun kommt er auf seine alte Forderung zurück, den Glauben abzuschwören. Sie verweigert es und wird ins Gefängnis zurückgeführt, wo sie ihre Kinder ermahnt, standhaft auszuharren. Es folgt die neue Verhandlung. Eine nach der andern verhöhnt den Kaiser und wird zu Tode gemartert. Auf der Bühne (ich sage damit noch gar nichts darüber aus, ob das Stück wirklich aufgeführt worden ist) wird Fides erst ausgepeitscht, dann werden ihr die Brüste (gemellae pectoris particulae) abgeschnitten — aber es fließt Milch statt Blutes, und schließlich wird sie zum Feuertode verurteilt; aber der Kessel mit glühendem Pech kann ihr nichts anhaben, so muß die ultima ratio, das Schwert, helfen. Ganz ähnlich geht es mit Spes: sie wird gepeitscht, daß das Fleisch in Fetzen herabhängt; der Kessel wallt über und verbrennt die Knechte statt ihrer — endlich wird auch sie enthauptet. Zuletzt Karitas: bei ihr wird gleich mit dem drei Tage und drei Nächte zu heizenden Kessel angefangen (während der Heizung bleibt alles auf der Bühne!); er verbrennt 5000 Menschen, und Karitas muß mit dem Schwert gerichtet werden. Sapientia begräbt die Leichen

ihrer Kinder und stirbt an ihrem Grabe unter dem Gebet frommer Frauen.

Hier geht alles drunter und drüber. Das war denn freilich unaufführbar auch zu Hrotsvits Zeit, unaufführbar mit seinen Folterszenen, obwohl z. B. die englische Bühne vor Shakespeare und auch er im Titus Andronicus ein Erkleckliches darin zuwege gebracht hat; unaufführbar auch in seinen zahlentheoretischen Erörterungen, über die noch zu reden sein wird. Ganz anderen Charakter aber trägt der Dulcitius.

Im Dulcitius haben wir die typische Märtyrerkomödie. Es zeugt für Hrotsvits unvergleichliche dramatische Begabung, daß sie gleich in den Anfängen ihres Dramas diesen Stoff aufgegriffen hat, der durch die Mischung des Tragischen mit einer so starken Dosis des Burlesken es ihr ermöglichte, ihr Talent nach allen Seiten zu entfalten. Hierfür verschlägt es nichts, ob Hrotsvit zu ihrer Zeit ein auf der Bühne lebendes Drama gekannt hat, das ihr allerhand Anregungen bot, oder ob sie bloß auf die Lektüre des Terenz angewiesen war. Ihr Stil, kleine Einzelheiten der Sprache und Technik, das Formelhafte des Dialogs, das alles ist ja dem Terenz nachgebildet; und es beweist die außerordentliche Stilsicherheit, das angeborene Stilgefühl der Dichterin, daß sie so selbstverständlich epischen und dramatischen Stil auseinanderhält und wieder in ihren prosaischen Vorreden sich sowohl der epischen wie der dramatischen Floskeln so gut wie ganz enthält. Eine scheinbare Ausnahme wird nachher zu erwähnen sein, aber vollkommen aufgeklärt werden.

Hatte Hrotsvit für ihre Martyrerkomödien wirklich keine Vorbilder? Sie nennt nur Terenz; aber daß sie nichts anderes nennt, beweist wenig. Hier klafft einstweilen eine Lücke; aber ich kann sie zum Glück durch ein Beispiel ausfüllen, worauf Reich mich einmal nebenher hinwies. In seinem Mimus (I 82ff. 566f.) hatte er ausführlich von den christologischen Mimen gesprochen, die den Glauben und die Zeremonien der Christen und ihr Martyrium der Spottlust der Heiden preisgaben. Das typische Beispiel ist der Mimus des Genesius. Der hatte, als Heide, alle christlichen Gebräuche erkundet, um sie mit seiner Bande realistisch darzustellen, zum Gaudium des Kaisers Diokletian. Der Inhalt des Mimus war dieser: Genesius brach in der ersten Szene auf offener Straße zusammen und verlangte als Schwerkranker die Taufe. Wir müssen uns gegenwärtig halten, daß viele, wie auch Konstantin der

Größe, die Taufe eben verschoben, bis sie das Ende nahe fühlten; einen solchen Halbchristen also gab Genesius wieder. Nächste Szene: Genesius liegt zu Bett; seine Freunde sind um ihn. Er fühle sich schwer und wolle leicht werden. Antwort der Umgebung: 'Wir sind doch keine Tischler, dich auf die Hobelbank zu legen und dir ein Stück abzuhobeln' — richtige grobkörnige Mimenwitze. Er macht ihnen klar, er wolle Christ werden. Lauter Beifall des Kaisers über diesen kostbaren Spaß. Man ruft den Priester und Küster; sie kommen, fragen nach seinem Begehren, und es folgt (wohl gleich an Ort und Stelle) die Taufhandlung mit allem Zeremoniell. Aber schon erscheinen die Kriegsknechte, um ihn vor den Kaiser zu führen. Er bekennt sich als Christen — und nun sollte natürlich im Mimus Verurteilung und Hinrichtung folgen. Da tritt ein unerwarteter Zwischenfall ein. Den Mimen, der eben noch als Spötter das Christentum verhöhnt hat, faßt plötzlich der Geist: er bekennt sich im Ernst zu dem, was er eben in seiner Rolle deklamiert hat, und fordert in begeisterter Rede den Kaiser und das Publikum auf, sich zu bekehren. So wird aus dem Spiele blutiger Ernst; man ergreift ihn, er wird verurteilt und hingerichtet. So wird der Mime zum Heiligen; und dieser Fall soll sogar mehrere Male vorgekommen sein.

Das war der heidnische Märtyrermimus. Aber die Mimen haben nicht abgelassen, ihren Patron, den Heiligen aus ihrem von der Kirche immer wieder verlästerten Stande, zu feiern. An die Stelle des heidnischen Märtyrermimus tritt der christliche; und Genesius, der Darsteller des heidnischen Mimus, wird der Held des christlichen. Ist das wirklich Zufall? Es ist, mag der Hergang gewesen sein wie er will, ein Abbild des weltgeschichtlichen Umschwunges im kleinen. Aber ich meine, es wird den christlich gewordenen Mimen schon früh nahegelegen haben, den Spieß umzukehren. Und wenn wir heute den christlichen Genesiusmimus erst als französisches Mystère des 15. Jahrhunderts nachweisen können,[1]) so beweist das nicht, daß erst damals jemand auf den Gedanken gekommen ist, die Legende des heilig gesprochenen Mimen wieder in einen Mimus zurückzubilden: solche Stoffe wandeln die Form mit jedem Tage: zeigt ja die einzige zufällig auf uns gekommene Handschrift ein gutes Dutzend hin und her korrigierender und umarbeitender Hände und ein Bruchstück einer zweiten verschiedenen

[1]) Herausgegeben von W. Mostert und E. Stengel; B. v. d. Lage, Studien zur Genesiuslegende, Berlin 1898 f.

Fassung. Es verschlägt nicht viel; aber ich glaube allerdings, daß wir eine lateinische Vorstufe des französischen Mysteriums zu erschließen haben, im wohlbekannten Stil der lateinischen Mysterien, und daß auch diese lateinische Fassung nur die Fixierung eines mündlich überlieferten, uralten und immer neugeborenen und bei jeder Aufführung neugestalteten Mimus ist. Und solch einen Mimus, meine ich, könnte Hrotsvit wohl gekannt haben, wenn nicht diesen Genesiusmimus, dann einen anderen. Sollte sie aber ohne ein solches Vorbild, dessen Existenz wir nur vermuten können, zu ihrem Märtyrerdrama gekommen sein, so erscheint ihr dramatisches Genie nur um so größer. Besteht kein äußerer, direkter Zusammenhang mit dem Märtyrermimus, so hat sie aus sich heraus genau das geschaffen, was vor ihr und nach ihr der Mimus geschaffen hat. Die Frage liegt ja so, daß sie am Einzelfalle nicht entschieden werden kann. Jeder einzelne Fall, für sich allein betrachtet, bringt es bloß zu einem größeren oder geringeren Grade von Wahrscheinlichkeit. Wenn aber in mehreren Punkten, jeder für sich untersucht, das an sich noch hypothetische Ergebnis nach der gleichen Richtung weist, dann wird die Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit.

Es wären jetzt noch ein paar Worte zu sagen über die Sapientia. Diese aber versparen wir uns besser bis dahin, wo wir auch die Bekehrungsdramen behandelt haben. Denn der Paphnutius zeigt zum Teil dieselben Eigentümlichkeiten, die man erst dann versteht, wenn man beide Dramen zusammennimmt. —

Neben den Martyrien stehen, ebenso gepaart, die Bußdramen. Der Einsiedler Abraham nimmt seine siebenjährige verwaiste Nichte Maria zu sich und erzieht sie in strenger Kasteiung und Gebet in einem kleinen Anbau seiner Klause. So lebt sie zwanzig Jahre lang. Da gelingt es einem falschen Mönch, der sie unter frommen Vorwänden oft besucht hat, das unbehütete Mädchen zu verführen; und als ihr ihre Schuld zum Bewußtsein kommt, entweicht sie und führt in weltlicher Lust ihr Leben als Dirne. Abraham aber sucht sie, als Ritter verkleidet, auf, gibt sich ihr, als sie beide allein sind, zu erkennen und holt sie zurück. Dies in großen Zügen die Handlung des ersten Bußdramas. Ich gehe hier auf das Technische nicht ein; aber ich will doch so viel sagen, daß man stets mit Recht des höchsten Lobes voll gewesen ist. Da ist kein Zug zu wenig, keiner zu viel. Daß Maria uns erst als Kind gezeigt wird, während sie nachher als reifes, heißblütiges Weib auftritt, ist gut und recht: diese Szenen gehören zum Ganzen, nur so wird uns

der Charakter verständlich gemacht, die Erinnerung an diese ihre unschuldige Jugendzeit überkommt sie mitten im Strudel ihres Weltlebens als Abraham unerkannt ihr gegenübertritt.

Der Stoff ist aus den Vitae patrum entlehnt, von denen schon früher die Rede war. Dort[1] findet sich auch die Schilderung des Verführers genau, wie Hrotsvit sie gibt: erat audem quidam professione tantummodo, monachus, qui sub obtentu aedificationis ad eum (d. h. zu Abraham) saepius pergere solebat, sed et illam beatam (Marien) per fenestram nihilominus contemplando cum ea colloqui cupiebat amor (wohl eher ardor?) namque libidinis cor eius quasi ignis succenderat. Insidiabatur ei quoque multo temporis spatio, ita ut unius anni circulus volveretur, donec cogitationem eius verborum suorum mollitie enervaret. Denique aperiens cellae suae fenestram egreditur ad eum; qui eam protinus scelere iniquitatis atque libidinis contaminavit ac polluit. Gewiß, eine Szene aus dem Leben. Aber — der das Leben treu in seinem Spiegel auffaßt und wiedergibt, das ist der biologische Mimus. Und gerade hier tritt uns ein klassischer Zeuge zur Seite. Man denke an den h. Hieronymus, an die Schilderung, die er in dem Brief an Eustochium von den frommtuenden Galanen entwirft, und zumal an seinen Brief an den Diakonen Sabellian.[2] Der hat in Rom einen Ehebruch begangen, ist mit Mühe und Not dem betrogenen Gatten entgangen und mit einem Empfehlungsbrief seines Bischofs zu Hieronymus nach Bethlehem gekommen. Hieronymus nimmt ihn freundlich auf, aber ehe er sich's versieht, hat Sabellian wieder eine Nonne verführt und auch gleich einen verschmitzten Entführungsplan ausgeheckt. Das ist das Leben; und nun sagt Hieronymus: repertum est facinus, quod nec mimus fingere, nec scurra ludere, nec Atellanus possit effari. Dergleichen überbiete die Frechheit der Erfindungen des Mimus. Er mußte es wohl wissen. Und wenn die alte Legende die Geschichte genau so ausmalt wie Hieronymus, so haben wir hier bloß wiederum den alten Kreislauf. Das Interessante aber ist, daß Hrotsvit aus der unendlichen Fülle von Legenden gerade die dramatischen auswählt, die, in denen wirklich mimischer, biologischer Gehalt steckt. Denn die Vitae patrum mit ihren Berichten aus der ägyptischen Wüste, sie entstammen ja wieder einem Lande, das wie nur irgendeines dem Mimus gefront hat.

[1]) Kölner Ausgabe von 1548, Alphabet 17, letztes Blatt.
[2]) Hermann Reich, Der Mimus I 751. 763.

Aus dem Paphnutius greife ich nur die eine Szene heraus, wie der Heilige mit Entrüstung die wüsten Szenen vor dem Hause der Thais beschreibt, wo sich die Liebhaber die Köpfe blutig schlagen. Alles nach der Legende, gewiß; daneben kamen für Hrotsvit etwa die Rivalitätsszenen aus Terenz' Eunuchen in Betracht. Aber es sind wieder die Vitae patrum, der Schauplatz wieder Ägypten.

Und hier dürfen wir an ein anderes erinnern. Diese Legende von dem frommen Einsiedel Paphnutius und der Thais, die hat kein geringerer als G. Keller bearbeitet, in seiner Legende vom 'schlimmheiligen Vitalis': das hat J. Baechthold nachgewiesen;[1] freilich hat Keller den Stoff nicht aus alten Pergamenten oder Inkunabeln genommen, sondern aus Kosegartens Legenden. Dem 'Shakespeare der Novelle', wie P. Heyse ihn einmal genannt hat, dem großen Lebensschilderer der Leute von Seldwyla, erschien es eben, als ob sich auch in dieser Legende 'nicht bloß die kirchliche Fabulierkunst geltend machte, sondern wohl auch die Spuren einer ehemaligen mehr profanen Erzählungslust oder Novellistik zu bemerken seien'. Was wollen wir eigentlich mehr? Da hat G. Keller mit dem genialen Instinkt des Dichters ja alles vorweggenommen, was wir uns erst im Schweiß unseres Angesichts erarbeiten müssen. Es steckt ein gut Stück weltlicher Fabulierkunst, ein gut Stück — wie wir jetzt sagen dürfen: Mimus — in dieser Legende, mögen wir dabei mehr an den dramatischen oder an den rezitativen Mimus, die Novelle, denken.

Nein, es kann nicht anders sein. Groß und bewundernswert für alle Zeiten bleibt Hrotsvits Genie; und wenn G. Freytag im Alter seine Jugendliebe verleugnet und in seiner Selbstbiographie einmal gesagt hat, die Dramen Hrotsvits bewiesen nur, daß damals kein Drama möglich war, so ist das lediglich die Einseitigkeit, die alles an seiner alleinseligmachenden Technik des Dramas mißt.

Aber freilich, man muß sich an die rechten Gegenbilder halten. Historisch zu begreifen ist die Nonne von Gandersheim nur vom Mimus und Mysterium her, die dann wieder zu Shakespeare führen. Näher aber als Shakespeare steht ihr im Technischen ein anderer Großer, Goethe, in seinem Jugendwerk, dem grandios hingeworfenen, auch so recht, recht 'undramatischen' Götz von Berlichingen in seiner ersten Fassung; die heißt: 'Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der

[1]) G. Kellers Leben III 23 ff.

eisernen Hand, dramatisiert.' Er schrieb nicht für die Bühne;[1]) aber er hatte das Vorbild der mit geringem Bühnenapparat arbeitenden Volkskomödie, des Puppenspiels, instinktiv begriffen; jeder Versuch, den Götz umzuarbeiten für die moderne Bühne, mußte der Lebendigkeit Abbruch tun. Das ist das Rechte; wenn wir wissen wollen, was Hrotsvit gemacht hat, sie sagt es uns selbst.

Denn jetzt erst werden wir auch die 'Inhaltsangaben' verstehen. Wir sind gewohnt, die Dramen kurzweg nach ihrer Hauptperson als Gallicanus, Dulcitius usw. zu bezeichnen. Das ist auch praktisch fürs Zitieren; nur müssen wir wissen, was Hrotsvit gewollt hat. Ich habe in meiner Ausgabe zuerst erkannt, daß diese 'Inhaltsangaben' mit ihren ellenlangen Sätzen in Wirklichkeit die Titel der Dramen sind. Damit war immerhin etwas gewonnen, aber lange nicht genug. Wie kam Hrotsvit auf diesen Einfall? Ihr nächstes Vorbild waren die Komödien des Terenz, und die haben doch in der Überlieferung ihre kurzen, bündigen Titel, Andria, Eunuchus usw. Auch in ihren eigenen Legenden hatte sie ein vernünftiges Maß innegehalten, wenn sie etwa schrieb:

Historia nativitatis laudabilisque conversationis
intactae Dei genitricis,
quam scriptam repperi,
sub nomine sancti Iacobi fratris domini.

Aber nun geht es endlos, von einem Satz in den anderen, und doch soll alles Titel sein; aber wenn der erste Satz zu Ende ist, haben wir längst vergessen, wie es angefangen hat, so daß man die Ungeheuerlichkeit kaum bemerkt. Ein Beispiel wird genügen:

Conversio Gallicani principis militiae; qui, iturus ad bellum contra Scythas, sacratissimam virginem Constantiam, Constantini imperatoris filiam, desponsavit, sed in conflictu praelii nimium coartatus, per Iohannem et Paulum, primicerios Constantiae, conversus ad baptisma convolavit caelibemque vitam elegit, postea autem iubente Iuliano Apostata in exilium missus, martirio est coronatus. Sed et Iohannes et Paulus eodem iubente clam occisi et in domo occulte sunt sepulti. Nec mora, percussoris filius, a daemonio arreptus, patris commissum et martyrum confitendo meritum, iuxta eorum sepulchra salvatus, una cum patre est baptizatus. |

Dieses ganze sonderbare Verfahren läßt nur eine Erklärung zu. Die lateinische Komödie des Terenz und ebenso der Mimus (z. B. des

[1]) A. Bielschowsky, Goethe I[1] 172.

Laberius) waren mit Prologen ausgestattet, worin der Dichter über sich und das Sujet des Dramas referierte, ohne doch eine Inhaltsangabe zu bieten. Später, als man diese Dramen nur noch als Buchdramen las, kamen dann die periochae des C. Sulpicius Apollinaris hinzu. Diese waren in dem Hauptversmaß der terenzianischen Komödie gehalten, im jambischen Senar: reine Inhaltsangaben, weiter nichts, in abgemessenem Umfang. Auch der Mimus wird, zumal in der Zeit, wo er das dramatische Element überhaupt einschränkte, den eigentlichen Prolog, den ein Schauspieler zu agieren hatte (die pronuntiatio fabulae), auf eine prosaische, die Zuhörer schlicht instruierende Inhaltsangabe reduziert haben, die etwa den ältesten Theaterzetteln entspricht, welche sich auch nicht auf den bloßen Titel beschränken, sondern angeben, was in der Komödie 'vorgestellt' wird. Die langen Titel Hrotsvits aber sind ein Ersatz für die Periochen der terenzianischen Komödie und zwar in einer dem Mimus, wie sie ihn kannte, angepaßten Form, in derselben kunstvollen Reimprosa wie das Drama selbst und der Titel der Marienlegende. Freilich, woher wissen wir, daß der dramatische Mimus ihrer Zeit noch einen solchen Prolog hatte? Nun, dieser Prolog ist das naturgemäße Gegenstück zu dem, nicht obligatorischen, aber weitverbreiteten Rhythmenprolog des erzählenden Rhythmus. Wie z. B. der Rhythmus vom Antichristen beginnt:

> Quicunque cupitis audire   ex meo ore carmina,
> de summo deo nunc audite   gloriosa famina
> et de adventu antichristi   in extremo tempore,

wie so viele Rhythmen ihr Thema mit Audite omnes ankündigen, so bedurfte das Drama, bedurfte der Mimus in einer Zeit, die noch keine gedruckten Theaterzettel kannte, unbedingt einer voraufgehenden Orientierung der Zuhörer. Eine einzige Ausnahme ist hier vorzubehalten. Bei den Weihnachts-, Dreikönigs-, Passions- und Osterspielen (und das ist ja die Mehrzahl der Mysterien) wußte das Publikum von vornherein, was ihm geboten werden sollte; da war keine Belehrung nötig. Trug ein Mysterium anderen Charakter, so wurde eine Einleitung voraufgeschickt; dafür ist lehrreich das niederdeutsche Theophilusspiel, das Hoffmann von Fallersleben 1853 herausgegeben hat, wo sogar ein zwiefacher Prolog voraufgeht, weil man damit rechnet, daß der kürzere erste bei der Zuhörerschaft im allgemeinen Lärm verloren gehen würde: es ist gewissermaßen das Zeichen mit der Theaterklingel. Dem lateinischen ludus de Antichristo geht in der Handschrift von Tegernsee

keine solche Orientierung voran. Da hat eben bei der Aufzeichnung die Analogie der kirchlichen Festfeiern eingewirkt; aber als das Stück gegeben wurde, hat sicher eine solche kurze Belehrung stattfinden müssen.

Daneben wird man guttun, an das englische Theater vor Shakespeare und an das zu denken, was Shakespeare selber bei seinen Schauspielen im Schauspiel, im Hamlet, als das Übliche voraussetzt und, im Sommernachtstraum, verspottet. Im Sommernachtstraum die Orientierung über die Geschichte von Pyramus und Thisbe und die allerdings sehr eigentümlichen Verhältnisse der Darstellung. Im Hamlet geht eine kurze Pantomime vorauf. Ophelia vermutet sofort, daß 'diese Vorstellung den Inhalt des Stückes anzeige', und erwartet dann von dem auftretenden Prolog, der allerdings nachher bloß um geneigtes Gehör bittet (das 'nu hôrt, nu hôrt unde swyget stille' des Theophilus), daß er sagen werde, 'was diese Vorstellung bedeute': alles vor dem Beginn des eigentlichen Schauspiels.

Hrotsvits Dramen aber mit ihrer Inhaltsangabe im Titel sind vollgültige Zeugen der Mimenpraxis ihrer Zeit: '(wir werden agieren) die wunderbare Historie von dem Herzog Gallican; dem hat Kaiser Konstantin seine Tochter versprochen' usw.

Außerdem, sollte man bedenken, käme noch das Personenverzeichnis in Betracht. Dieses lehrt uns aber nichts. Die Personen werden bei Hrotsvit ganz wie bei Terenz in der Reihenfolge aufgeführt, wie sie auftreten; nur werden Nebenpersonen (z. B. die Frau des Dulcitius, der Wirt im Abraham) übergangen, Gruppen von Personen, wie die principes im Gallican, die milites im Dulcitius, ans Ende gestellt: daß im Callimachus die amici gleich an zweiter Stelle stehen, erklärt sich aus der Rückbeziehung auf die Hauptperson — hießen sie etwa cives, so würden sie auch an letzter Stelle stehen. Aus dieser Anlehnung an Terenz ist gar nichts zu schließen. Wichtig für uns ist nicht, was Hrotsvit mit Terenz gemein hat, sondern das, worin sie von ihm abweicht.

Gedacht, meine ich, hat Hrotsvit zuerst an Darstellung, ohne viel szenischen Apparat, nach dem Vorbilde der Mimen. Aber wirklich aufgeführt sind ihre Dramen damals nicht worden, weder im Kloster, noch, was Scherer für denkbar hielt,[1]) von den Mimen. Wohl aber hat die Stauferzeit die Dramen Hrotsvits als Geist von ihrem Geist erkannt.

[1]) Geschichte der deutschen Dichtung im 11. und 12. Jahrh. S. 17.

Damals wurde der Gallican aus der Regensburger Handschrift in das große österreichische Passionale übernommen. Und der Anfang desselben Dramas trägt, in staufischer Schrift, eine Reihe von Beischriften zu den Personennamen, wie C. d. (= Constantinus dicit), G. r. (= Gallicanus respondet), Beischriften, wie sie in den lateinischen Dramen der Stauferzeit, den Mysterienspielen, üblich sind.

Wenn übrigens hier das Passionale die Wortstellung vereinfacht und dadurch die Reimprosa zerstört, so sollte uns das eine Lehre sein, frei von Buchstabenfurcht und Verehrung würdigen Pergamentes auch über die Regensburger Handschrift hinaus der echten Wortstellung, d. h. der Reimprosa Hrotsvits nachzuspüren. Ich bin darin, als ich meine Ausgabe druckte, noch viel zu ängstlich gewesen; Strecker ist der Sache, wie schon seine Rezension zeigte, mit glücklichstem Erfolge weiter nachgegangen, und wir dürfen noch viel Aufklärung darüber von ihm erwarten. Wer hätte so leicht gedacht, daß im Callimachus 9, 13 zu lesen sei: ex cuius flammea facie candentes in bustum transiliebant scintillae; quarum una mihi in faciem ferebatur resiliens, simulque vox facta est dicens: Callimache, morere, ut vivas. Zwei kühne Umstellungen, die Strecker vornimmt; aber sie sind schlechterdings zwingend. Hätte Hrotsvit geschrieben, was die Handschrift gibt, scintillae transiliebant und q. u. res. m. in f. ferebatur, sie wäre der von ihr so heiß geliebten Reimprosa geflissentlich aus dem Wege gegangen. Und so noch vieles.

Es ist nicht Zufall, daß, gerade ebenso wie Dulcitius und Sapientia nebeneinanderstehen, zum Abraham der Paphnutius tritt. Dagegen möchte ich den dritten analogen Fall absondern, die doppelte Behandlung des Teufelsbundes in den Legenden: ich wies schon früher darauf hin, daß es sich dort um verschiedene Motive, um Ehrgeiz und Liebe, handelt. Hier aber ist zwar auch ein Gegensatz vorhanden: Maria, die Nichte Abrahams, nach langer, strenger Askese verführt und zur Dirne herabgesunken, während wir über das Vorleben der Thais gar nichts erfahren; aber es ist doch mehr als fraglich, ob Hrotsvit sich dieses Gegensatzes genügend bewußt geworden ist, um den Paphnutius deswegen als selbständig und nicht als Dublette zu empfinden. Mir scheint der Umstand, daß Paphnutius und Sapientia die beiden letzten Dramen sind, eine andere Auffassung zu empfehlen.

Nicht als ob die dramatische Kraft der Dichterin erlahmt wäre, daß sie plötzlich sich selbst hätte ausschreiben müssen. Wer so kühn und

sicher seinen Weg genommen und nach dem etwas ungeschickten (ich möchte lieber sagen: noch nicht bühnensicheren) Gallican die meisterhafte Burleske des Dulcitius, danach den wenigstens in seiner ersten Hälfte straff komponierten Callimachus gedichtet hat, dann den ohne jede Einschränkung vollendeten Abraham: der ist auf dem Gipfel und nicht mit einem Male am Ende seines Könnens; ganz abgesehen davon, daß Hrotsvit ja noch, nach der vorhin vorgetragenen Einteilung der Werke, in ihrer ersten Periode steht und ein Meisterwerk wie das Gedicht über ihr Kloster erst vor sich hat. Wenn die beiden letzten Dramen so ganz abfallen oder wenigstens etwas so ganz anderes sind, dann muß dies seine besondere Ursache haben. Hier kann freilich von strengem Beweis keine Rede sein. Hier bedarf es des psychologischen Verständnisses, eines Hineinlebens in die ganze Art der Dichterin; wir müssen versuchen, die äußeren und inneren Bedingungen zu erfassen, worunter sie ihre Dichtungen geschaffen hat — vielleicht daß wir dann eher die Ursache des Umschwunges erraten. Ich meine, wie gesagt, Hrotsvit hat, als sie ihr erstes Drama begann, allerdings mimische Aufführungen gekannt und hat bei ihren vier ersten Dramen eine Aufführung ins Auge gefaßt, wenn auch nur im stillen; wir wissen, es war nicht ihre Art, in den Anfängen viel über Werdendes zu reden. Von ihren Legenden hat sie ihrer Äbtissin, ihrer Lehrerin und vertrauten Freundin Gerberge, erst gesagt, als der Theophilus, die fünfte Legende, fertig war: die vielen Einzelausgaben, die ich auf Grund der angehängten Gebete konstruiert habe (Maria; Maria + Himmelfahrt; Gongolf; Pelagius; Maria + Himmelfahrt + Gongolf + Pelagius + Theophilus), sind nichts als Privatreinschriften der Dichterin, die dabei wohl hier und da nachgebessert haben wird, auch mögen ihr selber allerhand Versehen und Schreibfehler untergelaufen sein, wovon zumal die Maria geradezu wimmelt. Gerade so schüchtern und zaghaft wird sie zuerst ihre Dramen gehegt und geheimgehalten, ganz und gar nicht sogleich von einer Aufführung als dem Ziel ihrer Wünsche gesprochen haben. Was da vorgegangen ist, läßt uns die epistola ad quosdam sapientes huius libri (der Dramen) fautores erraten. Sie hat bisher nur ganz wenigen nahe Vertrauten (wir verstehen Gerberge und Klosterschwestern) gezeigt, was sie geschrieben; aber Ermunterung oder Belehrung sei ihr so gut wie gar nicht zuteil geworden. Jetzt aber, wo sich drei Stimmen zu ihren Gunsten erhoben (quia trium testimonium constat esse verum, nach 5. Mos. 19, 15) ist ihre Zuversicht und ihr

Selbstvertrauen gewachsen; sie wolle mit ihrem Pfunde wuchern, und so habe sie einige Fetzen vom Kleide der Frau Weltweisheit (nach Boethius) in ihr Werk verwoben. Wer waren nun jene sapientes? so fragen wir? Und was kannten sie von Hrotsvit? Ich habe schon früher[1]) vermutet, daß es Gelehrte aus St. Emmeram waren. Und die Werke Hrotsvits? Das könnten allenfalls die Legenden sein. Aber wahrscheinlicher ist es doch, daß es sich um eine Probe der Dramen, und zwar der ersten vier, handelt, d. h. daß das neue, mehr als verwegene Unterfangen Hrotsvits ihrer Äbtissin, als diese davon erfuhr, gar zu bedenklich vorgekommen ist: Gerberge wird Bedenken getragen und erst ein Obergutachten eingeholt haben bei ihren eigenen Lehrern; wir müssen bedenken, daß St. Emmeram in Regensburg das berühmteste Kloster Bayerns und Herzog Heinrich von Bayern der Vater Gerberges war. Das Gutachten fiel zugunsten der Dichterin aus; aber aus der erhofften Darstellung wurde nichts. Dafür wurde gehörig Wasser in den Wein gegossen: etwas gelehrtes Beiwerk als Markknochenzugabe, das werde gut sein — utile cum dulci. Nun, Hrotsvit hatte von Anfang an ihre dramatische Diktion an den Komödien des Terenz gebildet; er war das Vorbild, das sie wegen seiner Kunst bewundern und wegen seiner Heidenhaftigkeit und Ungebundenheit als Nonne hassen mußte. Ich verstehe nicht, wie Ebert es hat bestreiten können, daß sie ihn verdrängen will. So fügte sie, obwohl ihre Hoffnungen zerstört waren, um doch die Sechszahl der Komödien des Terenz zu erreichen, jene zwei Dubletten hinzu. Aber sie bekamen eine Mitgift, die sie von ihren Geschwistern merklich unterschied. Mit der Aufführung war es nichts; dafür wollte man etwas Gelehrsamkeit. Nun, gelehrte Kenntnis, in Frage und Antwort zu vermitteln, das war längst üblich und ist es ja noch heute. Wir nennen das Katechismus. Das Mittelalter hatte dergleichen auch: besonders charakteristisch ist die disputatio de rhetorica et de virtutibus sapientissimi regis Karli et Albini (d. h. Alcvins) magistri. Auch sie mochte der Dichterin von St. Emmeram aus zugekommen sein, woher eine Haupthandschrift des 10. Jahrhunderts stammt. Das, was uns zunächst ins Auge fällt, worin sich diese mittelalterlichen Katechismen von vornherein von unseren modernen unterscheiden, ist dies: nicht der Lehrer 'überhört' und der Schüler gibt nun in vorgeschriebener Form seine Antworten, sondern der wissen-

[1]) Hrotsvitausgabe S. XII Anm. 39.

schaftlich interessierte, wißbegierige Schüler fragt und der Lehrer antwortet, wobei sich seine Antworten natürlich gleich sehr ausführlich nach allen Seiten hin verbreiten können, so daß der triviale, elementare Charakter unserer modernen Katechismen gar nicht aufkommen kann. Wie diese Form des Dialogs allmählich entstanden ist, gehört nicht hierher; genug, daß Hrotsvit sie fertig vorfand. Ihrer hat sie sich dann in den beiden letzten Dramen bedient, um 'einige Fetzen vom Kleide der Frau Weltweisheit' hineinzuweben, d. h. die Erörterungen über Musik und Zahlentheorie, die zu den sieben freien Künsten gehören. Sie mochte sich dazu um so eher entschließen, als sie schon im Callimachus mit den scholastischen Terminis gespielt hatte. Freilich war es dort ein anderes gewesen, viel kürzer und keine Belehrung Unwissender durch einen Eingeweihten, sondern es sind lauter Adepten, die unter sich ihren Schuljargon sprechen. Aber allerdings wird die Szene im Callimachus die wohlmeinenden Ratgeber auf ihren weisen Rat gebracht haben.

Noch eines. Die Sapientia ist verhältnismäßig frei bearbeitet. Darüber wollte, als ich im Herbst 1900 die Ausgabe druckte, ein Schüler H. Useners und L. Traubes handeln, der über diese Legende arbeitete; ich weiß jedoch nicht, was daraus geworden ist oder noch werden will. Aber K. Strecker hat fein beobachtet, daß Hrotsvit sich überall, wo sie ihrer Quelle frei gegenübertritt (Gongolf, Sapientia) oder überhaupt keine schriftliche Quelle hat (Pelagius), desto enger an die Sprache und die Bilder des Prudenz hält: hier hat sie, wie ich früher gesehen hatte und Strecker in den Nachträgen weiter ausführt, gar ganze Szenen nach seiner Romanuslegende gestaltet.

Wenn wir so begriffen haben, was Hrotsvits Dramen eigentlich sind, so werden wir gewiß nicht lange im Zweifel sein, wie wir sie zu übersetzen haben. Sie sind geschrieben in Reimprosa; und es hat sich wirklich ein Übersetzer gefunden, der das schöne Prinzip vom Versmaß des Originals auch hier — ich muß, um ihm gerecht zu werden, auch von der Prosa den papiernen Ausdruck brauchen — zur Geltung gebracht hat. Daß Reimprosa, wie Hrotsvit sie schreibt, für uns etwas ganz anderes ist, daß ihr Stil für uns durch Rückerts Makamen festgelegt ist, daß das nun und nimmer ein Drama gibt, überhaupt einen geläufigen Stil — denn das war doch die Reimprosa für Hrotsvit —, das hat O. Piltz gar nicht gemerkt.

Ein anderer, der mit drei dicken Büchern die mittelalterliche Literatur

hat popularisieren wollen, ohne überhaupt erst zu wissen, was sie Gutes hat, W. Gundlach, hat den Abraham in unsern modernen Blankvers übertragen. An sich nicht so übel. Aber es ist Schablone, nicht intimes Verhältnis. Wie weit er davon entfernt ist, zeigt die unglaublich triviale oder vielmehr groteske Übersetzung des Gongolf und der Heldentaten Ottos.

Schwanken könnte man allenfalls zwischen zwei Stilformen. Man könnte an eine völlig unverkünstelte Prosa denken, daß die Personen redeten, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, und sich der Ton nur ausnahmsweise höbe, wie im Gebete der Konstantia. Aber diese Prosa würde wieder zu realistisch sein und den feinen Duft und Blütenstaub abstreifen, der für uns über diesen Dichtungen liegt, wenn wir sie im Original lesen. Und auch den Zeitgenossen der Dichterin war diese Dramendichtung, wenn nicht eben ein Wagnis, so doch wenigstens nichts Alltägliches.

Nein. Hrotsvit steht im Banne des Mimus, ihr Drama ist ein Vorläufer der Mysterien, des Puppenspiels und der Fastnachtsspiele des Nürnberger Schuhmachers und Poeten. Der treuherzig biedere Stil Hans Sachsens, sein Knittelvers, ist uns ja nicht fremd, und wer ihn nicht aus seinen eigenen Werken kennt, der kennt ihn aus Goethes Gedicht von Hans Sachsens poetischer Sendung. In diesen Stil aber hat schon vor einem halben Jahrhundert ein guter Kenner Hrotsvits und feinfühliger Übersetzer ihre Dramen übertragen. Was wir brauchen, ist nicht eine neue Übersetzung, sondern eine Revision der vortrefflichen, aber heute kaum noch zu beschaffenden Übersetzung von J. Bendixen.

ANMERKUNGEN

St. Medardus, *Deus mirande, virtus alma.* P. v. W., Rhythmen- und Sequenzenstudien III, Zeitschr. f. deutsches Altert. 47. Chilperich I., 561—584; sein Sitz Soissons, die Stadt des h. Medardus.

Marienlied. *Cantemus in omni die,* von einem Iren, Mone, Lateinische Hymnen II 383.

Auf einen Schelmen anderthalbe. Überliefert hinter den Formeln von Sens, Zeumer, Formulae 220; sehr verwildert und zerstört. Der Majordomus Grimoald fällt 656 als Opfer seines Ehrgeizes; die beiden verspotteten Bischöfe Importun von Paris und Chrodebert (hier im Text Frodebertus) von Tours sind wenige Jahre später nachweisbar.

Fuchs und Bär. *Aegrum fama fuit,* Dümmler, Poetae I 62. Das Gedicht ist von Notker an seinen maßlos ehrgeizigen Schüler Salomo gerichtet (über ihn in der Dichterschule 350. 358); P. v. W., Neues Archiv XXIX Heft 2.

Der Pilz. P. v. W., Poetae IV 336 (Prosa-Anekdote Ekkhards IV. zu Notkers Worten in der Schlußstrophe, freie Dichtung P. v. W.s); Dichterschule oben S. 409, 410, Stilfragen oben S. 428.

Der Abt von Angers. *Andegavis abbas esse dicitur,* Dümmler, Zeitschr. f. deutsches Altert. XXIII 265. Wohl frühkarolingisch. Poetae IV 591.

St. Eustachius. *Placidas fuit dictus magister militum,* Dümmler, Zeitschr. f. deutsches Altert. XXIII 273 (dort Eustasius). Vgl. Herder, Die wiedergefundenen Söhne. Poetae IV 593.

Die Zerstörung Jerusalems. *Arvae poli conditorem,* noch ungedruckt; von mir aus einer St. Gallischen Handschrift in Leiden (Voss. lat. Q 69, Steinmeyer, Althochdeutsche Glossen IV 481) abgeschrieben. Abecedarius; die sinnlos entstellte Strophe für *R* und die für *Z* (Quelle *Zosaphus,* d. h. Josephus vom jüdischen Kriege) habe ich fortgelassen. Poetae IV 542.

Totenklage um Karl den Großen (814). *A solis ortu,* Dümmler, Poetae I 436. Der Aufbau ist ungemein kunstreich: zwei gleiche Hälften

von je fünf Strophenpaaren. Der Dichter ist ein Mönch aus dem Kloster St. Columbans zu Bobbio.

Merchduf. Aus Aethelwulfs Gedicht über ein Kloster bei Lindisfarne (Holy Island), Dümmler, Poetae I 591; vgl. Traube, Karolingische Dichtungen 7 ff.

Die Schlacht bei Fontenoy (25. Juni 841, an einem Samstag). *Aurora cum primo mane*, Dümmler, Poetae II 137. Abecedarius, bis *P* (die *N*-Strophe ausgelassen, weil dem Aufzeichnenden das Gedächtnis ausgegangen ist, so daß er in die *G*-Strophe einlenkte).

Gedichte Walahfrieds. Dümmler, Poetae II 412. 379. 349. Walahfrid, geboren etwa 808, besucht die Klosterschule zu Reichenau unter Wettin († 824) und Grimald, dem er später, als Grimald Abt von St. Gallen und Weißenburg und er selbst Abt von Reichenau geworden ist, das Gedicht vom Gartenbau widmet. Mit Mühe erlangt er nach harter Jugend 828 durch ein größeres Gedicht vom Abt die Erlaubnis, nach Fulda zu Hrabanus Maurus zu gehen; dort schließt er Freundschaft mit dem jungen Gottschalk, dem Verfechter der strengen Prädestinationslehre, und wird von Hraban, als dieser den Streit mit Gottschalk aufnimmt, aus Fulda verstoßen (Winter 828/9: 'Heimweh'). Da nimmt sich Kaiser Ludwig der Fromme seiner an; er wird berufen, den Prinzen Karl zu erziehen, den Sohn Ludwigs und Judiths, und hält nun treu zu ihnen, auch in bitterster Not ('Ein Traum'). Vgl. P. v. W., Die Dichterschule St. Gallens und der Reichenau, oben S. 403 ff.

Der Wunschbock. *Tres iuvenes fratres*, Dümmler, Poetae II 474. Vgl. P. v. W., Dichterschule, oben S. 408 ff., Stilfragen aus der lateinischen Dichtung des Mittelalters, oben S. 429.

Kalb und Storch. *Quaerebat maerens*, Dümmler, Poetae I 64. P. v. W., N. A. XXIX.

Floh und Zipperlein. *Temporibus priscis*, Dümmler, Poetae I 64. P. v. W., N. A. XXIX.

Der Kobold. Aus Notkers Gesta Karoli I 23; vgl. Kögel, Geschichte der deutschen Literatur I 2, 249.

Die Maus. Aus Notkers Gesta Karoli I 16 (vgl. Kögel I 2, 246; P. v. W., Stilfragen 14), II 12. 6 (vgl. Kögel I 2, 245).

Ein Ferientag. Schwalm, Neues Archiv XXVII 742.

Pippins Sieg über die Hunnen (796); Pippin stirbt 804. *Omnes gentes quas fecisti*, Dümmler, Poetae I 116 (dort *Unguimeri*: Ingwiomar nach Seemüller, Studien zu den Ursprüngen der altdeutschen

Historiographie 46 = Festgabe für Heinzel 321); vgl. W. Meyer, Fragmenta Burana 168.

Die Normannen vor Paris. 885. Aus Abbo, *De bellis Parisiacae urbis* I 27—59, P. v. W., Poetae IV 80.

Von der Königin Adelheid. Hrotsvits *Gesta Ottonis* 467–587; die Flucht geschildert nach dem Vorbild des Waltharius: P. v. W., Hrotsvithae opera 219.

Die Ottonen. *Otto Caesar magnus*, Müllenhoff-Scherer-Steinmeyer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa[3] I 46; vgl. P. v. W., Stilfragen 42 ff.

Totenklage um Otto III. 1002. *Quis dabit aquam capiti* (nach Jerem. 9, 1), Bloch, Neues Archiv XXII 119 (vgl. S. 114); P. v. W., Stilfragen 25.

Die Quelle. Aus Hrotsvits Gangolf 83 ff.; stark gekürzt und aus dem Legendenton in den Stil der Spielmannsmären umgesetzt, aber die drollige Schilderung des Knechtes, der seinen Herrn um jeden Preis blamieren möchte, gehört ganz Hrotsvit an.

Der Einsiedel. *In vitis patrum veterum*, P. v. W., Stilfragen, oben S. 430 ff.

Das Schneekind. *Advertite, omnes populi, ridiculum*, W. Meyer, Fragmenta Burana 175.

Von den letzten Dingen. *Quique cupitis audire*, Dreves, Analecta hymnica II 91; Poetae IV 644. P. v. W., Zur Geschichte der rhythmischen Dichtung IV 5 (Neues Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde XXV 406).

Frühling. *Levis exsurgit Zephyrus*, Jaffé, Zeitschr. f. deutsches Altert. XIV 492. Die Handschrift ist aus der Mitte des 11. Jahrhunderts; die Heimat des Liedes wohl Frankreich. Das Naturgefühl, das sich darin ausspricht, mutet ganz modern an; man wird gut tun, ein schönes Gedicht von Lulu v. Strauß-Torney zu vergleichen: Hohe Zeit (Balladen und Lieder 113), vgl. oben Hrotsvits literarische Stellung S. 447.

Die Schlacht auf dem Marchfelde. 1278. *Ense belli dimicat*, Huemer, Archiv für österreichische Geschichte LVII 187. Zwei unverständliche Strophen fortgelassen.

Von des Papstes Gerechtigkeit. Überaus verbreitet mit jedesmal neuen Zügen. Hier sind im wesentlichen die von Dümmler (Neues Archiv XXIV 208 ff.) nebeneinandergestellten Fassungen in eins gearbeitet.

Des Schottenmönches Himmelreich. Aus des Nicolaus von Bibra Satire, v. 1550 ff., über die Erfurter Schottenmönche (13. Jahrhundert) P. v. W., Stilfragen, oben S. 429. Der Scherz bezieht sich darauf, daß ein echter Ire (denn das sind die 'Schottenmönche') von jeher seine Nationalheiligen (hier Brandan und Brigitte) auch auf dem Festland überall mit sich herumschleppt.

Des Esels Tod. *Rusticus dum asinum.* Novati, Carmina medii aevi 73. Das Wortspiel von der 'Eselseelenmesse' entsprechend dem Original, *asinum* (für *animam*) *servabimus.*

REGISTER

Werke von Professor Hermann Reich

Der Mimus

Ein literaturentwickelungsgeschichtlicher Versuch

Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1903

Die erste Entwickelungsgeschichte der dramatischen Weltliteratur
auf Grundlage des antiken Volksdramas

„Hermann Reich, der Entdecker des alten Mimus, des Volksschauspiels der Antike, erwartet vom Mimus geradezu eine Erneuerung und Verjüngung der dramatischen Kunst. Auch Dichter haben den Mimus ausdrücklich begrüßt, wenn sie sich wie Gerhart Hauptmann durch ihn gefördert fühlten." Professor Waldemar Oehlke (Die deutsche Litteratur seit Goethes Tod). — „Cet ouvrage capital devenu classique." Revue des Etudes Grecques Tome XVIII Nr. 81 S. 89. — „Reich nella sua grande opera, nella quale non sai se mirare maggiormente l'erudizione o la genialità." Prof. Carlo Formichi, Atene e Roma [illegible]

Der Mann mit dem Eselskopf

Ein Mimodrama vom klassischen Altertum
verfolgt bis auf Shakespeares Sommernachtstraum

Der König mit der Dornenkrone

B. G. Teubner, Leipzig 1905

Die Zukunft des nationalen Erziehungsstaates

Das Buch Michael

Mit Kriegstagebüchern, Aufsätzen, Gedichten, Zeichnungen aus Deutschlands Schulen. Aus den Archiven und mit Unterstützung des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht. Buchschmuck von Fidus. X u. 328 Seiten

Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1916

Auszüge aus Besprechungen

„Wo dürfte das Buch am besten aufgehoben sein? Ich meine vor allem im Schoße der Familie. Es sollte in der Schule, wenn einmal bei Siegesnachrichten oder sonstiger froher Botschaft festliche Stimmung herrscht, Stoff zum Vorlesen bieten; es sollte in keiner Schülerbibliothek fehlen, und für Prämienzwecke bei der Auswahl an erster Stelle stehen." Geh. Ober-Reg.-Rat A. Matthias (Monatsschrift f. höhere Schulen). — „Ein unvergängliches Zeitdenkmal." Geh. Rat Alfred Biese (Konservative Monatsschrift). — „Durch das Buch Michael sieht sich die pädagogische Literatur um eine äußerst wertvolle Hervorbringung bereichert." Univ.-Professor F. J. Schmidt (Deutsche Literaturzeitung). — „Ein prächtiges, ein eindrucksvolles Buch." Literarisches Zentralblatt. — „Hier spricht die Seele des Volkes zu uns." Rheinisch-Westfälische Zeitung. — „Geschrieben aber ist das ‚Buch Michael' in kräftiger, schwungvoller Sprache, die an Psalmen- und Prophetenworte erinnert." Grenzboten. — „Der Gelehrte in ihm hat sich zum Dichter, ja zum Propheten erhöht, und seiner innersten Ergriffenheit entspricht die stellenweise in Psalmenakkorden dahinrauschende, kraftvolle, bildhafte und hinreißende Sprache." Professor Ernst Dihle (Neue Jahrbücher für Pädagogik)

Werke von Professor Hermann Reich

Ardalio / Ein Trauerspiel

Schuster & Löffler, Berlin 1920

„Hermann Reich ist ein gelehrter Dichter wie Lessing und Herder und im Grunde auch Goethe, vielleicht sogar der gelehrteste, den die deutsche Literatur gehabt hat . . . Mimus, Mysterium und klassisches Drama verschmilzt bei ihm zu einer neuen, hohen dramatischen Form, und neue Zukunft in der Kunst wie im Leben und Glauben tut sich durch ihn vor uns auf." Kreuz-Zeitung. „Ein solennes Spiel, wirklichkeitsabgewandt und doch voller Gegenwart, eine Offenbarung für jeden, der inmitten theaterfremder, von Lyrik überwucherter Nichtdramen, auf das Drama versessen ist." (Berliner Tageblatt)

In der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München ist erschienen:

Die Flotte / Eine Tragödie

Gebunden M 18.

Aus den Urteilen:

„Mir ist während dieses Krieges kein Drama zu Gesicht gekommen — weder auf der Bühne noch gedruckt —, das die geschichtliche Größe unserer Zeit in so mächtigem Spiegel auffängt. . . . Es ist ein wahrhaft erhebendes und froh machendes Werk, das über alle deutschen Bühnen gehen sollte." **Karl Strecker** (Tägliche Rundschau).

„Ein historisch-pathetisches Drama . . . ausgerüstet mit dem ganzen Apparat gelehrten Wissens, aber auch politischer Einsicht, Lebenserfahrung und Menschenkenntnis, wohlversehen mit allen Waffen der Dialektik und funkelnd im Schmuck einer bilderreichen, rhythmisch bewegten Sprache." Dr. **Friedrich Düsel** (Westermanns Monatshefte).

„Dieses Drama läutet feierlich wie mit Kirchenglocken eine hohe Zukunft ein, und kein deutscher Mensch sollte seiner vergessen und des neuen großen Tragöden der Nation, der das Werk Schillers und Goethes herrlich hinausführt." **Grenzboten.**

„So hat Hermann Reich, der uns das begeisterungsvolle ‚Buch Michael' mit der wunderbaren Einleitung von der Tragödie des Deutschen, weil

genialischen Menschen, schenkte, ein Werk geliefert: ‚Die Flotte, eine Tragödie‘, das von höchstem jugendlichem Schwung in Stil und Idee getragen, nur des Augenblicks wartet, wo es seine Bühnenwirksamkeit erweisen kann. Ein durchsichtiger Schleier verhüllt uns die Gegenwart — denn wann war ein Volk so bedrängt wie wir, wenn nicht die Athener, als die Perser mit ihren Menschenmassen und ihren Flotten über sie hereinbrachen! . . . Das ist in stolzen Bildern mit kühner Wortpracht dargestellt. Man spürt es, der Verfasser ist durchsättigt von hellenischem Geiste, aber er, der uns das herrliche Winterfeldbuch gegeben hat, ist nicht minder durchglüht von deutschem Vaterlandsempfinden . . . Das Genie des Themistokles im Kampfe mit der Alltäglichkeit wird hier zum Sinnbilde des Kampfes der Größe unserer Zeit mit der Erbarmlichkeit kleiner Geister, die sie nicht begreifen können oder wollen.“ Geheimrat Professor Alfred Biese (Konservative Monatsschrift).

„Hermann Reich, der Verfasser des ‚Michael‘, hat uns ein neues Werk geschenkt: Die Tragödie des Themistokles, eine der eigenartigsten und größten der Weltgeschichte . . . eine fraglos starke Leistung, die gewiß auf der Bühne ihres Erfolges sicher wäre.“ Artur Brausewetter (Deutsche Zeitung).

„Daß der berühmte Philologe, der temperamentvolle Verfasser des großen Werkes über den ‚Mimus‘ ein anschaulich-lebensvolles Bild des alten Athen und des Perserhofes zu geben weiß, kein dramatisiertes Herodotkolleg, versteht sich wohl von selbst. Auch die einzelnen Gestalten sind lebendig erschaut, während der notwendige Konflikt des Helden . . . fein und tief erfaßt ist.“ Univ.-Prof. Robert Petsch (Zeitschr. f. deutschen Unterricht).

„Trotz all dem Herben hören wir ein süßes Raunen von hohen und höchsten Dingen, die unser sind, wenn wir nur treu bleiben. Wer sich helfen lassen will, unsere Zeit nicht bloß zu erleben, sondern über sie hinaus zu leben, der greife zu Reichs Flotte.“ Deutsche Tageszeitung.

„So klingt gar manches in Reichs Dichtung von Wendung scheinbar unentrinnbarer Volksnot und der Errettung durch den fest entschlossenen heldenhaften Führer wie Umsetzung von Erfahrungen unserer Tage in eine durch alle Zeiten strahlende und mahnende ferne Vergangenheit.“ Geheimrat Univ.-Prof. Max Koch (Deutsche Literaturgeschichte).

Deutsche Literaturgeschichte

Von **Alfred Biese**

18. Auflage (76. bis 79. Tausend). Erster Band: Von den Anfängen bis Herder. Zweiter Band: Von Goethe bis Mörike. Dritter Band: Von **Hebbel bis zur Gegenwart. Gebunden je M 55.—**

[illegible]

Deutsche Geschichte

Von **Oskar Jäger**

Zwei Bände mit vielen Abbildungen und Karten

5. Auflage — Gebunden M 90.—

[illegible]

Historische Volkslieder und Zeitgedichte

vom sechzehnten bis neunzehnten Jahrhundert

Gesammelt und erläutert von **August Hartmann**

Mit Melodien herausgegeben von Hyacinth Abele

Erster Band: Bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges. Geh. M 48.—

Zweiter Band: Von Mitte des 17. bis zu der des 18. Jahrh. Geh. M 48.—

Dritter (Schluß-) Band: Von 1756 bis 1879. Geh. M 34.—

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen



